Kursbuch 89

Blüh im Glanze

Tilman Spengler, Wendejubiläum
Stefan Welzk, Made in Germany
Lothar Baier, Im Glanz der Schuld
Claus Leggewie, Die Lage(r) der Union
Michael Sontheimer, Haus Vaterland
Eckart Britsch, Wunschmaschine Deutsche Nation
Cora Stephan, Die Transzendenz des Winkels
Karl Markus Michel, Rückkehr zur Fassade
Peter Weingart, Schnelle und langsame Brüter
Joseph von Westphalen, Lob der Bescheidenheit

Kursbuch / Rotbuch Verlag
September 1987 10 Mark A 20281 F

87-444

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: .....

89 Blüh im Glanze September 1987

Blüh im Glanze. Protokoll einer Fernsehshow zum fünfjährigen Jubiläum der Wende von *Tilman Spengler* 1
Stefan Welzk, Made in Germany. Deutsche Mark und deutsche Macht 15
Lothar Baier, Blüh im Glanze deiner Schuld 35
Claus Leggewie, Die Mittelstürmer. Über die Lage(r) der Union 49
Michael Sontheimer, Haus Vaterland 63
Eckart Britsch, Wunschmaschine Deutsche Nation 79
Cora Stephan, Die Transzendenz des Winkels 101
Karl Markus Michel, Rückkehr zur Fassade 125
Bernhard Windisch, Die Meistersinger. Mittelfränkische Prospekte 145
Peter Weingart, Schnelle und langsame Brüter. Die deutsche Wissenschaft zwischen Mittelmäßigkeit und Weltniveau 159
Manfred Seiler, Die Wende zum Guten. Rede des Generalsekretärs zum zehnjährigen Bestehen der Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie 177
Joseph von Westphalen, Lob der Bescheidenheit 189

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 8,50, im Einzelverkauf DM 10. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH/Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30; Telefon 261 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 881 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Jungfernstieg 20, 1000 Berlin 45, Telefon 030/772 24 43 und 773 30 61.
© 1987 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen.

Beilagen: Athenäum Verlag (Teilbeilage), »Info3«-Verlag (Teilbeilage), »Kirschkern«-Buchversand (Teilbeilage), Rotbuch Verlag

Blüh im Glanze

Protokoll einer Fernsehshow zum fünfjährigen Jubiläum der Wende

I Opening

I.01 Außen: Bayreuth vor dem Festspielhaus. Linder Sommerabend. Unter der Regie von Wolfgang Wagner haben sich sämtliche deutschen Generalintendanten zu einem Männerchor formiert. Die Herren tragen der Jahreszeit entsprechende weiße Smokings. Juliane Weber hebt den Taktstock.

I.02 Außen: (Musik: Klassik) Chor der Generalintendanten:
»Weia! Wende! Woge, du Wende!
Walle zur Wiege!
Wendelaweia!
Wallala wende weia!«

I.03 Außen: Umschnitt auf die Fischerchöre auf dem Rasen des Bundeskanzleramts. Die Chöre in den Trachten des Deutschen Reichs in den Grenzen von 1937:
(Musik: Volksgesang) »Wende, die ich meine,
die mein Herz erfreut
treibst mit deinem Scheine
aus der Klassen Neid.

Wende sorgt für alle,
sorgt für Groß und Klein,
Wende, bitte walle,
in mein Herz hinein.«
(Untertitel für Hörgeschädigte je nach Sendegebiet in Plattdeutsch, Bayrisch, Fränkisch, Schlesisch, Sächsisch, Siebenbürgisch.)

I.04 Innen: Umschnitt auf den alten Deutschen Bundestag. In den Ruinen, zwischen zerborstenen Pulten, den linken Flügel des abmontierten Bundesadlers zwischen den Schenkeln reibend, eine Rocksängerin, die an Nina Hagen erinnert (Rock/Punk):
»Ohko, Okay,
jetzt oder nie,
Hausaufgaben,
O Kohl, Hausaufgaben.

Du machst sie tags,
Du machst sie nachts,
Hausaufgaben,
oh Kohl, Hausaufgaben.

Wir sehen dich schwitzend auf dem Teppich,
geil das Gegrinse und so mächtig,
wir gehen schweigend in die Knie,
und denken: Hausaufgaben.
Ohko, okay, Hausaufgaben.«

I.05 Außen: Kamera fährt durch ein Loch des Plenarsaals. Gegenschnitt, Perspektivenwechsel: Deutsche Kathedralen im Schein der untergehenden Sonne. In München, Paderborn, Köln, Aachen und Regensburg läuten die Glocken.
O-Ton: Glockenläuten, abgestimmt auf die deutsche Nationalhymne.
Umschnitt in die Kirchen. An den Altären beginnen die deutschen Kurien-Kardinäle simultan mit der Zelebrierung von Pontifikal-Hochämtern zum fünfjährigen Bestehen der Wende. Rhythmische Überblendung von einem kirchlichen Würdenträger auf den anderen. In Regensburg singen Heino und die Domspatzen:
(Musik: populär/kirchlich) »Kein schöner Land in dieser Zeit
als nur das unsre weit und breit,
Gott hat's gesendet,
Gott hat's gewendet,
zu unsrer Freud.«

I.06 Innen/Außen: Kamera erfaßt knieende Gläubige in den Kirchen, Bildauflösung, kreative Überblendung auf mehrere Bataillone knieender Soldaten (Totale), die an einem schlichten Feldgottesdienst auf dem Truppenübungsplatz Grafenwörth teilnehmen.
O-Ton Wehrgeistlicher: »Geht, Ihr seid entlassen!«
Soldaten: »Dank sei Gott!«
Kamera bleibt auf Soldaten, die aufspringen und zu dreihundert ausgerichteten Leopard-Panzern laufen. Scheinwerfer leuchten auf, die Panzer beginnen ein motorisiertes Ballett von Wendemanövern.
O-Ton: Synchronisiertes Geräusch von Panzerketten.

II Begrüßung

Berlin vor dem Reichstagsgebäude. Ehrentribüne mit dem Rücken zur Mauer. Hufeisenförmig ausgerichtete Arena, bis auf den letzten Platz besetzt. Ein Dutzend Projektionswände zeigt die Filmeinspielungen vom Opening: Wende-Jubiläum.
Zwölf Parabolspiegel übertragen die Bilder in den Ostteil der Stadt. Auf der Ehrentribüne der Bundeskanzler, Kabinettsmitglieder, Vorstandsvorsitzende der wichtigsten Sponsoren, sämtliche deutschen Wimbledon-Sieger und die Spielführer der Weltmeisterschafts-Fußballer, ausgelesene Weinköniginnen. Kamera erfaßt die Ehrengäste, schwenkt dann auf den Moderator in der Arena, der die Maske von August Everding trägt.

II.01 O-Ton: Frenetischer Beifall.
Moderator:
»Guten Abend, Herr Bundeskanzler. Guten Abend Ihnen allen, meine Damen und Herren, und auch Ihnen, die Sie uns draußen im Lande empfangen können. Tja, Herr Bundeskanzler, fünf Jahre sind eine schöne Strecke. Da hat sich

manches ereignet. Und dann denkt man, nur wir sind eigentlich noch die alten geblieben. Aber damit genug philosophisches Beiwerk. Der heutige Abend soll heiter werden. Friedhelm Ost hat einmal sinngemäß gesagt: Politik und Unterhaltung sollen sich ergänzen!«
O-Ton: Beifall.
»Und daß Politik und Unterhaltung tatsächlich keine Gegensätze sind, wollen wir heute abend demonstrieren. In Rückblick, Gegenwart und Zukunft – und mit einigen Überraschungsgästen. Stichwort: Politik und Unterhaltung, Stichwort: Bürgernähe, Stichwort: Kunst. Ein magisches Dreieck, vorgetragen von den Berliner Schupos.«

II.02 Außen: Mehrere Spielmannszüge der Berliner Bereitschaftspolizei ziehen mit klingendem Spiel in die Arena. Es erklingt Händels Wassermusik. Hinter den Zügen fahren Wasserwerfer, die im Takt Fontänen in den Himmel schießen. Scheinwerfer lassen die Kaskaden in Schwarz-Rot-Gold glitzern.
O-Ton: Wilder Beifall.
Moderator:
»Wenn ich das mal scherzhaft sagen darf: Das war reizend, ganz ohne Reizgas. Es geht eben auch anders. Hier in Berlin und draußen im Lande.«
O-Ton: Beifall.
Spielmannszüge ab.
Moderator:
»Unseren ersten Ehrengast erwarten wir aus, nein, das will ich Ihnen noch nicht verraten. Ich frage gerade einmal in der Regie, wann wir mit ihm rechnen dürfen. Gut, dann machen wir weiter mit Zuspiel. Meine Damen und Herren, eine heitere Leistungsbilanz! Wir beginnen mit einer Elite und machen dann weiter mit anderen Eliten. Meine Damen und Herren, seit der Wende hat Leistung wieder ihren Lohn, hat Spitzenleistung wieder ihren Spitzenlohn. Herr Bundeskanzler, der Dank Ihrer Spitzenwissenschaftler!«

III.01 Außen: Kamera erfaßt ausgewählte deutsche Spitzenwissenschaftler, die zu Johann Straußens »Perpetuum Nobile« sur le point in die Arena tanzen. Angeführt wird die Gruppe von zwei Tambour-Majoren, die aussehen wie Reimar Lüst und Heinz Maier-Leibnitz. Um die Tänzer gruppiert sich der Chor der zweitklassigen Mathematiker: Bereich Anwendung.

(Musik: Orff'sche Schulmusik)

Chor:
»Wir hacken und wracken
mit hangendem Nacken
bei Tag und bei Nacht.

Hoch steigen die Spitzen
doch wir bleiben sitzen,
bei Tag und bei Nacht.

Wir könnten mit unseren schwieligen Kuppen
die Spitzen schon löschen, die Lichter der Welt,
doch hacken wir weiter

Wir hacken und wracken
und wracken und hacken
ja doch nur für Geld.«
Die Spitzenwissenschaftler steigen einander auf die Schultern und formieren sich zu einer artistischen Pyramide, sie stimmen ein Schunkellied an.

(Musik: karnevalesk)

Schunkellied der Spitzenwissenschaftler:
»Der schönste Platz ist immer an der Spitze,
doch auf der Spitze ist jetzt kaum noch Platz,
drum haun wir fröhlich jedem auf die Mütze,
da ist das Forschen erst die wahre Hatz.
Olé!«
Tosender Beifall, die Pyramide löst sich auf, die Spitzenwissenschaftler reiten auf den Schultern der Zweitklassigen aus der Arena.

III.02

Kamera auf Moderator.
Moderator:
»Ja, das macht Stimmung, und zu dieser Stimmung paßt auch das nächste Zuspiel. Ich bitte um Verdunkelung.«
Das Flutlicht wird stufenweise heruntergeschaltet, auf den Projektionswänden erscheinen in Überblendungssequenzen die schönsten deutschen Kernkraftwerke. Die Bildregie montiert neun Atomeier zu einer Sonne mit acht Strahlen. Die Strahlen verändern ihre Position im Takt der Musik.

(Musik: minimalistisch/ Folklore)

Chor der Atomeier:
»Wir lieben's brüt, wir liebens brüt,
wir lieben's brüt, brüt, brüt,
denn wir sind fit, denn wir sind fit,
ja ach so fit, fit, fit.
Wir sind die Brüter der Nation.
Wir sind die Eier vom Atom
und machen Strom, ganz einfach Strom
und auch noch viel davon.«
Kamera auf den Kanzler, der mit ausgebreiteten Armen mitdirigiert. Prominente Mitglieder der CDU-Bundestagsfraktion schwenken im Takt ihre Stahlhelme, Gewerkschaftler ihre Plastikhelme, Arbeitgebervertreter ihre Zylinder.

III.03

Moderator:
»Nicht immer gab es Strom in diesem Land, manchmal drohten die Lichter auszugehen; zu einer besonders schwierigen Zeit gab es kaum Lichter. ›Licht und Leben‹, sagt das Dichterwort, ›beides bringt Segen‹. Meine Damen und Herren, drei Allegorien, getanzt, nachempfunden, verkörpert von Hanna-Renate Laurien, Dorothee Wilms und Manfred Wörner. Drei Allegorien, die auch unser Schicksal bestimmten.«
Auf Rollschuhen gleiten die drei in die Arena. Die Damen im schwarzen und roten Tutu, Wörner in der Ausrüstung eines Kampfschwimmers mit auf-

gesprenkeltem Goldlack. Sie vereinigen sich zu einem Pas de trois, lösen sich voneinander und werden dann an drei Nylonseilen eine steile Fläche hochgezogen. Plötzlicher Lichtwechsel: Die erste steile Fläche erscheint als rauchender Trümmerberg. Ein Engel schwebt herab, in seinen Händen die Inschrift: Der Geist der Trümmerfrauen. Aus dem Berg erklingt eine Stimme, die von Anneliese Rothenberger stammen könnte.

(Musik: erst tragisch, dann heiter)

Lied an die klaglosen Trümmerfrauen:
»O holde Trümmerfrauen,
ihr halft uns, aufzubauen.
Ohne Zagen, ohne Klagen
sahen wir euch die Steine tragen.

Munter wart ihr: klopf, klopf, klopf,
lief der Scheiß auch tropf, tropf, tropf.
Munter wart ihr, klopf, klopf, klopf,
lief der Schweiß auch tropf, tropf, tropf.«
Die Ehrentribüne fällt in den Refrain ein. Tränen rinnen, Taschentücher werden herumgereicht, prominente Mitglieder der CDU schluchzen ungehemmt in ihre Stahlhelme.

III.04

Die Führungskamera erfaßt eine zweite steile Fläche: Die Fläche öffnet sich langsam und gibt den Blick frei auf eine riesige, sich nach oben verjüngende Höhle, an deren Innenwänden Zehntausende von Schnecken mit kleinen brennenden Kerzen kriechen. Im Eingang der Höhle liegt eine riesige Spirale. Eine Gestalt, die wie Elisabeth Noelle-Neumann aussieht, entfernt mit rituellen Gesten die Spirale und spricht:
»Dich banne ich, Schweigespirale!«
Ein Kinderchor ertönt:

(Musik: kindlich, fest)

Kanon zum Schutz des ungeborenen Lebens:
»Brenne, Kerzlein, brenne,
zeig den Weg dem Samen,
brenne, Kerzlein, brenne,
leit ihn gut, den lahmen.

Schwellen soll der Bauch
und die Heimat auch.
Mutterglück, Mutterglück,
komm zurück, komm zurück.«
O-Ton: Applaus.
In Kommunionsgewändern steigt der Kinderchor, ebenfalls brennende Kerzen in den Händen, zur Ehrentribüne hoch.

III.05

Nachdem der Bundeskanzler die Kinder geküßt hat, schwenkt die Kamera auf die dritte Steilfläche. Im plötzlichen Lichtwechsel wird sie sichtbar als Gralstempel. Der Tempel öffnet sich, ein Engel schwebt herab mit dem Spruchband: Gnade der späten Geburt. Eine Stimme, die klingt wie die von René Kollo, singt:

(Musik: empfindungsvoll)

Das Lied von der Gnade der späten Geburt:
»Als Kindlein klein in der Nachkriegszeit,
ja di heißa, di heißa, juchee,
da war das Verhängnis Vergangenheit,
ja die heißa, di heißa, juchee.
Das junge Seelchen blieb unbefleckt,
die Äuglein blickten nach vorn,
die Händlein allzeit ausgestreckt,
zu versöhnen der Völker Zorn.«
Während der Refrain von einem Bergmannschor aufgenommen wird, fährt die Technik einige Soldatengräber von Bitburg hoch. Erst sind nur die Grabsteine sichtbar, dann auch die Särge. Zu Pizzicato-Klängen öffnen sich die Sargdeckel, und Kriegsteilnehmer verschiedener Nationen entsteigen in ihren Uniformen den Gräbern. Sie treten langsam aufeinander zu, schütteln sich bewegt die Hände und stellen sich dann nach Art der Donkosaken zu einem Chor zusammen:

(Musik: machtvoll, Hörnerklang)

Chor der Versöhnten:
»Vierzig Jahre sind genug,
wir wollen aus der Gruft,
Vergangenheit, das ist nicht Fluch,
vorbei, jetzt an die Luft.

Die Ehre, für die wir gekämpft,
die macht uns all zu Brüdern,
so singen wir denn ungedämpft:
wir machen's immer wieder!

Doch Seit an Seit beim nächsten Mal,
und führt der Weg auch zum Ural,
doch Seit an Seit, beim nächsten Mal,
und führt der Weg auch zum Ural.«
Prominente Mitglieder des CDU-Wehrausschusses haben ihre Stahlhelme aufgesetzt und salutieren, des Kanzlers rechte Hand liegt auf dessen Herz.

IV Intermezzo

Moderator:
»Jetzt hat mir die Regie mitgeteilt, daß wir jede Sekunde mit unserem Ehrengast rechnen können. Ich bitte die Musik um einen Trommelwirbel.«
In den Trommelwirbel mischt sich das Geräusch eines stotternden Sportflugzeugs. Über der Arena zieht eine Cessna zwei Schleifen, dann setzt sie vor der Ehrentribüne zur Landung an.
Moderator:
»Herr Bundeskanzler, zu Ihrem heutigen Jubeltag als Ehrengast . . .«
Die weiteren Worte des Moderators gehen im Jubel des Publikums unter. Aus dem Flugzeug steigen Mathias Rust, Generalsekretär Gorbatschow, einige nicht identifizierbare Mitglieder des sowjetischen Zentralkomitees und fünf mürrische Justitiare vom *Stern*. Mathias Rust bringt Gorbatschow und dessen Begleiter auf die Ehrentribüne. Prominente CDU-Abgeordnete setzen ihre Stahlhelme auf. Ein bayrischer Staatssekretär läßt sich Gerätschaft zum Blutabnehmen reichen. Gorbatschow scheint zu frösteln. Auf einen Wink des Bundeskanzlers bringt Waldemar Schreckenberger einen etwas altmodischen Zweireiher. Be-

grüßungsworte sind kaum zu verstehen, nur, als auf eine heftige Abwehrreaktion von Gorbatschow eine kurze Stille eintritt, hört man die Stimme des Kanzlers:
»... versteh ich nicht, der Goebbels hatte doch einen guten Schneider.«

V Finale

Neues Zuspiel über die Projektionswände: Die deutschen Kurienkardinäle erteilen den Schlußsegen, die Panzer in Grafenwöhr fahren ihre letzten Pirouetten. In den Klang von Panzerketten und Kirchenglocken mischt sich noch einmal das Geräusch eines Flugzeugs, das sich dann wieder entfernt.

V.01 Moderator:
»Meine Damen und Herren, wir kommen zum Finale – ich sage das ein wenig mit Bedauern, einmal, weil die schöne Sendung so schnell vorbeigegangen ist ...«
O-Ton: Tosender Beifall.
»Vielen Dank, vielen Dank. Zum zweiten bin ich traurig, daß es zwei weitere Ehrengäste offenbar nicht mehr pünktlich geschafft haben, nun ja, man kennt die Bürden des Amtes, ich darf Ihnen stattdessen verraten, daß Franz Josef Strauß eigenhändig den österreichischen Bundespräsidenten Waldheim abgeholt hat und sich seit neun Stunden auf dem Anflug von Wien befindet, ein herzliches Vergelt's Gott, Herr Ministerpräsident, es wäre schön, sie hier dabei gehabt zu haben.«
O-Ton: Beifall.
»Bevor wir zum Finale kommen, noch eine scherzhafte Einlage unserer Umweltminister. Ein Wettgelage, wenn Sie so wollen. Das große Fressen, La Grande Bouffe, Arena frei für unsere Minister!«

V.02

Gekleidet wie die Zwerge in Schneewittchen nehmen die deutschen Umweltminister an einem runden Tisch Platz und beginnen, angefeuert von munteren Zurufen aus dem Publikum und von der Ehrentribüne, aus zementierten Trögen radioaktiv verstrahlte Molke zu löffeln. Nach einer Viertelstunde zeigt sich der bayrische Umweltminister als Sieger. Mit den Worten »Der hat ja auch geübt« hebt der Bundeskanzler die Hand des Siegers, die den Löffel noch umschlossen hält, empor.
André Heller erscheint in einem Pierrot-Kostüm und lädt die Teilnehmer am Wettbewerb zu einem Furz-Konzert nach Hamburg ein.
O-Ton: Applaus.

V.03

Moderator:
»Ja, Scherz muß sein, meine Damen und Herren, auch an einem so würdigen Abend wie heute. Ich darf Ihnen noch sagen, daß ich mittlerweile erfahren habe, daß Ministerpräsident Franz Josef Strauß und Bundespräsident Kurt Waldheim sicher gelandet sind – leider am Prenzlauer Berg, die ›Tagesthemen‹ werden wohl darüber berichten. Und nun zu unserem letzten Stück, vor dem ich mich schon recht herzlich von Ihnen verabschiede.«
O-Ton: Lebhafter Beifall.

V.04

Zum Finale haben sich alle Mitwirkenden vor der Ehrentribüne versammelt. Auf der Prominenz spielen Lichtkegel, wie sie von Albert Speer oder Robert Wilson hätten entworfen sein können. Die Prominenz kreuzt die Arme vor der Brust und ergreift mit der rechten und linken Hand die rechte oder linke Hand des Nachbarn. Hannelore Kohl stimmt als Vorsängerin den »Chor der Männerfreundschaft« an.

(Musik: fest und urig)

Hannelore Kohl:
»Ach, Männer sind so haarig

und herrlich solidarisch,
Männer sind Tarzan und Hävelmann,
sind Starkstrom, Ekstase und Marzipan.«

Chor:
»Wir lassen auch niemand im Regen stehn,
ham wir noch nie gemacht,
ham wir noch nie gedacht,
und wenn einer naß wird, dann trocknen wir den,
denn das ist der Zauber der Macht,
der Macht,
der Macht,
der Macht, ja jucheh, ja der Macht.«

Hannelore Kohl:
»Keine Wende ohne Spende
das ist unser Männer Los,
und jede Spende will gleich Wende
freie Stimme hemmt der Kloß.«

Chor (verstärkt durch Trachtengruppen aus Nepal und Tibet):
»Freunde sind überall, sind auch im Weltenall
egal, wie dünn die Luft,
egal, wie nahe die Gruft,
wir sorgen für Wärme im Stall,
denn das ist der Zauber der Macht,
der Macht,
der Macht,
der Macht, ja jucheh, ja der Macht.«

Hannelore Kohl:
»Die Schatten der Vergangenheit,
die machen nur Schwachen zu schaffen,
die Starken, die kennen keine Zeit,
die Starken verstehen zu raffen.«

Chor (verstärkt durch The Original Jewish West-Bank Fiddlers):
»Wer vierzig Jahre Schuld gespart,

der ist der wahre Meister,
er spendet Zinsen seiner Art,
ein guter Deutscher heißt er,
denn das ist der Zauber der Macht,
der Macht,
der Macht,
der Macht, ja jucheh, ja der Macht.«

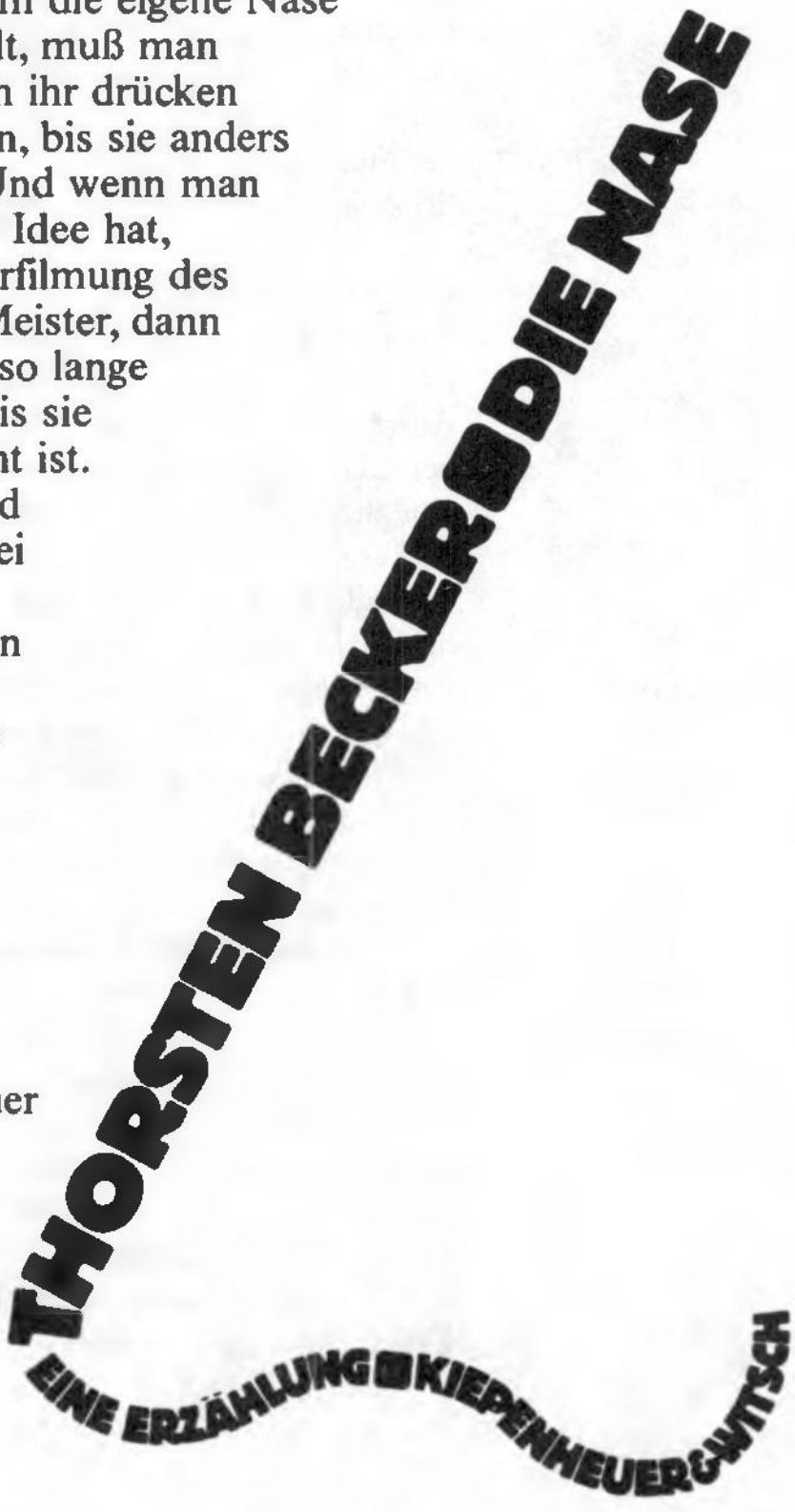
V.05 O-Ton: Tosender Beifall.
Kohl winkt jubelnd ins Publikum und schreitet eine Ehrenrunde auf der Tribüne. Orkanartiges Anschwellen des Beifalls. Prominente Mitglieder der CDU werfen ihre Stahlhelme in die Menge. Aus dem Rednerpult steigt plötzlich Erich Honecker und umarmt gerührt den Kanzler. Wie Fußballer nach einem schweren Spiel tauschen die beiden ihre Sakkos. Das Publikum in Ekstase. Dann tauschen die beiden auch ihre Hosen. Kohl tritt an die Mikrophone und verkündet eine Generalamnestie für alle Schuldigen in der Flensburger Verkehrssünderkartei. Glockengeläut, Salven der Berchtesgadener Gebirgsschützen, Feuerwerk, das Publikum fällt ergriffen auf die Knie und stimmt die Nationalhymne an.

(Musik: deutsch) Publikum:
»Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand.
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!«

© *Tilman Spengler 1987*

Wenn einem die eigene Nase
nicht gefällt, muß man
so lange an ihr drücken
oder ziehen, bis sie anders
aussieht. Und wenn man
eine große Idee hat,
z.B. die Verfilmung des
Wilhelm Meister, dann
muß man so lange
arbeiten, bis sie
verwirklicht ist.
Werner und
Walter, zwei
jungen
Männern in
der DDR,
gelingt das
eine, nicht
aber das
andere ...

Broschur
DM 19,80
Kiepenheuer
&Witsch



Stefan Welzk
Made in Germany. Deutsche Mark und deutsche Macht

Vernehmlich und mit einem giftigen Seitenblick auf seinen verlotterten Konkurrenten Mars sprach Merkur: »Ich bin der Herr dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!« Und der deutsche Michel hatte es nach schmerzhafter Lektion endlich begriffen. So begann das »Wirtschaftswunder«.

Doch diese gefällige Etikette für den Superboom der Nachkriegszeit ließ sensiblere Gemüter bereits erzittern. Allzu heikel war das Wort vom »Wunder« mit dem deutschen Bewußtsein verknüpft, mit dem Selbstbild eines Begnadetseins, das der kritischen Distanz im Vollzug eines Programms nicht bedarf. Und da war auch schon wieder diese Ausschließlichkeit. Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun. Nicht nur vom Kriegsgeschäft ließ man die Finger. Auch sonstiges, was den reifen Mann durchaus schmückt, hatte im Getümmel jenes Supermarktes, in den das bundesdeutsche Vaterland alsbald verwandelt wurde, kaum eine Chance. Nur spärlich hat man Apoll gehuldigt und seinen Assistentinnen Melpomene, Klio, Eutherpe und Erato. Während zu anderen Zeiten in anderer Herren Länder wirtschaftliche und kulturelle Blüte miteinander einhergingen, so in den von Spanien befreiten Niederlanden oder im Italien der Renaissance, sind die deutschen Nachkriegsjahrzehnte eher eine Epoche der Abstinenz vom Geistigen. Noch weniger en vogue war die Selbstbefragung über die Ursachen jenes völkischen Rowdytums, dem man gerade zwangsweise entsagt hatte. Die »Wir sind wieder wer«-Pose – die schon legendäre Dümmlichkeit des selbstgefälligen Unternehmers –, sie hat fast alles erstickt.

Jetzt, wo der Glanz des Nachkriegswunders verblaßt, wäre die Stunde der Reflexion gekommen. Doch die Perioden wirtschaftlicher Flaute sind seit jeher die Boomzeiten der Propagandisten. Nach einem Wort Winston Churchills soll man nur derjenigen Statistik vertrauen, die man selber gefälscht hat. Kohl & Bangemann hingegen lassen sich den klaren Blick weder von ihrer amtlichen Statistik noch von den Tatsachen trüben. Die offizielle Diagnose liest sich gegenwärtig wie folgt: Erstens läuft das Wirtschafts-

wachstum derzeit wie geschmiert. Von einem Verlust der Wachstumsdynamik kann keine Rede sein. Zweitens erklärt sich dieser Verlust aus einer schicksalhaften weltwirtschaftlichen Wetterwende (im Gutachterdeutsch: »einer Veränderung der außenwirtschaftlichen Rahmenbedingungen«), an der wir schuldlos sind. Und zum dritten liegt die Schuld für diese Dauerflaute eindeutig bei den unteren Schichten der deutschen Schaffensgemeinschaft. Sie folgt notwendig aus dem Verfall nationaler Tugenden wie Bescheidenheit, Arbeitsfreude und Disziplin.

So bestechend diese Analyse auch sein mag – irgendwie hinterläßt sie ein Gefühl des Unbefriedigtseins. Die Sicherung unseres abbröckelnden Wohlstands setzt eine gewisse Einsicht in seine Entstehungsgründe voraus. Werfen wir deshalb einen nüchternen Blick auf die Fakten der Stunde Null und der frühen Jahre dieses späten, vierten Reiches:

Eine Kombination aus Schicksalsschlägen, nationaler Entmündigung und Bedrohung hat den westdeutschen Superboom auf den Weg gebracht. Da ist zuerst der Verlust der Ostgebiete. Deutschland wurde seiner strukturschwachen Regionen beraubt. Die Wirkung ist so ähnlich, als würde Italien von seinem Mezzogiorno entlastet, das ehemalige Königreich von Neapel und Sizilien zurückgestoßen in die Unabhängigkeit. Gewiß war mit der verlorenen Heimat auch manches Industrierevier abhanden gekommen. Doch unbestreitbar lag das Pro-Kopf-Produkt auf dem Gebiet der heutigen BRD weit über dem der ostelbischen Provinzen. Die Verfügung über ärmere Regionen lohnt sich allenfalls, wenn man diese ausplündern kann, als koloniale Treuhandgebiete oder verschuldete Entwicklungsländer. Anders sieht es aus, wo einheitliches Recht, Tariflöhne und Sozialstaat ein regional ungefähr gleiches Einkommensniveau garantieren. So manche industriell unversehrte Region ist landschaftlich ein Juwel, folkloristisch und kulturell eine Zier, doch wirtschaftlich eine Bürde.

Ein klarer speed-up der bundesdeutschen Wirtschaft waren die Vertriebenen und Flüchtlinge. In Amerika nennt man solche Arbeitskräfte »target workers« – Menschen, die dringend die Sicherung der elementaren Grundbedürfnisse ansparen müssen, deshalb bis zur Erschöpfung malochen und jedem Arbeitskonflikt aus dem Weg gehen. Auch ihren eingesessenen westdeutschen Landsleuten blieb kaum ein anderes Feld für ihre Rastlosigkeit als Wirtschaft und Wohlstand, nachdem der deutsche Idealismus in seiner historisch gewordenen Konkretion als völkische Übermenschengemeinschaft nicht mehr salonfähig und die Sucht, sich höheren Zielen hinzugeben, etwas abgeflaut war. Die legendäre Energie der germanischen Rasse war endlich wieder ins Nichtdestruktive gelenkt. Und im Arbeitsrausch des Aufbaubooms ließ sich trefflich verdrängen, was man in den grandiosen

zwölf Jahren der nationalen Wiedergeburt an Entsetzlichem durchgemacht oder angerichtet hatte. So verdankt sich das Wirtschaftswunder nicht zuletzt einem völkischen Vergessenwollen, einer kollektiven Flucht in die Arbeit.

Zugleich verfügte unsere Wirtschaft über eine Produktivkraft besonderer Art. Was sich in anderen westlichen Staaten erst in jahrzehntelangen Prozessen durchsetzte, war in Deutschland schon mit Kriegsende gegeben – die industrielle Verwertbarkeit der Frau. Gewohnt, in den Fabriken ihre zur Front abkommandierten, gefangenen, gefallenen oder verstümmelten Männer zu ersetzen, hatte sich der gemeinere Teil der deutschen Frauenschaft in eine arbeitswillige, befehls- und entbehrungsgewohnte Einsatzreserve verwandelt, die nicht nur die Trümmer der großen Zeit ehrenamtlich von den Straßen schippte. Sie bot zugleich eine preiswerte Reservearmee idealer Prägung für die niederen Jobs der wiedererblühenden Wirtschaft. Wer die Prüfungen und Spätfolgen jener Pionierzeit der Frauenemanzipation überlebt hat, ist derart leidgestählt, daß er sich durchaus mit dem deutschen Sozialhilfesatz von fast 400 Mark durchzuschlagen versteht.

Dem Vertriebenenschub folgte sodann das allmähliche Ausbluten der DDR, jener ost-westliche brain drain, der den Bundesdeutschen einiges an Humankapitalkosten gespart und ihre Wirtschaft mit einer hochagilen, qualifizierten und mobilen Verfügungsreserve versehen hat.

Zum Segen geriet zugleich der Souveränitätsverlust. Als die beiden erfolgreichsten Industriestaaten der Nachkriegsepoche gelten die beiden Verlierer Japan und (Bundes-)Deutschland. Sie waren zugleich die beiden Industriestaaten mit dem geringsten Rüstungsanteil am Sozialprodukt. Was für Panzer und Geschütze ausgegeben wird, steht nun einmal nicht für produktive Investitionen zur Verfügung. Beiden Staaten hatten die Siegermächte die Wiederbewaffnung zunächst untersagt und später nur in kleiner Dosierung freigegeben. Während Amerika – besessen und zunehmend überfordert von seiner Starrolle als Weltmacht – sich allmählich in den Ruin hineinrüstete, konnte der deutsche Michel unterm atomaren Schirm des großen Bruders unbehelligt an seinem Wohlstand basteln.

Deutschland hatte zugleich den Vorteil, schon im Gefolge des Ersten Weltkriegs seines Kolonialreichs verlustig gegangen zu sein. So verblutete es sich nicht in aussichts- und endlosen Guerrilla-Kriegen gegen afrikanische oder asiatische Befreiungsbewegungen wie England, Frankreich, Portugal, Belgien oder die Niederlande.

Und schließlich zeitigte die makabre Effizienz der alliierten Bombardements bei der Ausradierung der Industriezentren wirtschaftliche Spätfolgen. Die berüchtigten Systemzwänge eines ererbten Kapitalstocks – kleine

Docks erzwingen kleine Schiffe, alte Maschinenparks produzieren veraltete Maschinen – haben zum Beispiel Englands Entwicklung empfindlich gebremst. Den Deutschen dagegen hat die alliierte Luftwaffe den Neubeginn auf einer tabula rasa beschert und damit auf modernstem technischen Niveau.

Ein entscheidender Pluspunkt war die vermeintliche oder reale russische Bedrohung. Die Sieger hatten gar nicht die Zeit, sich mit Rachegelüsten aufzuhalten. Über Nacht mußte der Feind zum Verbündeten gewandelt werden. Statt überzogene Reparationsforderungen und Ruhrbesetzung folgten dem Krieg diesmal care-Pakete und Marshall-Plan-Hilfe. Als es dann nicht zur heißen Konfrontation kam, wurde im Zuge des Kalten Krieges versucht, die beiden Deutschland als Frontstaaten zu Schaufenstern ihrer jeweiligen Systeme hochzupäppeln.

Günstig für die bundesdeutsche Entwicklung mag sich auch die Absonderung Berlins in seine Insellage ausgewirkt haben. Damit war dem Land der *eine,* alles in seinen Sog ziehende Pol genommen. Während die Agglomeration von Paris wie ein Krebsgeschwür wuchert und Frankreich aussaugt, während der Großraum London das gesamte Rest-England zur Provinz degradiert, hat sich die bundesdeutsche Entwicklung um etwa acht konkurrierende Mini-Metropolen kondensiert, um Hamburg, Hannover und München, um Frankfurt, Stuttgart und Köln/Düsseldorf, um Mannheim/Ludwigshafen, den Ruhrpott und eben Berlin. Das ist nicht nur der wirtschaftlichen Erschließung dieser Rumpfrepublik zugute gekommen, sondern auch der geistigen und kulturellen Wiederbelebung, der Ideenvielfalt und Innovation – innerhalb der dürftigen Potenzen freilich, die dem deutschen Geist nach seiner Arisierung geblieben sind. Hierzulande gibt es eben nicht *das* premierenzelebrierende maßgebliche Nationaltheater, die *eine* museal erstarrte Staatsoper und eine deutsche Sorbonne, deren Gelehrte schon kraft Ortsbonus recht haben. Dieser Polyzentrismus birgt vielleicht das Risiko einer bundesweiten Provinzialität, doch im Grunde hat man nach der zentralistischen Ekstase des zum Faschismus gesteigerten Wilhelminischen Deutschtums zum Quasi-Föderalismus des vorpreußischen Kaiserreichs zurückgesucht. Heutzutage ist die Autorität der Ministerialbürokratie von vornherein durch die eklatante Bedeutungslosigkeit des bundesdeutschen Hauptstädtchens lädiert.

So blühte und gedieh die Nachkriegswirtschaft mit ungestümer Kraft, frühzeitig entfesselt dank jener von Ludwig Erhard zugelassenen Deregulierung, deren pionierhaften Mut jeder bundesdeutsche Schulbub zu preisen lernt. Im Lande herrschte tiefer politischer Frieden. Die Linksradikalen hatte man großenteils umgebracht, und die Rechtsradikalen hielten es für

geboten, sich zunächst zurückzuhalten, oder sie erholten sich in der südamerikanischen Sonne von den Strapazen der großen Zeit. Die dank Berlin und Flüchtlingsstrom hautnah empfundene östliche Bedrohung tat ein übriges, die Parteien zusammenrücken zu lassen. Und wo es rundum spürbar aufwärts geht, ist ohnehin kein Platz für Klassenhaß und für Kritik an der Arroganz der jeweiligen Eliten.

Diese günstige Kombination von Schicksalsschlägen wie Verlust der Ostgebiete, Flüchtlingsstrom, technologischer Neubeginn, Berlin-Absonderung, östliche Bedrohung und Rüstungsaskese erklärt freilich nur den einen Teil des Wirtschaftswunders. Schließlich hatte sich das Füllhorn des Wohlstands nicht nur über die Bundesdeutschen ausgegossen. Ganz Westeuropa schwelgte im Wachstumsrausch, und nach und nach verlor sich die Angst vor Arbeitslosigkeit und nackter Not. Amerikas legendäres Konsumentenparadies wurde allmählich auch in der alten Welt Wirklichkeit.

Des Wunders Erklärung waren wachsende Reallöhne und Freihandel. Zwischen den Weltkriegen erstickte der alte Kontinent im Korsett von Handelsschranken und Kartellabsprachen. Die Märkte waren vermachtet. Statt unter dem vitalisierenden Klima freien Wettbewerbs bewegten sich die Konzerne im Komfort einer ausgehandelten Umwelt. Das sicherte solide Profite bei schwacher Innovation, geringem Wachstum und niedrigen Löhnen. Auslandskonkurrenten, Außenseiter und Newcomer hatten kaum Chancen. Karrieren wie Nixdorf, Korf oder Grundig wären damals fast undenkbar gewesen.

Der riesige, rasch wachsende Binnenmarkt Amerikas dagegen hatte einen Schub weitgreifender Innovationen ausgelöst. Die Kaufkraft in den explodierenden Ballungszentren bot die Grundlage für Marketingsysteme wie Supermarkt- und Fast-food-Ketten, für Tiefkühlkost und den Verkaufsboom der Massenkonsumgüter, vom Staubsauger bis zum Auto, mit all den zugehörigen Vertriebs-, Transport- und Servicenetzen. Normiert von einer Werbung bislang unbekannter Intensität und Raffinesse wurde die Nachfrage gesteuert und abgestimmt auf die Fabrikation. Das war die Voraussetzung für neue, hochkapitalintensive, doch enorm kostengünstige Technologien, für die kontinuierliche Fließproduktion von Waren, die in Europa noch schubweise in vorgegebenen Stückzahlen erzeugt wurden. Der alte Kontinent kannte (nach einem Wort Alfred Chandlers) keine Massen-, sondern Klassenmärkte, und die waren zersplittert und stagnierten.

Die entscheidende Voraussetzung des amerikanischen Wunders – rasches Wachstum der Reallöhne – wurde erst nach dem Weltkrieg in Westeuropa durchgesetzt. Die Kaufkraft stieg dann auch hier im Gleichschritt mit der Produktivität, und mit keynesianischer Konjunktursteuerung wurden De-

pressionen abgefangen. Damit war das Kardinalproblem des Kapitalismus – die ewige Wiederkehr sich selbst verstärkender Nachfragekrisen – entschärft. Die Folge war der stabilste und stärkste Boom der Geschichte und parallel dazu ein Wohlstand, der jede revolutionäre Partei und Bewegung chancenlos ins politische Abseits verbannte. Nicht nur innen-, sondern auch außenpolitisch wurden die Nachkriegsjahrzehnte zur konfliktärmsten Epoche in der Geschichte der Industriehemisphäre. Denn weil das Wachstum jeder westlichen Volkswirtschaft sich nunmehr in erster Linie über die wachsende Inlandsnachfrage der Konsumenten stabilisierte, verloren Außenhandelskonflikte ihre vitale Bedeutung. Gerade deshalb konnte der Handel zwischen den Industriestaaten so stark und störungsfrei wachsen wie nie zuvor – zu unserem und jedermanns Nutzen.

Doch inzwischen scheint die Luft raus zu sein aus unserem schönen Wirtschaftswunder. In den achtziger Jahren ging es bei den unteren Ständen spürbar bergab. Die Gespenster der Vergangenheit – Arbeitslosigkeit und nackte Armut – sind zurückgekehrt und sitzen auch der noch immer gut versorgten Mehrheit im Nacken. Die Angst um den Job vergiftet fast allerorten das Betriebsklima. Die Lebensqualität ist lädiert, lange bevor der blaue Brief kommt, und auch dann, wenn er ausbleibt.

Das freilich ist nur die Sichtweise katastrophenhungriger Demagogie. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Wir entnehmen sie einem Referat des Herrn Alfred Herrhausen. Der Mann ist nicht irgendwer, sondern Vorstandssprecher der Deutschen Bank und damit um einiges mächtiger als der bundesdeutsche Wirtschaftsminister. Vorgetragen wurden diese Einsichten auf dem Jahreskongreß 1987 des 187. Distrikts von Rotary International in Neuß und abgedruckt doppelseitig und in blendender Aufmachung im *Handelsblatt:*

»Die wirtschaftlichen und ein Teil der damit verbundenen geistigen Gegenwartstendenzen in der Bundesrepublik sind durch einen merkwürdigen Widerspruch gekennzeichnet. Gemessen an den objektiven Tatsachen geht es der deutschen Wirtschaft gut, so gut wie schon lange nicht mehr. Wir haben Preisstabilität, also keinen Geldwertverfall, Wachstum, also Entwicklung, Handels- und Leistungsbilanz sind positiv, der Haushalt ist solider geworden, die DM wird hochgeschätzt und ist demzufolge stark, die Zinsen sind vergleichsweise niedrig, die Beschäftigung nimmt zu, und – was vielleicht das Wichtigste ist – auf breiter Front sind die Realeinkommen gestiegen. Liest man jedoch manche Zeitungen und folgt den elektronischen Medien, so drängt sich einem vielfach der Eindruck auf, wir lebten in der Bundesrepublik in einem beklagenswerten Jammertal. Da ist die Rede von einer neuen Armut, von Sozialabbau, Umverteilung von unten nach oben, von

Massenarbeitslosigkeit, von ökologischer Katastrophe, Machtmißbrauch, Staatsverdrossenheit, von Repression und Niedergang. In dieser Haltung scheint ein eigenartiger Topos auf: Die tatsächliche Lage, die Gegenwart und ihre Erfolge sind eine Sache, sie erscheinen banal bis selbstverständlich. (...) Die geistige Grundbefindlichkeit aber ist eine andere. (...) Auf der Klaviatur der Ängste, des Pessimismus und der Verweigerungshaltung spielen virtuose und professionelle Kassandras; sie fördern alles, was aus rationaler Beurteilung und schöpferischer Perspektive dumpfe, ängstliche Emotion macht.«[1]

Das Faszinierende ist: Der Mann hat recht. Es geht uns blendend. Das ist die entscheidende Leistung der Wende: Weniger die Realität hat sich geändert als das, was man als diese ansieht und abgrenzt. Die Wirklichkeiten werden in der Tat von den Medien bestimmt, doch dort ist es in erstaunlichem Ausmaß gelungen, jene virtuosen und professionellen Kassandras abzudrängen. Das dokumentieren eindrucksvoll die Umfragen der Meinungsforschungsinstitute.

Die Fakten geben ein klares Bild der Solidität. Die Gewinnsituation der Wirtschaft ist, milde gesagt, blendend. Die Aktiengesellschaften von Chemie, Autoindustrie und Elektrotechnik z. B. hatten ihre Belastung mit Bankkrediten und Anleihen schon 1984 bis auf 3,5 Prozent abgebaut – gegenüber noch 17,7 Prozent im Jahr 1974. Der deutsche Hoechst-Konzern etwa war 1970 zu 29,7 Prozent mit Bankkrediten und Anleihen finanziert. Jetzt sind es gerade noch 2 Prozent. Kaum je zuvor standen Deutschlands Konzerne besser im Gelde als heute. Kaum jemand von uns erinnert sich an ein Deflationsjahr, an einen Wertanstieg des Papiergeldes. Die Kreditzinsen sind auf einem Minimum. Unsere Währung ist die stabilste der Welt. Die Mark strahlt stärker als je zuvor. Ihr Außenwert hat seit 1980 gegenüber den vierzehn wichtigsten Ländern um zehn Prozent zugelegt. Und unser Exportüberschuß von 113 Milliarden übertrifft jede Erwartung. Das »Made in Germany« lehrt die Konkurrenz in Scharen das Fürchten. Das Handelsdefizit der EG gegenüber Bundesdeutschland ist doppelt so hoch wie ihr Defizit gegenüber Japan. Erstmals 1986 wurden wir zum Weltmeister im Export und überflügelten die Supermacht USA mit ihrer fast viermal so großen Bevölkerung. Und während Amerika vor allem hochsubventionierte Landwirtschaftsprodukte und Schießzeug auf dem Weltmarkt verscherbelt und seine Maschinen – sieht man einmal von der Computerbranche ab – fast nur noch in der Dritten Welt an den Mann zu bringen sind, bietet die bundesdeutsche Exportpalette das Beste vom Besten. Das »Modell Deutschland« – Konzentration auf moderne Industrieausrüstungen, auf komplette großtechnologische Systeme und hochspezialisierte Maschine-

rie kleiner Stückzahlen, auf Qualität, Pünktlichkeit und Service –, es läuft wie geschmiert, nicht zuletzt dank kompromißfähiger Gewerkschaften, um deren Streikunlust der deutsche Unternehmer weltweit beneidet wird.

Wir sind wieder wer, sind gefürchtet und beneidet. Doch wer ist »Wir«? Die Verwunderung des Alfred Herrhausen ist berechtigt: Seltsam, fürwahr, weichen Schein und Sein auseinander und sind doch aufs intimste ineinander verwachsen. Jene Scheinrealität von Arbeitslosigkeit, Existenzangst, wachsender Armut und ökologischer Bedrohung, ist sie die andere Seite der Münze oder der vom Aufbruch der Wende gerade noch nicht bewältigte Rest?

Die Wiederkehr überwunden geglaubter Gebrechen des Industriezeitalters ist bekanntlich kein deutsches Sonderphänomen. Weltweit knirscht und kracht es im Wirtschaftsgetriebe, bröckelt das Gefüge sozialstaatlicher Sicherheit. Doch erstmals seit Jahrzehnten hebt sich die Bundesrepublik nicht mehr positiv ab. Trotz Exportboom und Börsenhausse – Jahr für Jahr wächst seit der Wende die bundesdeutsche Wirtschaft langsamer als die der anderen Industriestaaten. Bei den Arbeitslosenquoten bildet die Bundesrepublik nicht mehr das Schlußlicht, sondern liegt vor Japan, Österreich, Schweden und den USA im Mittelfeld. Trotz ihres Höhenfluges hat die Mark seit 1980 achteinhalb Prozent ihres realen Außenwertes eingebüßt.[2] Gegenüber dem Dollar beträgt der Kaufkraftverlust fast ein Viertel, gegenüber dem französischen Franc etwa fünf, gegenüber dem britischen Pfund zehn und gegenüber der italienischen Lira über zwanzig Prozent.[3] Trotz der so eindrucksvoll niedrigen Zinsen – das für Investitionen entscheidende Realzinsniveau hat inzwischen historischen Rekordstand erreicht.[4] Und der extreme deutsche Exportüberschuß erklärt sich zum Teil aus der Tatsache, daß bei uns der Aufschwung später und spärlicher eingesetzt hat als bei den Handelspartnern und deshalb die Nachfrage dort lebhafter expandiert als hierzulande.

Die bundesdeutschen Sonderfaktoren des Nachkriegsanfangs sind verbraucht. Doch die ererbten Tugenden des deutschen Arbeiters – Bescheidenheit und Verzichtbereitschaft im Ernst- und Krisenfall –, sie sind geblieben und wirken sich, wie so oft schon, negativ aus. Jahrzehntelang lag der Lohnzuwachs gleichauf mit oder leicht über dem Zuwachs der Produktivität. Das war die entscheidende Stabilitätsbedingung der Nachkriegsepoche. Seit Beginn der achtziger Jahre ist dieser Trend in der Bundesrepublik gekippt. 1970-80 verbesserte sich das Verhältnis von Bruttoreallohn zu Produktivität in der Verarbeitenden Industrie um 3,9 Prozent. Doch allein in den vier Jahren 1980-84 sind die Bruttostundenlöhne um 8,9 Prozent hinter

die Produktivität zurückgefallen.[5] Die unvermeidbare Folge sind Nachfrageschwund, weiterer Beschäftigungsverlust und die Jagd nach neuen Auslandsmärkten. So hat die Verarbeitende Industrie in diesen vier Jahren 11 Prozent ihrer Arbeitsplätze abgebaut. Die Masseneinkommen – die Summe der Nettolöhne, Renten und Unterstützungen – sind 1980-85 um 7 Prozent gefallen, doch die Produktivität der Beschäftigtenstunde in der deutschen Volkswirtschaft hat sich um 13,4 Prozent erhöht. Das ergibt eine Schere zwischen Produktivität und Massenkaufkraft in nur fünf Jahren von 22 Prozent. Sie hat sich auch nach dem Reallohnanstieg von 1986 erst auf 20 Prozent vermindert.

Für den Augenblick federt der Export die Katastrophe auf dem Arbeitsmarkt ab. Denn in anderen Volkswirtschaften ist die Politik der Lohndämpfung keineswegs bis zu diesem Extrem getrieben worden. 1980-85 sind die deutschen Lohnstückkosten in Landeswährung um 21 und wechselkursbereinigt um 20 Prozent hinter die der anderen Industriestaaten zurückgefallen.[6] Das spiegelt sich unmittelbar in Kaufkraft und Nachfrage. So liegt der Auftragseingang der deutschen Konsumgüterindustrie aus dem Ausland inflationsbereinigt um 35 Prozent über dem des Jahres 1980, während die Inlandaufträge dieses Sektors sich noch immer um 6 Prozent *unter* dem Vorkrisenstand bewegen.[7]

Konnte die radikale Lohndämpfung in der Bundesrepublik bis 1982 noch dem Kriseneinbruch zugeschrieben werden, so ist sie seither eindeutig das Resultat neokonservativer Politik. Denn immerhin waren auch die Einkünfte aus Unternehmertätigkeit und Vermögen 1980-82 um 4,5 Prozent abgesackt. Doch seit dem Wendejahr strebt die bis dato parallele Entwicklung des Wohlstands von Unter- und Oberschicht in krasser Gabelung auseinander. Trotz Aufschwung fielen die Masseneinkommen weitere drei Jahre lang zurück und legten erst 1986 wieder zu. Sie bewegen sich noch immer um 24 Milliarden Mark unter dem Stand von 1980. Die Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen stiegen 1982-86 brutto um 48,2 Prozent. Die Summe der Bruttolöhne und -gehälter dagegen wuchs um 13,8 Prozent. Doch nach Steuern, Zwangsabgaben und Inflation verbleibt der Arbeitnehmerseite in diesen vier Aufschwungjahren ein Reallohnzuwachs von insgesamt 1,9 Prozent oder 10,5 Milliarden Mark. Für die Gesamtsumme der Masseneinkommen fällt der Anstieg mit 1,3 Prozent (10,6 Milliarden Mark) noch dürftiger aus. Unternehmer und Kapitalvermögen verbuchten dagegen einen Zuwachs von 44 Prozent oder 124,2 Milliarden Mark. Das ist absolut das Zwölffache des Anstiegs aller Reallöhne, Renten und Unterstützungen.

Tabelle 1: Einkommensentwicklung 1982-86

a) in DM

	Brutto (vor Steuern und Abgaben)	Netto (nach Steuern und Abgaben)	Netto real (in Preisen von 1986)
Einkommen aus unselbständiger Arbeit	101,6 Mrd.	50,7 Mrd.	10,5 Mrd.
Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen	155,0 Mrd.	144,6 Mrd.	124,2 Mrd.

b) in Prozent

	Brutto (vor Steuern und Abgaben)	Netto (nach Steuern und Abgaben)	Netto real (inflationsbereinigt)
Einkommen aus unselbständiger Arbeit	+13,8%	+ 9,9%	+ 1,9%
Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen	+48,2%	+55,7%	+44,4%

Netto-Einkommen aus unselbständiger Arbeit sowie Brutto- und Netto-Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen entnommen für 1982 aus »Sachverständigenrat zur Begutachtung der Gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Jahresgutachten 1986/87«, Tab. 24* und für 1986 aus Tab. 20, deflationiert mit den Inflationsraten (Monatsberichte der Deutschen Bundesbank Anhang VIII, Tab. 7, S. 72*). Die sich ergebende Einkommenssteigerung in DM in Preisen von 1982 wurde sodann mit der Inflationsrate 1982-86 von 7,9% in Preise von 1986 umgerechnet. Bruttoeinkommen aus unselbständiger Arbeit entnommen aus dem Materialband zum Sozialbudget 1986 des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung, Bonn, Juli 1986, Tab. IV-1, S. 243. (Anmerkung: Das vom SVR 87 Tab. 24* und 20 verwendete Konzept der Bruttoarbeitnehmereinkommen schlägt diesen die Sozialbeiträge der Arbeitgeberseite zu. Damit ergäbe sich sogar ein Verhältnis der Zuwächse von Abgabenbelastung zu nominalem Einkommensanstieg 1982-86 von 62,7%. Wir haben hier das Brutto-Einkommenskonzept des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung gewählt, weil dieses lediglich die Arbeitnehmerbeiträge zu den Versicherungen einbegreift.)

Dabei ist anzumerken, daß die Oberschichteinkommen nach aller Wahrscheinlichkeit signifikant unterschätzt sind. Denn zum ersten werden die Gewinne der Unternehmen aus Gründen der Steuerersparnis mittels des bilanzpolitischen Instrumentariums notorisch nach unten manipuliert. Und

zum zweiten werden nach den Ermittlungen des Bundesrechnungshofs mindestens zwei Drittel der Einkünfte aus größeren Kapitalvermögen den Finanzämtern verschwiegen und entgehen damit wohl auch der Statistik.
Diese Diskrepanz der Einkommensentwicklung von Arbeitnehmern und Kapital ist ein Novum in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Sie hat im Zeitraffer das Volkseinkommen nach oben umverteilt. Die Lohnquote – der Anteil der Bruttolöhne und -gehälter am Volkseinkommen – ist nach den Berechnungen des Instituts der deutschen Wirtschaft in diesem Aufschwung um fast sechs Prozentpunkte abgesunken. »Ein Rückgang in dieser Größenordnung ist bislang einmalig«, jubelten die Experten dieses industrienahen Instituts. Nur zweimal sei in früheren Aufschwungphasen ein Rückgang der Lohnquote durchgesetzt worden und zwar lediglich um 0,3 und 0,5 Prozent.[8] Der jetzige Rückgang liegt bei dem Zehnfachen. So ist nach den Berechnungen des Sachverständigenrats der Anteil der Löhne am Volkseinkommen auf den Stand von 1960 zurückgefallen (Lohnquote bereinigt um die Veränderung des Anteils der Arbeitnehmer an den Erwerbstätigen). Das sind freilich Bruttowerte. Doch damals lag die Lohnsteuerbelastung bei 6,4 Prozent, 1985 dagegen bei 18,2 Prozent. Folglich wird man bis mindestens vor den letzten Krieg zurückgehen müssen, um einen ähnlich niedrigen Anteil der Nettolöhne am Volkseinkommen zu finden, wie er in den vier Wendejahren durchgesetzt worden ist.
Dieser beispiellose Umverteilungsschub ist die Leistung des Staates. Denn vom Nominal-Lohnanstieg der Arbeitnehmer 1982-86 wurden 50,1 Prozent über Steuern und Zwangsabgaben wieder abkassiert. Die Abgabenquote auf den Einkommenszuwachs von Arbeitgebern und Kapital lag dagegen bei 6,7 Prozent. Damit blieben von den 155 Mrd. Einkommenszuwachs der Arbeitgeberseite netto real mit 124 Mrd. vier Fünftel übrig, von den 102 Mrd. Lohnzuwachs dagegen nur 10,5 Mrd., also etwa ein Zehntel. (Dabei ist mit der gängigen Vorstellung aufzuräumen, die Oberschicht würde vom Fiskus empfindlicher zur Ader gelassen als der kleine Mann. So war 1985 die Abgabenbelastung der Löhne und Gehälter mit 32,9 Prozent mehr als doppelt so hoch wie die Belastung der Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen von 16,2 Prozent.[9] Dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß Otto Normalverbraucher mit seiner gläsernen Lohntüte voll dem Zugriff des Finanzamts unterliegt. Was dagegen vom real erwirtschafteten Gewinn nach all den Tricks der Steuerberater und Bilanzfriseure letztendlich dem Fiskus als Einkommen deklariert wird, ist wohl nur noch ein kärglicher Rest. Und was die Gewinne aus Kapitalvermögen betrifft, so ist die Bundesrepublik de facto ohnehin eine Steueroase innerhalb der Industriehemisphäre. Dank des Bankenerlasses des Bundesfinanzministers ist es

den Finanzämtern untersagt, Angaben der Steuerpflichtigen über ihre Einkünfte aus Kapitalvermögen durch Rückfrage bei den Banken zu überprüfen. All diese Sachverhalte bleiben bei den obengenannten Ziffern zur Verteilung des Volkseinkommens notgedrungen unberücksichtigt.)
Ohnehin haben Lohnzuwächse ihre historische Berechtigung verloren. Wir geben hier einem der Geistesriesen im neokonservativen Brainstorming das Wort, nämlich wiederum Herrn Herrhausen, Vorstandschef der Deutschen Bank:
»Genaugenommen bestimmen die demographischen und industriellen Strukturen des 19. Jahrhunderts den Organisationsmodus gesellschaftlicher Arbeit noch heute. Die Grundinstitutionen des modernen Arbeitslebens haben ihren Ausgangspunkt und ihren logischen Bezug in den Widersprüchen und Konflikten des Arbeitslebens damals: Schutzkoalition war die Antwort auf individuelle Ohnmacht und Klassenkonfrontation; die Arbeitsgesetzgebung die Reaktion auf Fälle von Willkür; der Zwang zur Lohnerhöhung das Mittel gegen weitverbreitete Armut; der Dauerarbeitsplatz die Antwort auf den Wunsch nach Sicherheit innerhalb einer erst entstehenden Industrie mit Mangel an sozialem Schutz. Dies alles war damals berechtigt, doch ist es das – in seiner Perfektionierung – auch noch heute? Effiziente Arbeitsmarktstrukturen der Zukunft sind solche, die mehr Flexibilität zulassen, mehr Individualismus, mehr freie Arbeitszeiteinteilung, mehr Vielfalt bei Tarifabschlüssen, mehr personale, nicht aber mehr institutionelle Mitbestimmung.«[10]
Es liegt ja auf der Hand, daß die Arbeitsplätze in einer schrumpfenden Industrie heute sicherer sind als damals in einer entstehenden. Zudem hat bekanntlich der deutsche Unternehmer inzwischen aller Willkür abgeschworen, und von individueller Ohnmacht kann keine Rede mehr sein. Folglich sind die Gewerkschaften heute ebenso überholt wie das Arbeitsgesetzbuch. Und wer unterliegt schon gern einem Zwang, und sei es der zum Lohnzuwachs? Sogleich wird dann auch die nackte Not als Befreiung verkauft: »In der Tat: Mehr Selbstbestimmung, mehr Selbstverantwortung, mehr Selbstvorsorge – dieser Dreiklang der Freiheit ist heute nicht nur subjektiv wünschbar, er ist auch objektiv möglich.«[11]
Es bleibt da das kleine Problem, wer bei Wegfall des Lohnzuwachses und folglich rapide abfallendem Lohnanteil am Volkseinkommen eigentlich den ganzen Schrott kaufen soll, den unsere legendär leistungsfähige Wirtschaft mit ihrem Produktivitätszuwachs so produziert. Dazu ist dann bekanntlich das Ausland da. Ein Handelsüberschuß von 113 Milliarden entspricht immerhin 5,8 Prozent am Sozialprodukt und damit nach Durchschnittswerten bereits anderthalb Millionen Arbeitsplätzen. Zum ersten bleibt dann freilich

die Frage, was der gewöhnliche Malocher eigentlich hat von einem astronomischen Überschuß im Außenhandel, der jenseits der Grenzen böses Blut macht und diesseits keinen Wohlstand. Und man möchte vielleicht auch wissen, was eigentlich geschieht mit all dem schönen Geld, das Verzichtbereitschaft und Fleiß des deutschen Arbeitsmannes so jenseits der Grenzen einlösen.

Lawinenartig ist der deutsche Kapitalexport angewachsen. Waren der Bundesrepublik vor fünf Jahren im Saldo noch 6,5 Milliarden Mark zugeströmt, so flossen im Wendejahr 4,4 Milliarden ab, im Folgejahr 15,6 Milliarden und 1986 bereits 64,9 Milliarden.

Tabelle 2: Aderlaß ins Ausland: Saldo der deutschen Kapitalbilanz 1981-86

1981	+ 6,5 Mrd.	1984	−32,3 Mrd.
1982	− 4,4 Mrd.	1985	−47,0 Mrd.
1983	−15,6 Mrd.	1986	−64,9 Mrd.

Minuszeichen: Kapitalabstrom ins Ausland.
(Quelle: Beihefte zu den *Monatsberichten der Deutschen Bundesbank*, Reihe 3, 7/87 Tab. 1 Spalte 21)

Das Auslandsvermögen von deutschen Unternehmen und Privaten hat sich in vier Jahren schlicht verfünffacht, von 29 auf 160 Milliarden (den Bankensektor nicht mitgerechnet).

Tabelle 3: Auslandsvermögen von deutschen Wirtschaftsunternehmen und Privaten in Mrd. DM (Saldowerte)

Mitte 1982	29,1 Mrd. DM	Jahresende 1984	99,2 Mrd. DM
Jahresende 1982	40,6 Mrd. DM	Jahresende 1985	125,2 Mrd. DM
Jahresende 1983	59,7 Mrd. DM	30. 6. 1986	159,9 Mrd. DM

(Quelle: *Bundesbank Monatsbericht* 10/86)

Der Flut der deutschen Exporte folgt die Woge der Firmenaufkäufe. Wenn die BASF drei Milliarden Mark hinblättert für den amerikanischen Inmont-Konzern, zu einem Dollarkurs, der in Jahresfrist schon um ein Drittel discountiert wurde, oder wenn die Firma Hoechst im letzten Herbst fünfeinhalb Milliarden aufbringt für den Kunststoffkonzern Celanese, der von amerikanischen Chemie-Brokerfirmen als »strategisch pleite« eingestuft wird und dessen Management zuvor erst durch Aufkauf von 30 Prozent der

eigenen Aktien den Börsenkurs von 70 auf 245 Dollar hochgetrieben hat, und wenn man dann liest, daß der Fiskus dem BASF-Konzern über 9 Milliarden an steuerfreien Rückstellungen zuerkannt hat und der Hoechst-Gruppe über 7,2 Milliarden, dann begreift man, was die Kürzungen beim Bafög, bei Arbeitslosen und Rentnern gebracht haben.

Dazu kommen dann noch die massiven Auslandsanlagen der deutschen Banken. 98,4 Milliarden Mark haben sie in den letzten zwei Jahren im Saldo aus der Bundesrepublik abkanalisiert.[12] Diese Summe übersteigt den bilanzierten Wert aller Maschinen, Anlagen, Grundstücke und Gebäude von Maschinenbau, Elektrotechnik, Autoindustrie und Chemie zusammengenommen mit ihren mehr als drei Millionen Arbeitsplätzen. (Nach dem jüngsten Bericht der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in Basel sind die deutschen und die schweizer Banken die einzigen, die im letzten Jahr im Saldo Geld in die off-shore-Finanzmärkte eingespeist haben, wobei die Deutschen vermutlich die weitaus größten Anleger sind.)

Weitere 35,2 Milliarden wurden von deutschen Firmen allein im Saldo ihrer Finanzkredite im letzten Jahr ins Ausland verbracht, davon der Löwenanteil auf die off-shore-Märkte von London, Luxemburg und der Kaiman-Inseln. (Dabei sind nicht die Handelskredite mitgezählt, die unseren Export stützen, sondern nur die reinen Geldmarktanlagen.) Just in den zweieinhalb Jahren vor dem Sturz des britischen Pfundes haben deutsche Unternehmer ihre ins Vereinigte Königreich vergebenen Finanzkredite noch rasch auf 19,5 Milliarden verfünffacht. Die Summe der von deutschen Unternehmen und Banken im letzten Jahr im Saldo im Ausland angelegten Finanzkredite erreicht etwa ein Sechstel der hierzulande gezahlten Nettolöhne und -gehälter. Diese in der bundesdeutschen Geschichte beispiellose Kapitalabdrift ins Ausland ist die logische Konsequenz aus hervorragenden Gewinnen bei schwacher Nachfrage infolge gedrückter Löhne.

Sodann wäre da noch das finanzielle Fernweh des kleineren Kapitalanlegers zu erwähnen. Man kann's ja verstehen, wenn die Zahnärzte jetzt streiken. Denn die fürsorgliche Anlageberatung der Banken dürfte sie um einen guten Teil ihres Vermögens und damit ihrer Alterssicherung gebracht haben. Da ist nicht nur zu reden vom herauf- und heruntermanipulierten US-Dollar, mit dem die Reagan-Administration die Oberschicht der restlichen Welt zur Ader läßt, und von jenen mittlerweile nicht mehr so gut handelbaren südafrikanischen Staatsanleihen, von denen der deutsche Wohlstandsbürger den Löwenanteil besitzt. Auch der Wert des bei Auslandsanleihen zeitweise recht beliebten australischen Dollars z. B. ist in vier Jahren schlicht halbiert worden.

Es wäre der Mühe wert, den Verlust deutscher Kapitalanleger im Gefolge

der Währungsturbulenzen der letzten Jahre abzuschätzen, schon damit die hiesige Unterschicht begreift, daß es denen da oben, trotz aller Umverteilung, so ganz gut auch nicht geht. Für jene vielzuvielen bereits oder noch nicht Arbeitslosen hierzulande freilich macht es kaum einen Unterschied, ob die Schuldscheine irgendwelcher karibischer Finanzierungsgesellschaften fallen oder auch nicht.

Für den deutschen Normalverbraucher wäre es selbstredend vorteilhafter, einen Exportüberschuß dieser Größenordnung gar nicht erst zu erarbeiten, die verbleibende Arbeitszeit auf die Gesamtzahl der Arbeitsfähigen umzuverteilen und sich zwei Stunden pro Woche länger in die Sonne zu legen. Doch solche Möglichkeiten sind zu evident und einfach, um von unseren Sachverständigen ernst genommen zu werden.

So sei hier nur leise auf die Alternative verwiesen, den derzeitigen Exportüberschuß in Reallohnzuwächse umzusetzen, damit die Inlandnachfrage anzufeuern und auf diese Weise die abflauende Konjunktur im letzten Moment doch wieder auf Trab zu bringen. Denn eben weil der Boom nach der Wende der erste in der bundesdeutschen Geschichte ist, in der die Exportüberschüsse nicht verwendet worden sind, um die Inlandsnachfrage zu zünden, sondern um sie dauerhaft zu ersetzen, sind im Zenit dieses Aufschwungs 160 000 Menschen mehr arbeitslos als im Depressionstief von 1982.[13] Und bereinigt man den Jobzuwachs der letzten vier Jahre um die statistische Doppelzählung von 80 000 infolge des Bundeserziehungsgeldes, um jene 70 000 zusätzlichen ABM-Stellen und jene mindestens 50 000 Arbeitsplätze, die sich der erstreikten Arbeitszeitverkürzung verdanken, so haben die freien Kräfte des Marktes im längsten Boom der letzten Jahrzehnte einen Jobzuwachs von insgesamt nicht einmal einem Prozent erbracht.

Hat der exorbitante Exportüberschuß für das Gros der Bundesbürger kaum einen Nutzen gebracht, so doch zumindest für das Ausland beträchtlichen Schaden. Erstmals seit dem Weltkrieg wird Deutschland wieder zur Bedrohung anderer Nationen – diesmal freilich im Wirtschaftlichen und in der Folge für das Lohnniveau, den Wohlstand und die sozialstaatliche Absicherung dieser Länder. Das geschieht notwendig genau in dem Augenblick, in dem in der Bundesrepublik wirtschaftliche Blüte und Wohlstand der Lohnabhängigen nicht mehr parallel gehen. Damit ist das Grundmodell aufgekündigt, das die Stabilität und Konfliktarmut der Nachkriegszeit verbürgt hat.

Weil die Masseneinkommen hierzulande vom Produktivitätsfortschritt abgekoppelt worden sind, ist die deutsche Wirtschaft dringlicher denn je zuvor auf Absatzmärkte im Ausland angewiesen. Genau deshalb wird wieder

versucht, die Arbeitnehmer auf einen internationalen Wettlauf im Lohnverzicht einzustimmen. Es entsteht ein sich selbst verstärkender Zirkel von Nachfrageschwund, Exportabhängigkeit und Lohnzurückhaltung. Weil einige Staaten versuchen, ihre nationalen Wirtschaftsprobleme über den Export zu bewältigen, steigt der Konfliktpegel zwischen den Industrienationen auf ein seit Jahrzehnten nicht mehr bekanntes Maß, gehören Worte wie »Handelskrieg« zum täglichen Vokabular der Medien, kracht die EG in allen Fugen, und die Weltwirtschafts- und sonstigen Gipfel enden in gähnendem Leerlauf.

Die schwächeren Volkswirtschaften müssen sich nolens volens abschotten oder der neudeutschen Strategie der Lohndämpfung nachfolgen. Das Bedrohliche sind dabei keineswegs in erster Linie die unmittelbaren Einkommensverluste der Arbeitnehmer. Der Mechanismus internationaler Lohnkonkurrenz verwandelt den Verteilungskampf auf dem Weltmarkt aus einem Nullsummenspiel in einen sich selbst verstärkenden weltwirtschaftlichen Schrumpfungsprozeß. Es entsteht eine Dynamik aus wechselseitiger Lohnzurückhaltung, Nachfrageschwund, wachsender Arbeitslosigkeit, infolgedessen zunehmender Angewiesenheit auf Auslandsmärkte und deshalb erneutem Druck auf die Löhne. Die seit Kriegsende überwundene traumatische Krisenhaftigkeit des Industriekapitalismus wäre wieder inthronisiert.

Die vielbeschworene internationale Solidarität der Lohnabhängigen verlangt folglich als erstes, daß die Deutschen als reichste der großen westlichen Volkswirtschaften für sich selbst soviel an Einkommenszuwachs durchsetzen, daß sie nicht mehr die Wettbewerbsfähigkeit ihrer ausländischen Kollegen unterlaufen. Es bekäme ihrem Wohlstand, wenn sie sich damit abfänden, Gleiche unter Gleichen zu sein, statt als Einpeitscher neokonservativer Verzichtspolitik die Stabilität der Nachkriegsepoche für kurzfristigen Konkurrenzvorteil zu opfern.

Doch nach aller historischen Erfahrung ist es nicht die Vernunft, die sich im politischen Prozeß durchsetzt. Das Drohgemälde internationaler Lohnkostenkonkurrenz läßt sich in Wahlkämpfen und Propagandaschlachten eben leichter an den Mann bringen als die etwas komplexere Dynamik von Lohnzuwachs, Nachfrage und Wirtschaftswachstum. Es ist bemerkenswert, in welchem Ausmaß die Bundesrepublik als die Nummer Eins auf dem Weltmarkt, als zugleich größter Exporteur von Industriegütern und als der Staat mit dem nach Japan höchsten Handelsüberschuß ihre extrem restriktive Wirtschafts-, Finanz- und Lohnpolitik über Angst vermittelt – über die schon grotesk irreale Vision, aus dem Weltmarkt gedrängt zu werden. Das Bild vom Gürtel, der enger geschnallt werden muß, ist dem

deutschen Michel aus Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit eben freundlich vertraut und entspricht seinem protestantisch-asketischen Hang zur Selbstzüchtigung.
Also wird weiter auf Teufel komm raus auf die Löhne und Sozialleistungen gedrückt und exportiert werden, ohne Rücksicht auf die absehbaren Reaktionen der Handelspartner und auf jene weltweite Dynamik von Konsumkontraktion und wachsender Arbeitslosigkeit, deren Verlauf man sich an seinen Fingern abzählen kann. Denn halb gezwungen, halb verführt, wird das Gros der westlichen Regierungen auf diesen Kurs der kollektiven Selbstschädigung einschwenken. Schließlich ist die neokonservative Hottentottenlogik keine originär deutsche Erfindung, sondern angloamerikanischen Ursprungs. Nur wird die Doktrin aus staatlicher Sparwut und Einkommensumverteilung nach oben hierzulande mit besonderer Engstirnigkeit und Konsequenz durchgepeitscht werden.
Am wenigsten wehren gegen die deutsche Exportflut können sich die EG-Partner. Doch kann jedes Land insgesamt nur ein begrenztes Handelsdefizit verkraften. Deshalb besteht ein starkes deutsches Interesse an europäischen Handelsbarrieren gegenüber Japan, um selbst das äußerste an Handelsüberschüssen gegenüber diesen Ländern herauszuholen. Dabei geht es nicht nur um die Verteilung summarischer Defizite auf die Nutznießer Japan und Deutschland. Die Japaner sind bei vitalen Produkten unsere entscheidende Konkurrenz. Folglich kommt ein Bann anderer Staaten gegen Japan unmittelbar den Deutschen zugute.
Einen Paradefall bietet heute schon der europäische Automobilmarkt. Mit harten Einfuhrbarrieren halten sich Briten, Franzosen und Italiener die Autokonzerne aus Fernost vom Leibe. In Großbritannien begrenzt ein »freiwilliges Selbstbeschränkungsabkommen« ihren Marktanteil auf zehn Prozent. In Frankreich sind ihnen maximal drei Prozent zugestanden, und Italien läßt pro Jahr nicht mehr als 2200 japanische Autos ins Land – zuwenig, um überhaupt ein Servicenetz unterhalten zu können. Doch die Nutznießer dieser Importverbote sind kaum die nationalen Autofirmen dieser Länder, sondern die deutschen. Gegen unsere hochrationalisierten und mit Steuervergünstigungen überfütterten Fabriken kommen vor allem Franzosen und Briten immer weniger an, deren Autoindustrie bereits als »klinisch tot« eingestuft wird. So ist es nicht verwunderlich, daß beim jüngsten Vorstoß europäischer Autobosse in Brüssel zugunsten von Importbarrieren gegen Japan auch die so freihändlerischen Deutschen mit VW-Chef Hahn dabei waren. Doch es wird nicht lange dauern, bis sich Franzosen, Briten und Italiener schikanöse Finten einfallen lassen, um auch ohne Zollmauern der deutschen Importflut Herr zu werden. Die Geschichte »nichttarifärer

Handelshemmnisse« ist reich an phantastischen, doch wirkungsvollen Konstruktionen (von der französischen Idee, alle japanischen Videorecorder erst einmal zum einsamen und heillos überlasteten Zollamt Poitier in Südfrankreich karren zu lassen, bis hin zu Abschreibungsgesetzen und grotesken technischen Vorschriften).

Die Schieflage im innereuropäischen Handel erzwingt immer neue Wechselkurskorrekturen. Damit schwindet die Chance, den ECU als die dringlich benötigte Alternative zu Uncle Ronnys Funny Money als Reservewährung durchzusetzen. Der europäische Einigungsprozeß – die historische Hoffnung des alten Kontinents – kommt letztlich zum Erliegen. Denn auf Dauer kann kein Staat mit hoher Arbeitslosigkeit den Freihandel mit einem ständig konkurrenzstärkeren und merkantilistisch aggressiven Partner goutieren.

Zur innereuropäischen Lähmung kommt der Anstieg des transatlantischen Konfliktpegels. Die nur noch sklerotische Konkurrenzfähigkeit der USA auf der einen Seite und die fortwährende Überbewertung des Dollars infolge seiner Rolle als Leit- und Reservewährung auf der anderen Seite garantieren auch künftighin astronomische amerikanische Handelsdefizite. Zugleich wird eine ungefähre Anpassung des Dollars an die Wirtschaftskraft der USA verhindert, weil die Zentralbanken Europas und Japans seinen Kurs stützen. Will Washington das US-Defizit begrenzen, so bleiben Einfuhrbarrieren als einzige Alternative. Doch dagegen laufen die Deutschen Sturm. Gleichzeitig fordern sie eindringlich von ihrem amerikanischen Verbündeten den Abbau des Defizits. Unverkennbar ist die deutsche Politik nicht willens, sich von den Gesetzen der elementaren Logik knechten zu lassen.

Die Konturen der Wirtschaftskonflikte sind absehbar, die bundesdeutsche »Strategie« ist klar: Gemeinsam mit den EG-Partnern für europäische Handelsschranken gegen Japan, und gemeinsam mit Japan gegen die Handelsschranken der USA.

Die UdSSR ist derzeit aus guten Gründen weniger mit dem Export des Sozialismus als mit dem Import des Kapitalismus befaßt. Ein Verzicht Rußlands auf Vorwärtsstrategie und militärische Überlegenheit nimmt aber genau jenen Druck vom Westen, der bislang die zwischenstaatlichen Konflikte hier auf Sparflamme gehalten hat. Das Anheizen des Ost-West-Konflikts als todsichere Methode des amerikanischen Merkantilismus verliert an Wirkung. Denn wegen ihrer militärischen Abhängigkeit von Amerika waren die Westeuropäer in ihren Spaghetti-, Stahl- und sonstigen transatlantischen Handelskriegen stets zu Nachgiebigkeit und frühem Kompromiß genötigt. So finden sich im konservativen amerikanischen Blätterwald be-

reits warnende Stimmen: eine Demokratisierung Rußlands liege nicht im amerikanischen Interesse. (Dahinter steht freilich als ein zweiter Grund, daß SDI – militärisch zwar recht aussichtslos, doch politisch und für gewichtige Fraktionen der Wirtschaft fast unverzichtbar – bei starkem westöstlichen Tauwetter kaum mehr zu rechtfertigen ist.)
Letztlich kann niemand die USA daran hindern, trotz GATT und Freihandelsschwüren nur soviel und solche Waren ins Land zu lassen, wie man in Washington für opportun hält. Aber mit der Einsicht, daß auch eine noch so unverfrorene Manipulation der Weltwährung Dollar zum amerikanischen Nutzen die Verschuldung und den Verfall der Weltmarktfähigkeit der USA nicht bremst, verstärken sich die Animositäten auf den gemeinsamen Drittmärkten. Und da ist keine Region, wo die Bäume des deutschen Exports noch weiter in den Himmel wachsen könnten. Unser Handelsüberschuß gegenüber Europa und den USA hat die Toleranzgrenzen erreicht. Und außerhalb der drei Industrieblöcke Westeuropa, USA und Japan ist ohnehin wenig abzusetzen:
Der gesamte realsozialistische Osten – von der Moldau bis zum Jangtsekiang und Mekong – spielt im bundesdeutschen Export (mit 4,9 Prozent Ausfuhranteil) eine geringere Rolle als die kleine Schweiz. Und auch zukünftig lassen Überschuldung, fallende Rohstoffpreise und industrielle Verdrängung durch die »Supercompetitors« aus Südostasien im Osthandel kaum etwas anderes als Stagnation erwarten.
Seitdem der Benzinpreis inflationsbereinigt niedriger liegt als in den goldenen Endsechzigern und auch der zunächst so einträgliche Golfkrieg auf die Investitionsfreude in dieser Region drückt, läuft auf dem OPEC-Markt fast nichts mehr. Die heillos verschuldete sonstige Dritte Welt ist verurteilt, sich zur Bedienung ihrer astronomischen Schulden noch für Jahrzehnte extreme Handelsüberschüsse abzuhungern. Eine Milderung ihrer mißlichen Lage bleibt von vornherein ausgeschlossen. Denn selbst unter der irrealen Voraussetzung hinreichender Exportkraft der Südhemisphäre: keine Nation des Westens akzeptiert bei hoher und wachsender Arbeitslosigkeit für länger jene Handelsdefizite gegenüber den Entwicklungsländern, die erforderlich sind, damit diese Länder die Devisen erwirtschaften, die sie brauchen, um ihren Schuldendienst gegenüber eben jenen westlichen Staaten und deren Banken ableisten zu können. Die absehbare Folge ist eine verschärfte Konkurrenz zwischen den Staaten der Dritten Welt um fixierte Anteile auf den Märkten des Westens, ein weiter sinkendes Preisniveau der Rohstoffe, wachsende Verschuldung und Stagnation bei gleichzeitigem Fortschwelen der nördlichen Bankenkrise.
Der Welthandel wird sich deshalb noch stärker auf Westeuropa, die USA,

Japan und einige Schwellenstaaten konzentrieren, bei weltweiter Lähmung des Wirtschaftswachstums infolge stagnierender Reallöhne an Aggressivität gewinnen und statt zum wechselseitigen Vorteil (»mutual advantage«) zum gemeinsamen Schaden (»common disadvantage«) tendieren. Auch das Verhältnis *zwischen* den Industriestaaten wird dem Vorkriegszustand zunehmend ähnlicher – mit einem entscheidenden Unterschied: Die Entwicklung der Waffentechnik hält den zwischenstaatlichen Konfliktpegel zumindest der Großmächte unterhalb der Kriegsschwelle. Kautskys Vision eines »Ultra-Imperialismus« – ein in zähen Mammutverhandlungen ständig neu ausbalanciertes Kondominium – fände eine späte Bestätigung.

Anmerkungen

1 *Handelsblatt*, 22. 5. 87.
2 Vgl. Beihefte zu den Monatsberichten der Deutschen Bundesbank, Reihe 5, »Die Währungen der Welt«, Mai 1987, S. 3.
3 Vgl. Beilage zum Geschäftsbericht 1986 der Commerzbank AG, »Zur Wirtschaftslage 1986/87«, S. 28.
4 Vgl. Sachverständigenrat, *Jahresgutachten* 1986/87, Schaubild 18.
5 Berechnet aus der Division der Indizes von Lohn- und Gehaltssumme pro Beschäftigtenstunde in der Verarbeitenden Industrie, deflationiert mit dem Preisindex der privaten Lebenshaltung, und des effektiven Bruttowertschöpfungsvolumens pro Beschäftigtenstunde der Verarbeitenden Industrie; gemäß Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Krengel et al., *Produktionsfaktoren und Produktionsvolumen auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland.*
6 Berechnet aus: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Wochenberichte 37/1983, S. 456; 38/1985, S. 430; 1-2/1986, S. 5 und 1/1987; S. 5.
7 Vergleich 2. Quartal 1987 mit Jahresdurchschnitt 1980, Statistische Beihefte zu den Monatsberichten der Deutschen Bundesbank, Reihe 4, Saisonbereinigte Wirtschaftszahlen August 1987, S. 28 ff.
8 *Handelsblatt*, 5. 11. 86; der Sachverständigenrat berechnet den Rückgang der Lohnquote freilich nur zu 5,2%, vgl. Jahresgutachten 1986/87, Tabelle 3.
9 Berechnet aus: Sachverständigenrat 1986/87, Anhang, Tabelle 24* und Materialband zum Sozialbudget 1986 des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung, S. 243.
10 *Handelsblatt*, 22. 5. 1987.
11 Ibid.
12 Veränderung des Saldos aus Forderungen und Verbindlichkeiten inländischer Kreditinstitute gegenüber dem Ausland 31. 12. 1984 zu 31. 12. 1986, berechnet aus: Beihefte zu den Monatsberichten der Deutschen Bundesbank, Reihe 3, Zahlungsbilanzstatistik, Tabelle 7c.
13 Vergleich 4. Quartal 1982 mit 2. Quartal 1987, saisonbereinigte Zahlen (Beihefte zu den Monatsberichten der Deutschen Bundesbank, Reihe 4, Saisonbereinigte Wirtschaftszahlen.

Lothar Baier
Blüh im Glanze deiner Schuld

> »Wenn der Krieg aus ist«, sagt ein Landser, »dann mache ich eine Radfahrt um Großdeutschland.«
> Darauf fragt ein anderer: »Und was machst du nachmittags?«

Die Sammlung von Witzen aus dem Dritten Reich, der die Anekdote entnommen ist, erschien zu einem Zeitpunkt, 1952, als man von den Deutschen offenbar noch nicht verlangte, Widerständler gewesen zu sein: »Als wir alle Nazis waren«, ist sie überschrieben. Aber vielleicht war das auch nur als ein weiterer Witz gemeint; denn wenn alle Nazis gewesen sind, restlos alle, dann kann es mit den Nazis, denen die gesammelten Witze gelten, nicht weit her gewesen sein. Vielleicht klang das Wort »Nazi« damals, 1952, viel freundlicher als in späteren Jahrzehnten: Von der »Endlösung« wußten nur die, die von Anfang an eingeweiht waren und deshalb den Mund hielten, und ihre ebenfalls schweigsamen überlebenden Opfer; Eichmann stand noch nicht in Jerusalem vor Gericht und hatte noch nicht erzählt, auf welchen organisatorischen Wegen die Juden Europas in den Tod geschickt worden waren. Zu den Nazis, die sie alle gewesen waren, gehörte allenfalls die gutgläubige Oma, von der die Witzsammlung berichtet:

»Ein altes Mütterchen steht vor einem großen Globus. Es läßt sich von einem Lehrer die Welt erklären und staunt, wie groß Rußland und Amerika sind. ›Wo ist denn Deutschland, unser herrliches Groß-Deutschland‹, will es wissen. Der Lehrer zeigt den winzigen blauen Fleck auf dem riesigen Globus. Das Mütterchen ist zutiefst erschrocken. ›Weiß denn das der Führer?‹ fragt es.«

Der Führer hat es nicht gewußt, der Generalstab nicht, die große Mehrheit der Deutschen auch nicht, aber dank der großen Aktion, die alle zusammen in ihrem Nichtwissen unternommen hatten und die daran gescheitert war, wissen wir es heute. Kein Lehrer muß kommen und auf den kleinen Fleck zeigen, der sich nicht einmal mehr Deutschland nennt, sondern aus zwei noch kleineren Teilflecken besteht. Der Rausch des Welteroberungstraums hat nach seinem gewaltsamen Abbruch lauter Realisten hinterlassen. In Geographie sind die Deutschen heute unschlagbar. Sie kennen ihre Grenzen, weil sie spätestens nach ein paar Stunden Autobahnfahrt an irgendeine Grenze stoßen. Ihrer Regierung mögen sie alles mögliche vorwerfen, nur ist

es undenkbar, daß jemand ihr den Vorwurf macht, ihre Bürger über die geographischen Verhältnisse zu täuschen. Es ist unvorstellbar, daß der Kommentator einer großen Zeitung der Regierung solche Leviten liest, wie sie der katholische Publizist Georges Houdin der Regierung Chirac zum ersten Jahrestag ihres Bestehens in *Le Monde* gelesen hat:
»Die Wahrheit wird noch vor den Wählern verborgen. Sie verschafft sich nur schwer Gehör. Hier ist sie, in knappen Worten: Frankreich ist nicht mehr die große Nation, die es gewesen ist. Seine Bevölkerung entspricht einem Prozent der Weltbevölkerung. Seine Sprache wird von zwei bis drei Prozent der Erdbevölkerung gesprochen. Wir sind die Bürger einer mittleren Nation und wollen über unsere Verhältnisse leben. Wir wollen relativ hohe Löhne beibehalten, vollkommene soziale Absicherung, die Abschreckungskraft einer konventionellen Armee, die in Afrika einzugreifen vermag, und eine unabhängige Außenpolitik. Das geht nicht mehr ... Wir müssen darauf verzichten, künstlich ein großes Frankreich fortzusetzen, das es nicht mehr gibt.«
Statt ihre Zeit mit trauerndem Staunen darüber zu vergeuden, daß der größte Teil der Welt nicht ihre Sprache spricht, haben die Deutschen diskret die Sprachen der Weltmächte gelernt. Ihre Armee lassen sie hübsch in der Kaserne, und wenn sie einmal ein Kontingent nach Übersee schicken, dann sind es höchstens Piloten, die über der Wüste von Arizona Luftkampf simulieren. Der deutsche Zeitungsleser kann also händereibend danebenstehen, wenn der Kommentator aus dem westlichen Nachbarland seine Mitbürger zu realistischer Bescheidenheit ermahnt. Solche Szenen gibt es bei ihm zu Hause nicht. In Realismus läßt er sich von niemandem übertreffen. Dank der finalen Geographiestunde, die den Deutschen im Jahr 1945 von den alliierten Siegern erteilt wurde, kann er nur müde abwinken, wenn jemand mit dem Zeigefinger auf die Umrisse des Doppelflecks auf dem Globus zeigt.
Es ist schon oft mit Staunen vermerkt worden, welchen ungeheuren Gewinn die Deutschen aus dem von ihnen begonnenen und dann verlorenen Zweiten Weltkrieg zu ziehen verstanden. Während die Siegermacht Großbritannien noch Lebensmittelkarten ausgab, durften die besiegten Deutschen der Westzonen bereits wieder auf dem freien Markt einkaufen gehen. Mußte man sich andernorts noch mit der Unterhaltung alter Produktionsanlagen abquälen, hatte die Sanierungswirkung alliierter Bombenangriffe längst Platz für den Einbau der neuesten Technologien geschaffen, aus denen sich dann wunderbare Wachstumsraten hervorzaubern ließen. Es gibt aber auch einen Gewinn aus der Niederlage, über den viel weniger gesprochen wird, weil er nicht sichtbar ist: den Gewinn aus dem, was den

Deutschen an historischen Aufräumungsarbeiten dadurch erspart worden ist, daß die Alliierten ihrem Unternehmen Weltreicheroberung mit einem Schlag ein Ende setzten.

Mit dem Jahr 1945 wurden die Deutschen gewaltsam und zu ihrem Segen aus der europäischen Geschichte verabschiedet, die noch den Programmpunkt Dekolonisation abwickeln mußte. Die Siegermacht Frankreich hatte die deutsche Kapitulation am 8. Mai 1945 noch nicht zu Ende gefeiert, da wurden französische Truppen nach Constantine und Sétif gerufen, um eine Rebellion der algerischen Bevölkerung niederzuschlagen. Dem in feierlichen UNO-Erklärungen bekräftigten Selbstbestimmungsrecht der Völker stimmten die Deutschen sofort begeistert zu, weil sie sich selbst zu den Völkern zählten, die davon etwas zu erwarten hatten. Es kostete sie nichts, sich zu den edlen Grundsätzen zu bekennen, mit denen die internationale Staatengemeinschaft die friedliche Auflösung der europäischen Imperien herbeiführen wollte. Die Erkenntnis, daß die Stunde des Kolonialismus geschlagen hatte, mußte sich die Kolonialmacht Frankreich mit zahllosen militärischen Interventionen und zwei großen Kolonialkriegen erkaufen, die das Mutterland selbst an den Rand des Bürgerkriegs trieben. Danach waren nicht nur die repatriierten Algerienfranzosen zu integrieren, sondern auch die ehemaligen algerischen Hilfstruppen aufzunehmen, die als »Harkis« einen weiterschwelenden, ständig an den Verlust Nordafrikas erinnernden Unruheherd bilden: Als Araber so beliebt wie die anderen Araber auch, sind sie dazu noch als Kollaborateure gebrandmarkt, mit denen niemand etwas zu tun haben will. Um die strategisch wichtige Inselgruppe Neu-Kaledonien behalten und gleichzeitig dem Selbstbestimmungsrecht Rechnung tragen zu können, sieht sich Frankreich gezwungen, ständig französische Neusiedler in den Pazifik zu schicken, die das gefährdete demographische Übergewicht über die einheimischen Kanaki wiederherstellen müssen. Auch die anderen über die halbe Welt verstreuten Stützpunkte des französischen Restimperiums verlangen ständige und kostspielige Unterhaltung. Und das Ausländerproblem, mit dem Frankreich sich recht und schlecht herumschlägt, wird noch dadurch verschärft, daß es ein Entkolonialisierungsproblem ist.

Als Beispiel für historische Abwicklungskosten, wie sie den Deutschen nach 1945 erspart worden sind, ließe sich ebenso der nicht endenwollende Abschied zitieren, den Großbritannien seinem Imperium hat geben müssen. Die tragikomischen Züge, die er im Falklandkrieg annahm, haben gerade die Deutschen vor amüsierter Empörung aufheulen lassen: So etwas hätte ihnen nicht passieren können, den gebrannten Kindern, die über ihren Verbrennungen zu Realisten geworden sind. Nun kann, wie der britische Hi-

storiker Eric Hobsbawm einmal bemerkt hat, bei schönem Wetter jeder Realist sein, über den Falklandinseln war das Wetter damals aber ziemlich schlecht, und auch sonst hat sich der Realismus in Großbritannien oder Frankreich unter ungünstigen Bedingungen entwickeln müssen. Während man sich dort mit der Konkursverwaltung des unrentabel gewordenen und von Unruhen lahmgelegten Kolonialbetriebs abplagte, konnten die Deutschen in aller Ruhe darangehen, ihre Industrie zu modernisieren und neue Exportkontakte zu knüpfen, soweit es nicht die alten taten, die, Überbleibsel aus der Zeit der Weltmachtambition, auf ihre Reaktivierung gewartet hatten. Auf diese Weise wurden auch die nach Lateinamerika oder in den Nahen Osten geflüchteten deutschen Nazis nicht beschäftigungslos, und der westdeutschen Außenhandelsbilanz geht es, wie die vergleichenden Statistiken zeigen, nach wie vor glänzend.

Der deutsche Mensch lebt allerdings nicht vom Brot und vom Export allein, und so ist er jüngst dahintergekommen, daß ihm zu seinem Glück noch etwas fehlt, etwas Immaterielles. Er möchte sich gerne fühlen wie ein Franzose, so wie er sich vorstellt, daß sich ein Franzose fühlt, wenn er nicht gerade an die schlechte französische Handelsbilanz denkt. Er möchte, wie es ihm übrigens auch der amerikanische Botschafter Richard Burt ans Herz gelegt hat, auch ein bißchen stolz sein dürfen auf seine Nation und deren Geschichte. Nur wer mit sich selbst einig ist, so lautete die Botschaftertheorie, kann sich auch mit anderen einig werden, etwa in Sachen Verteidigung. Der deutsche Mensch möge zu diesem Zweck aufhören, sich »die Tragödie der Zeit von 1933 bis 1945« immerfort zu Herzen zu nehmen. Und der deutsche Mensch, ob er nun den Namen Kohl, Stürmer oder Strauß trägt, hat die Botschaft aufgenommen, die ein noch besseres Leben verspricht. »Deshalb darf unsere Scham über die Verbrechen, die eine Unrechtsherrschaft in deutschem Namen verübt hat, deshalb darf unser Blick zurück nicht zu einem alles hemmenden Zweifel und einer moralischen Selbstlähmung führen«, schrieb Franz Josef Strauß im *Bayernkurier* aus Anlaß der Ankunft des israelischen Staatspräsidenten Chaim Herzog in der Bundesrepublik im April 1987.

Bei dem »alles hemmenden Zweifel« hatte der Wirtschaftsförderer Strauß zwar vordergründig die politischen Handelshemmnisse im Auge, die damals dem Export von Panzern nach Saudiarabien im Weg standen und auf ihre Beseitigung warteten, aber derartige Botschaften fallen inzwischen auch in solchen Kreisen auf fruchtbaren Boden, die von Hause aus nicht mit dem Verkauf von Waffen befaßt sind. »Es muß, trotz und mit Franz Josef Strauß, endlich ein Ende haben mit dem gekrümmten Gang«, schrieb Peter Schneider am 27. März 1987 in der *Zeit*. Offenbar hat Peter Schneider be-

reits beim Schreiben gespürt, daß er sich mit dem Bild des »gekrümmten Gangs« etwas unklar ausgedrückt beziehungsweise zum seltenen Kunstmittel der Synästhesie gegriffen hat, die in diesem Fall den »gekrümmten Rükken« und den »gebeugten Gang« in einem einzigen Bild zusammenzieht, denn er fügt in einem erläuternden Satz hinzu: »Mir leuchtet vieles ein, was dieser Mann, dem ich kaum ein Wort glaube, von seiner bayerischen Kanzel aus predigt: Die deutsche Geschichte ist länger als zwölf Jahre, sie hat Traditionen hervorgebracht, auf die wir stolz sein können, niemand ist auf die Dauer mit der deutschen Bußfertigkeit gedient und mit dem ewigen schlechten Gewissen.«

An diesem Satz fällt einiges auf, was Material für eine Kulturgeschichte der späten achtziger Jahre abgeben könnte. Zum Beispiel hebt der Intellektuelle seinen Nonkonformismus nicht mehr einfach dadurch hervor, daß er sich auf einen als nonkonformistisch eingeschätzten Gewährsmann beruft, sondern ganz im Gegenteil dadurch, daß er einen machtausübenden und als Autor deshalb eher geringgeschätzten Politiker zitiert, womit er unterstreicht, daß es ihm nach vielen Irrungen nicht mehr um Richtungen, Parteien und Ideologien geht, sondern einzig und allein um die Wahrheit. Und die Wahrheit kann sich in ihrer göttlichen Vorurteilslosigkeit doch auch eines Ministerpräsidenten- oder Botschaftermundes bedienen. So findet der Verfasser des Satzes mit Richard Burt, daß es Traditionen gibt, »auf die wir stolz sein können«, was eine weitere Eigenart erkennen läßt: Der Intellektuelle scheut sich nicht mehr davor, sich grammatikalisch ins große kollektive Wir einzureihen und dabei jene Empfindungen zu verspüren, die in großen Kollektiven aufkommen, etwa Stolz auf irgendwelche vergangenen Leistungen, an denen er selbst gewiß nicht beteiligt gewesen ist.

Peter Schneider und seine Gewährsleute sind mit dem gegenwärtigen Zustand also unzufrieden. Exportüberschuß hin oder her, es geht ihnen nicht schnell genug vorwärts. Wäre erst der Rücken gerade wie bei anderen auch, dann könnte man noch weit kraftvoller loslegen. Gäbe es nicht diese Antriebshemmung, die moralische Selbstlähmung, Bußfertigkeit und ewiges schlechtes Gewissen heißt, dann, so muß man annehmen, könnten ungeahnte Energien freigesetzt werden. Was zwar sehr einleuchtend klingt, aber nichts daran ändert, daß es sich bei dem Gedankengang der logischen Form nach um eine Hypothese handelt, die noch ihrer Verifizierung harrt. Bisher hat noch niemand ausprobieren können, in welchem Maß sich der Energieausstoß des deutschen Menschen erhöht, wenn man ihm die durch moralische Selbstlähmung verursachten Antriebshemmungen entfernt. An der Existenz dieser Antriebshemmung scheinen hingegen so wenig Zweifel zu bestehen, daß der Satz von der »Scham über die Verbrechen« sogar dann als

wahrer Satz akzeptiert wird, wenn er aus dem Mund eines amtierenden Politikers kommt, dessen Funktion gewöhnlich nicht darin besteht, Sätze von unbezweifelbarem Wahrheitsgehalt hervorzubringen.

Wenn Peter Schneider von »ewigem schlechten Gewissen« spricht, muß sein nachgeborener Leser zu dem Schluß kommen, daß die älteren Deutschen, wenn auch nicht seit Ewigkeiten, so doch seit 1945 von schlechtem Gewissen heimgesucht werden, daß die Schuldbesessenheit, die Michael Stürmer diagnostiziert, seit nunmehr zweiundvierzig Jahren andauert. Zweifellos wurden die Deutschen nach 1945 von allerlei heftigen Gefühlen gebeutelt, doch Eruptionen der Scham und der Schuld hatten daran, wenn man den schriftlichen Hinterlassenschaften der Nachkriegsjahre Glauben schenken darf, keinen Anteil. Auswärtige Beobachter, die sich damals unter den Deutschen umhörten, staunten darüber, daß das Mitleid, dessen Ausdruck sie überall begegneten, ausschließlich den Deutschen selbst galt und daß sie in der Frage, wer denn die Schuld an dem ganzen über sie und weniger über ihre Opfer hereingebrochenen Unglück trägt, sehr geteilter Meinung waren. In ihrem Eichmann-Buch von 1963 wunderte sich Hannah Arendt darüber, daß ein so kluger Kopf wie Martin Buber sich von deutschen Gefühlsspektakeln hinters Licht führen ließ und nicht merkte, daß die Schuldgefühle, die er bei der deutschen Jugend hervorbrechen sah, gar nicht echt sein konnten. »Wenn diese Jugend von Zeit zu Zeit – bei Gelegenheit des Anne-Frank-Rummels oder anläßlich des Eichmann-Prozesses – in eine Hysterie von Schuldgefühlen ausbricht, so nicht, weil sie unter der Last der Vergangenheit, der Schuld der Väter, zusammenbricht, sondern weil sie sich dem Druck sehr gegenwärtiger und wirklicher Probleme durch Flucht in Gefühle, also durch Sentimentalität entzieht.«

Zwanzig Jahre nach Ende des Krieges und nach der Befreiung der Überlebenden der Vernichtungslager fielen die Deutschen immer noch nicht durch gekrümmte Rücken, ewiges schlechtes Gewissen und Symptome von Schuldbesessenheit auf. Zwischen 1963 und 1965 stand in Frankfurt ein Bruchteil der Täter vor Gericht, die die Mordmaschine von Auschwitz überhaupt erst zur alles erfassenden Maschine gemacht hatten, und Hunderte von Zeugen gaben zu Protokoll, daß sie für eine »Endlösung« ausersehen worden waren, die wirklich etwas anderes als die Auswanderung nach Madagaskar bedeutete. Die Gebildeten aller Stände konnten sich bei der täglichen Lektüre der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* davon unterrichten lassen, was tags zuvor im Gerichtssaal über die Tat von Auschwitz berichtet worden war, und für die kulturell aufgeschlossenen Teile der Bevölkerung faßte Peter Weiss im Jahr 1965 die Prozeßprotokolle zu dem Theaterstück »Die Ermittlung« zusammen. Im Jahr 1965 hatte Auschwitz aufgehört, als

exotische Metapher durch Gedenktagsreden zu geistern. Das Verbrechen mit dem Namen Auschwitz war vor Gericht verhandelt worden, und ein paar der zahllosen an dem Verbrechen beteiligten Täter hatten Rede und Antwort stehen müssen. Doch der größere Teil der westdeutschen Bevölkerung war von alledem so wenig beeindruckt, daß er es vorzog, lieber mit zivil gewordenen Tätern wie denen, die in Frankfurt als Massenmörder verurteilt worden waren, weiterhin friedlich zusammenzuleben, sich von ihnen verwalten, behandeln und versichern zu lassen, als die Abrechnung mit dem Verbrechen fortzusetzen. Seiner repräsentativen Vertretung im Bonner Bundestag gelang es zwar nicht, den gewünschten sofortigen Schlußstrich unter die Auschwitzvergangenheit zu ziehen, aber mehr als vier Jahre Zeit zur Verfolgung von Nazi-Verbrechen wollten die Volksvertreter 1965 den Gerichten nicht zugestehen. Momentaufnahme aus dem Leben eines schuldbesessenen Volkes:

»Das gute Gewissen der Deutschen von heute hat etwas Verblüffendes an sich«, schrieb der französische Philosoph Vladimir Jankélévitch damals in einer heftigen Erwiderung auf die westdeutsche Verjährungsdebatte. Sich selber die Verfolgung der eigenen Verbrechen nicht mehr zumuten wollen und von den Opfern verlangen, daß sie endlich ihre Ressentiments überwinden, so interpretierte der ehemalige Résistancekämpfer Jankélévitch die deutsche Stimmungslage. »Die Vergebung! Aber haben sie uns denn jemals um Vergebung gebeten? Nur die Trauer und Vereinsamung des Schuldigen könnten der Vergebung einen Sinn und eine Daseinsberechtigung geben. Wenn der Schuldige fett, wohlgenährt, zufrieden und durch das ›Wirtschaftswunder‹ reich geworden ist, ist die Vergebung ein fauler Scherz.«

So sah also, von außen betrachtet, der »gekrümmte Gang« der Deutschen aus, mit dem es endlich ein Ende haben soll. Daß die Deutschen nach und wegen Auschwitz ihren Stolz verloren hätten, ist dem ehemaligen Auschwitzhäftling Jean Améry zwanzig Jahre nach Kriegsende nirgendwo aufgefallen. Bei der Fahrt des Deportationszugs durch Deutschland, erinnerte er sich in *Jenseits von Schuld und Sühne*, waren die Gesichter der Zaungäste aus Stein. »Ein stolzes Volk. Ein stolzes Volk, immer noch. Der Stolz ist ein wenig in die Breite gegangen, das sei zugegeben. Er preßt sich nicht mehr in mahlenden Kiefern heraus, sondern glänzt in der Zufriedenheit des guten Gewissens und der begreiflichen Freude, es wieder einmal geschafft zu haben. (...) Aber es ist der Stolz von einst, und es ist auf unserer Seite die Ohnmacht von damals.«

Das gute deutsche Gewissen ist, Jean Améry hat es seinerzeit mit skeptischer Aufmerksamkeit registriert, in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre ein wenig in die Krise geraten, gleichzeitig mit und gewiß nicht unabhängig

vom ersten Einbruch der Nachkriegskonjunktur. Aber es ist auch etwas von dem zustande gekommen, was Hannah Arendt in ihrem Eichmannbuch vermißte, als sie auf die zur Schau getragenen Schuldgefühle zu sprechen kam, die, bei den Jugendlichen, keiner wirklichen Schuld entsprechen und zu nichts anderem dienen, als bei Außenstehenden »erhebende Gefühle« zu erzeugen. »Die normale Reaktion einer Jugend, der es mit der Schuld der Vergangenheit ernst ist, wäre Empörung. Und Empörung wäre zweifellos mit gewissen Risiken verbunden – nicht gerade eine Gefahr für Leib und Leben, doch entschieden ein Handicap für die Karriere.« Die Protestbewegung von 1967/68 hatte sich zwar in erster Linie am Krieg der USA in Vietnam und nicht an dem Skandal der stillen Amnestierung der meisten in Amt und Würden weiterwirkenden Naziverbrecher entzündet, doch ist es unbestreitbar, daß die bald aufgegriffene Parole »Nie wieder Auschwitz« der Bewegung weitere Sympathisanten zutrieb. Die Empörung über die autoritäre Reaktion des westdeutschen Staates auf den Protest nährte sich von der Identifikation mit allen Opfern des Dritten Reiches, als dessen Nachfolgestaat die Bundesrepublik angegriffen wurde. Die Richtlinien ihrer Politik bestimmte seinerzeit schließlich auch ein Kanzler namens Kiesinger, der sein politisches Handwerk als NSDAP-Mitglied in der Propagandaabteilung des Auswärtigen Amtes gelernt hatte. Bei aller Selbstgerechtigkeit und zeitweiligen Hysterie, die den Ausbruch von nachgeholtem Antifaschismus begleitet hat, bleibt doch festzuhalten, daß er eine Zäsur in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte markiert: Zum ersten Mal wurde die bundesdeutsche Gesellschaft von innen her gezwungen, sich politisch, moralisch und theoretisch mit ihrer Herkunft aus dem nationalsozialistischen Deutschland auseinanderzusetzen, zum ersten Mal sahen sich ungestraft dem Pensionsalter entgegenverdienende Täter nicht »vom Ausland«, sondern von ihren Kindern, ihren Studenten, ihren Untergebenen ihrer Taten wegen zur Rede gestellt. Selbst der Gesetzgeber mußte nachziehen und, nach einer Anstandsfrist, Naziverbrechen von der Verjährung ausnehmen.

Soviel nur zur Erinnerung. Die Protestbewegung liegt nun fast so weit zurück, wie der Nationalsozialismus zurücklag, als die Protestbewegung seine stille Bewältigung unterbrach. Entgegen der Aufforderung Ernst Blochs, »vor den Träumen seiner Jugend Achtung zu haben«, sind viele der ehemaligen Akteure inzwischen dazu übergegangen, nicht nur mit der selbstzerstörerischen Nachgeschichte der Protestbewegung, sondern auch mit ihren Motiven abzurechnen. Das antiautoritäre Moment der Revolte erscheint im Rückblick als objektive *ruse de l'histoire*, deren sich der Spätkapitalismus bediente, um eine immer noch in ihrer Tradition befangene

Gesellschaft kulturell unauffällig zu modernisieren. Was bei der Bewältigung der Protestvergangenheit noch ausstand, war der Versuch, auch das Motiv der antiautoritären Rebellion preiszugeben: den antifaschistischen Konsensus, aus dem das »Nie wieder Auschwitz« hervorgegangen war. Diesen Schritt ist nun Peter Schneider gegangen. Seht, was herausgekommen ist bei der Anstrengung, den Tätern ins Gesicht zu sehen und das Verbrechen als Herausforderung zum Umsturz der alten Gesellschaft anzunehmen: statt des aufrechten Gangs die Verkrüppelung.

Wie der Sprachkrampf des »gekrümmten Gangs« zeigt, hat der Gedanke noch Mühe, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Er muß erst noch die Geschichte eines ewigen schlechten Gewissens hinzufügen, um zu unterstreichen, daß er nicht isoliert und verwegen in der Landschaft steht, sondern daß er in eine veränderte Landschaft paßt. Er hat nicht einmal unrecht, wenn er sagen will, daß in der Frage der deutschen Schuld etwas in Bewegung gekommen ist: nur in der Richtung, die diese Bewegung nimmt, täuscht er sich.

Die kollektive Schuldabwehr, die jahrzehntelang gehalten hat, funktioniert nicht mehr richtig, weil das Opferkollektiv, das die Deutschen zum Zweck der gemeinsamen Schuldabwehr bildeten, nicht mehr unverbrüchlich zusammenhält. Als Opfer hatten sie sich in die Nachkriegsgeschichte entlassen gesehen, durchaus vergleichbar den Opfern Hitlers, wie an einem Witz aus der Sammlung von 1952 abzulesen ist: »Hitler ist endgültig tot. Woher weiß man das? Nun, sein Geist ist auf die Sieger übergegangen.« Opfer des Bombardements von Dresden, Opfer der alliierten Siegerjustiz, Opfer der Vertreibung, schließlich Opfer der Weltmachtkonfrontation auf deutschem Boden. In dem Maß allerdings, in dem sich die Konfrontation als erträglich und politisch sogar profitabel erweist, in dem die Vertreibung der Ostdeutschen und die Teilung als fait accompli hingenommen und nicht mehr als Bestrafung empfunden werden, verliert die Opferperspektive an Überzeugungskraft. Zeit für einen Perspektivenwechsel.

Eine Möglichkeit ist das, was die Geschichtswissenschaft als »Historisierung« des Nationalsozialismus vorschlägt und was Jean Améry bereits vor zwanzig Jahren hat kommen sehen: »Das Reich Hitlers wird zunächst weiter als geschichtlicher Betriebsunfall gelten. Schließlich aber wird es Geschichte schlechthin sein, nicht besser und nicht übler, als es dramatische historische Epochen nun einmal sind, blutbefleckt vielleicht, aber doch auch ein Reich, das einen Familienalltag hatte. Das Bild des Urgroßvaters in SS-Uniform wird in der guten Stube hängen, und die Kinder in den Schulen werden weniger von den Selektionsrampen erfahren als von einem erstaunlichen Triumph über allgemeine Arbeitslosigkeit. Hitler, Himmler, Heyd-

rich, Kaltenbrunner, das werden Namen sein wie Napoleon, Fouché, Robespierre und Saint-Just.« Die »Historikerdebatte« des vergangenen Jahres läßt sich in dieser Beziehung als Testveranstaltung betrachten, bei der neue Deutungsmöglichkeiten durchgespielt und die sogenannten Akzeptanzschwellen des Publikums abgetastet wurden: Hitler, der die »asiatische Tat« Stalins verhindern wollte, indem er selbst eine »asiatische Tat« beging, die 6. Armee, die mit ihrem Troß von Einsatzgruppen im Schlepptau durch die Sowjetunion preschte, einmal probeweise als NATO-Armee avant la lettre in Augenschein genommen, unter Historikern kann man schließlich über alles reden, nur das Publikum war nicht ganz zufrieden, es vermißte etwas in dieser Geschichtsstunde, die Seele kam dabei zu kurz, es fehlte ihr an der Nahrung, an die sie sich in der Zeit der Opferperspektive gewöhnt hatte. Warum ihr die kleine Gabe verweigern, warum der coolen Historisierung nicht eine Dosis Schuld hinzufügen.

Denn schuldig sein ist gar nicht so schlimm, vor allem dann nicht, wenn über vierzig Jahre nach der Tat niemandem mehr unmittelbar Nachteile aus der Schuld erwachsen, wenn die Täter einer mittlerweile fast ganz ausgestorbenen Spezies angehören, und wenn, falls doch noch einer überraschend auftaucht wie im Fall Barbie, das befreundete Ausland sich gnädig der Sache annimmt. Zu einer Schuld, die keine strafrechtlichen Konsequenzen mehr hat, allenfalls ein paar verspätete Entschädigungszahlungen nach sich zieht, kann man sich auch ohne Gefahr für die Seele bekennen, seit unsere Kultur die Kategorie der Betroffenheit eingeführt hat, auf der sich alles abladen läßt, was zwischen der Ermordung der Juden und dem Massaker von Robbenbabys das Herz betrübt. Schuld ist der notwendige Transmissionsriemen zwischen Auschwitz und der Betroffenheit. Auf Auschwitz läßt man jetzt nichts mehr kommen: Wer es wagt, das Verbrechen zu leugnen, muß jetzt mit der Härte des Gesetzes rechnen, nachdem es vorher kein Gesetz gegeben hatte, das hart genug war, um diejenigen zu bestrafen, die Auschwitz gemacht hatten. Aber die Schuldigen sind jetzt tot, und die Schuld ist zu etwas geworden, was die Weiterlebenden gern auf sich nehmen, weil es sie – und darin liegt Peter Schneiders fundamentaler Irrtum – nicht niederdrückt, sondern weil es sie erhebt.

Zu Unrecht sind die Deutschen jahrzehntelang vor der Schuld weggelaufen (und laufen die Deutschen der DDR weiter vor ihr weg, indem sie die Schuld irgendwelchen vom Mond gefallenen »Faschisten« in die Schuhe schieben). Denn die europäische Zivilisation stellt dem Schuldigen ein ganzes Arsenal von Betätigungsmöglichkeiten zur Verfügung, mit deren Hilfe er bei Kräften bleibt und gleichzeitig die Anerkennung durch die Mitwelt erwirbt. Er kann wiedergutmachen, reparieren, für die Entschädigung der

Opfer sorgen, Gedenkstätten am Ort der Tat bauen, um Vergebung bitten, büßen, tätige Reue üben, wobei der Akzent vor allem auf tätig liegt. Damit entfernt er sich nicht allzuweit von der Sphäre dessen, wofür er tätige Reue zu üben hat. Der Schuldige ist Täter und Nichttäter zugleich und genießt damit die Zuwendung, die alle Zwitterwesen genießen: Indem er sich schuldig bekennt, gibt er zu erkennen, daß man vor ihm keine Angst mehr haben muß, weil die Welt sicher sein kann, daß er es nicht wieder tut, vor allem *das* nicht, und zugleich bringt er die Phantasien des Publikums in Bewegung, eben weil es weiß, daß er es getan hat, auch wenn er so aussieht, als sei er dazu nicht in der Lage. Der Deutsche, der schuldig ist, das ist eine Figur, so attraktiv wie der Polizeichef Vidocq, der vorher Schwerkrimineller war.

Die Opfer dagegen sind zur Untätigkeit verurteilt. Da das *ius talionis* jenen vergangenen barbarischen Zeiten angehört, deren endgültige Überwindung sich die nach dem Verbrechen versammelte Völkergemeinschaft geschworen hat, dürfen sie keine Vergeltung üben. Wenn sie es doch einmal versuchen, bekommt es ihnen schlecht, wie Jurek Becker es in seinen Romanen zeigt. *Der Boxer* erzählt die Geschichte des KZ-Häftlings Ostwald, der, ausgebildeter Jurist, nach der Befreiung aus dem Lager von der britischen Besatzungsmacht zu einer Arbeit herangezogen wird, »nach der er sich zwölf Jahre gesehnt hatte«, nämlich Nazitäter gerichtlich zu verfolgen. Eines Tages aber setzt man ihn vor die Tür, mit der Begründung, der ehemalige Häftling habe seine Position »als Vehikel persönlicher Rachsucht mißbraucht«, und es sei wieder einmal bewiesen, daß »das Opfer nicht auf den Richterstuhl gehört. *Wieder* wurde Ostwald entlassen, seitdem betrank er sich im Rahmen seiner Möglichkeiten.«

In *Bronsteins Kinder* endet der Vergeltungsversuch tödlich. Drei der Vernichtung entkommene Juden haben einen unentdeckt in der DDR lebenden ehemaligen Aufseher aus Neuengamme aufgespürt und in ein abgelegenes Landhaus gebracht. Sie verhören ihn dort, quälen ihn auch ein bißchen, entlocken ihm schließlich eine Art Geständnis, das aber nichts verrät, was sie nicht schon vorher gewußt hätten. Einer der drei Verhörenden, Bronstein, ist der Aufregung nicht gewachsen, die ihn die Selbstjustiz kostet, er bricht tot neben seinem Opfer zusammen, das man anschließend laufenläßt. »Ihr habt euch mit diesem Mann eine Last aufgeladen, die ihr nicht tragen könnt. Ihr erledigt euch selbst und merkt es nicht einmal«, hatte der Ich-Erzähler, Bronsteins Sohn, den Vater vorher gewarnt. Um das Schicksal der Älteren nicht teilen zu müssen, beschließt der Sohn des Opfers, das das Überleben nicht überlebte, auf den Status des Opfers und damit auch auf die ihm in der DDR gewährten Vergünstigungen zu verzichten.

Wenn Kurt Waldheim seinen Fuß nicht mehr ins Ausland setzen kann, ohne einen Troß von Demonstranten in KZ-Kleidung hinter sich herzuziehen, und wenn dem Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, der als Kind aus Auschwitz zurückkam, die Fernsehkanäle der westlichen Welt jederzeit offenstehen, wird allzuleicht vergessen und von den Mattscheiben verdeckt, daß es die Scham gibt, Opfer zu sein, und daß sie schwerer zu tragen ist als die deutsche Schuld in der Ausfertigung von 1987. Wenn es in manchen deutschen Familien zum Drama kam, weil eines der Kinder entdeckte, daß der Vater entgegen der frommen Familienlegende die SS-Uniform getragen hatte oder auf andere Weise tüchtiger Nazi gewesen war, können sich die traumatisierten Kinder vielleicht nicht vorstellen, daß in zahlreichen Familien von jüdischen Opfern Geheimnisse ganz anderer Art gehütet wurden. Da ist einer Tochter verheimlicht worden, daß sie kein Einzelkind war, sondern ältere Geschwister besessen hatte, die keine elterliche Gewalt vor dem Abtransport in die Gaskammer hatte bewahren können, da hatte ein Sohn aus einer belauschten, in Jiddisch geführten Unterhaltung der Erwachsenen herausgehört, daß es einmal eine Verwandtschaft gegeben hatte, von der im Familienkreis nie die Rede gewesen ist. Nicht nur die Vergeltung ist den überlebenden Opfern verwehrt, sondern auch die Trauer über den Tod, weil der Tod der anderen an die Scham über das eigene Überleben erinnert. Der deutsche Zeitgenosse aber jammert über den eigenen krummen Rücken und die gestörte Aussicht auf die deutschen Traditionen, auf die er so gern ungestört stolz sein möchte, sobald der israelische Staatspräsident Herzog in Bergen-Belsen von der »Unmöglichkeit des Vergessens« spricht.

Dabei ist gerade dies nichts als ein frommer Wunsch. Denn das Vergessen ist es, worin überlebende Opfer die einzige Möglichkeit des Weiterlebens für sich sehen, so unzumutbar gerade das Vergessen erscheinen mag. »Das muß geschehen«, schreibt der israelische Psychiater Aron Ronald Bodenheimer, »weil sich anderswie nicht leben läßt, namentlich nicht zusammenleben: nicht unter uns und erst recht nicht mit euch. Aus elementarer Notwendigkeit heraus wird also ein Vergessen gefordert, aus Gründen der Vernunft, gegen jedes Gefühl, wie diesem zum Hohn, und doch, um die eingefrorenen Gefühle nicht weiter zum Stocken zu bringen. Gegen alle Forderungen dessen, was sich ständig als Zeichen elementarster Pietät berufen läßt, jedoch um der Pietät willen und der Würde zuliebe, welche die Opfer dessen fordern, was man, unvorstellbar und hilflos-nichtssagend, als ›Holocaust‹ umschreibt, *dafür* soll jetzt vergessen werden.« Es läßt sich demnach ermessen, welche Gepäckerleichterung den Schuldigen winkt, wenn sich die Opfer erst einmal zu der schmerzlichen Erkenntnis durchge-

rungen haben, daß ihnen nicht nur der Ausweg der Vergeltung, sondern auch der Weg in die Erinnerung versperrt ist, nicht den armen Tätern zuliebe, sondern ihnen selbst.

Von strafrechtlichen Konsequenzen entlastet und dazu von der Erinnerung der Opfer befreit, kann sich die deutsche Schuld in ihrer ganzen Pracht entfalten. Mit der Niederlage verquickt, deren segensreiche Nachwirkungen auf sie übergehen, wird die Schuld zu einer Errungenschaft, die den Neid der Nachbarn weckt. Schon beeilt man sich in der Schweiz, in verstaubten Archiven nach Spuren eidgenössischer Nazis zu suchen und die Hartherzigen anzuklagen, die flüchtenden Juden den Einlaß in die Schweiz verwehrten. In Frankreich bemühen sich Historiker um den Nachweis, daß die unter französischer Verantwortung eingerichteten Internierungslager den KZs der Nazis durchaus vergleichbar waren und daß in Vichy-Frankreich auch ohne Hitlers ausgesprochenes Euthanasieprogramm 40 000 Geisteskranke ihr Leben lassen mußten. Jeder möchte ein wenig teilhaben an der großen Schuld, die höchstwahrscheinlich das innerste Geheimnis auch des deutschen Exporterfolgs ist. Denn wenn jemand mit schlechtem Gewissen produziert, strengt er sich an, das, was er mit schlechtem Gewissen produziert hat und was ihn daran erinnert, möglichst schnell wieder loszuwerden, zu exportieren, in aller Welt zu verteilen. Wer dagegen mit sich in Frieden lebt und stolz ist auf das Produkt, das er guten Gewissens verfertigt, trennt sich nur schwer von ihm, da er fürchtet, mit seinem Produkt auch seinen Stolz und sein gutes Gewissen zu verlieren.

Wenn Franz Josef Strauß nun den »Unfrieden mit der eigenen Geschichte« beklagt, der, zusammen mit der Scham über das begangene Verbrechen, zur moralischen Selbstlähmung führt, und dabei den gebremsten Export bayerischer Panzer im Auge hat, beweist er nur, daß er den Blick fürs Ganze verloren hat. Er ist weder ein Staatsmann noch ein richtiger Geschäftsmann, höchstens ein Geschäftemacher, dazu noch ein besonders kurzsichtiger und provinzieller: Nur so einer ist bereit, einer vorübergehenden Absatzsteigerung zuliebe langfristige strategische Vorteile aufs Spiel zu setzen. In Bonn dagegen muß man zu Überlegungen gelangt sein, die den hier vorgetragenen nahekommen. Entgegen dem Eindruck von Stagnation, den die Bonner Politik vermittelt, hat in jüngster Zeit offenbar eine Evolution stattgefunden. Zwischen Bitburg 1985 und Bergen-Belsen 1987 läßt sich eine Akzentverschiebung beobachten, weg von der reinen Unschuld und ein wenig hin in Richtung auf Schuld. Aus Anlaß des Staatsbesuchs von Chaim Herzog, der Strauß zur Feder hatte greifen lassen, sprach Helmut Kohl unter auffälliger Mißachtung der von den historischen Freunden des Hauses ausgegebenen Losungen von der »Einzigartigkeit des Verbrechens«.

So ungefähr erscheint die Konservative Galaxie beim Herannahen: In der Mitte ein fester Sternenklumpen mit Fixsternen und Satelliten, die christ-demokratische Orthodoxie. Das bekannteste System trägt den Namen Adenauer. Um dieses Zentrum haben die Astronomen drei Zonen unterschieden: die christliche, die liberale und die heidnische — eine Supernova neueren Datums. Dissidentische Kometen erschweren die Orientierung ... Mancher Sternenkrieg hat zwischen den Abteilungen des fremden Kosmos schon stattgefunden.

246 Seiten, Paperback, DM 28.-

ROTBUCH VERLAG

Claus Leggewie
Die Mittelstürmer
Über die Lage(r) der Union

Heiner Geißler und seine Wahlkampfstrategen im Bonner Konrad-Adenauer-Haus wollen uns weismachen, in der Bundesrepublik gebe es nur »zwei Lager« – zwischen der liberal-konservativen Koalition und dem rot-grünen Widerlager verlaufe eine »scharfe Trennung«. Von jenseits des Grabens tönt es ähnlich: nicht allein Engelmann, Staeck und Company warnen in der xten Reprise vor dem finalen Rechtsruck, auch die ansonsten geschmeidigere Frankfurter Denkschule arbeitet am manichäischen Weltbild: rot-grüne Aufklärung versus schwarzer Obskurantismus. Nur selten gerät ein Emissär ins feindliche Lager, der kleine Grenzverkehr stagniert; so gut wie keine Überläufer und Frontverschiebungen, statt dessen Routinearbeit am Feindbild und emsiges Selbstbestätigungspalaver.

Erst einmal in die »konservative Galaxis« hineingeraten, können Kundschafter aber von erstaunlichen Flügelkämpfen dort berichten, ja von Widersprüchen und Unvereinbarkeiten. Im Sommer sind die nun endlich aus dem schwarzen Loch ans Licht getreten, die Sternsplitter fliegen einem um die Ohren und zeugen von gehörigem Zoff, was sage ich: *Bürgerkrieg* im liberal-konservativen »Lager«. »Diese Lagertheorie trifft die Wirklichkeit nur sehr ungefähr«, beschied Gerold Tandler den Kollegen Geißler, womit er sagen wollte: überhaupt nicht. »Wildbad Kreuth« war nur ein Trockenkurs; jetzt ist ein innerparteiliches »Sonthofen« angesagt. Fraktionsgemeinschaft? Koalitionsvertrag? Waldspaziergänge befreundeter Elefanten? Schwesterparteien? – alles nur brüchige Macht-Prothesen und wacklige Taktik-Fassade für einen zerbröselnden und zerberstenden Unionsmonolith. Wer redet noch von/über rot-grün? Diese Regierung ist sich selbst Opposition genug. So schrille Dissonanzen sind aus sozial-liberalen Zeiten kaum erinnerlich. Strauß an Blüm: Skandalritter! Blüm an Strauß: drittklassig! Strauß an Blüm: Hetzer – wie mag es da erst off the record zugehen? Geißler: linke Mitte! Dregger: rechte Mitte – die Kompaßnadel rotiert. Besonders wild treiben es die Jungen: die kreuzbrave JU will Zimmermann aus dem Kabinett entfernen, und die Julis propagieren mit den Jusos und allen antifaschistischen Kräften der Mitte die Volksfront gegen Strauß.

Alles nur Sommertheater, meint der kritische Kritiker? Er bevorzugt die Arbeitsteilungs-Hypothese: Strauß und Blüm marschieren getrennt und versetzen sich gegenseitig publikumswirksame Watschen und Schienbeintritte, um dann gemeinsam abzusahnen: Strauß holt seine Schäfchen von Schönhuber, Frey und Mußgnug (die Namen sollte man sich merken!) zurück, Blüm staubt bei Rau und Genscher ab. Aber täuschen wir uns nicht: so grenzenlos ist auch christlicher Opportunismus nicht, und die Kampagnenfähigkeit jedes politischen »Themas« ist irgendwann erschöpft. Dieses Orchester spielt längst von verschiedenen Blättern. Zwischen »Folter« und »unfeiner Behandlung« liegt mehr als eine wählerwirksame Geschmacksnuance, zwischen »Doppel-Null« und »Pershing 1 A« mehr als ein kleiner Bruch, zwischen Süssmuth und Gauweiler mehr als eine Gummiwand. Bürgerkrieg im liberal-konservativen Lager – *das* Thema der späten achtziger Jahre; traversale Allianzen im Bewegungskrieg – vielleicht das der neunziger?

Revanche

Kleinster gemeinsamer Nenner war »die Wende«. Die Vokabel mag keiner mehr hören, und so finden sich neue Bilder vom Wandel des Zeitgeistes. Aus dem abgetakelten Segel-Manöver wird wieder der ewige Generationenkonflikt – aber die Jungen sterben vor den Alten. Im »Kampf der Söhne gegen die Väter« hört ein Vordenker der letzteren, Michael Stürmer, in seinem besorgten Horchen auf Deutschland den »Rhythmus von Revolte und Anti-Revolte« mitschwingen. Schon um 1800 hätten jugendliche politische Romantiker Alteuropa in den historischen Orkus befördert – hätte da nicht der Wiener Kongreß »nach einem Vierteljahrhundert Krieg und Bürgerkrieg die Absage der Väter an die Abenteuer der Söhne« erteilt. Nichts dazu gelernt hatten die Jungen, die vor und nach dem Ersten Weltkrieg schon wieder auf der Suche nach der »blauen Blume und innerer Wahrhaftigkeit« und für Revolution waren, so daß im Weimarer Nationaltheater wie im Bonner Bundestag »alte, traurige Männer« die Scherben der überkommenen Ordnung hatten kitten müssen. Und heute, darauf will Stürmer schließlich hinaus, soll Papa es wieder richten, da die Achtundsechziger den Konsens der Zweiten Republik zertrümmert haben und ihre grün-alternativen Bewegungsausläufer nunmehr »das deutsche Parteiengefüge heimsuchen«.[1]

Das Wesen der Wende ist die Revision von 1968, also die Umkehr des Versuchs einer antifaschistischen Neugründung der Bundesrepublik und fortgeschrittener Demokratie. Keiner hat das unverblümter gesagt als Ludolf

Herrmann, ein vielgelesener (mittlerweile verstorbener) konservativer Publizist im Dunstkreis Helmut Kohls. 1983 markierte er in einem wahrlich programmatischen Artikel »Hitler, Bonn und die Wende« das politische Koordinatenkreuz des Neuen Konservatismus, beschied er die »Anfrage« der 68er Generation wie folgt:

»Hitler haben wir, wenn auch vielleicht nicht endgültig, bewältigt. Nicht bewältigt aber haben wir die Bewältigung Hitlers, wie sie zur Studentenrebellion von 1968 und zu den fundamentalen Umwertungen der Folgezeit geführt hat. 50 Jahre nach der Machtergreifung ist Hitler für uns ein Gegenstand der Geschichte, unser Problem aber ist die Antwort auf ihn, wie sie in den sechziger Jahren gegeben wurde. Die Wende, die wir benötigen, besteht nicht darin, daß wir ein weiteres Mal 1933 oder 1945 verdauen, sondern daß wir den nachträglichen Ungehorsam gegen Hitler überwinden. Wir haben uns geschichtlich von uns selbst entfremdet und müssen nun versuchen, diese Entfremdung aufzuheben.«[1]

1968 als (auch persönliches) Trauma, als negatives Faszinosum und als politische Herausforderung zur Revision – so einig die getroffenen Hunde auch bellen, so unterschiedlich intonieren sie andererseits die gegen-revolutionäre Melodie. Für liberale Vertreter der geistig-moralischen Wende bedeutete '68 die Rückkehr des ideologischen Zeitalters und der »totalitären Versuchung« (Karl Dietrich Bracher). Für die an den Rand der Willy-Partei gedrückten Sozialdemokraten (die bekanntlich einen Hauptstrang des hiesigen Neokonservatismus füllen) schuf die Protestbewegung eine »Atmosphäre des intellektuellen Verdachts«, brachte sie den Verlust von Konsens und politischem Augenmaß, kurzum: sie war die antimoderne Gegenaufklärung (Hermann Lübbe). Für die neue Spezies der »Wertkonservativen« hingegen *überboten* die Mai-Utopien gerade die naturzerstörerische und menschenlebenverachtende Moderne von links (Robert Spaemann). Und die Trittbrettfahrer der Neuen Rechten nützten den antiliberalen Affekt der APO; sie imitierten deren bilderstürmerischen Impetus und witterten ihrerseits eine »Achsenzeit«, hinter der Parlament, Christentum und Sozialstaat endgültig passé wären (Armin Mohler).
Helmut Kohls »Tagesordnung der Zukunft« wird also auf sehr verschiedene Weise geschrieben. Perestrojka, *das* Wort des Jahres 1987, gilt auch am Rhein. Wie merkwürdig erstarrt und blockiert, aber überschaubar schien alles noch zu Beginn der Achtziger, und nun... ist alles möglich: vom Weltbürgerkrieg der Fundamentalismen bis zur Versöhnungsgesellschaft, vom Großen Crash am nächsten Donnerstag bis zur sanften wissenschaftlich-technischen Revolution in dritter Potenz, vom libertären Weg ins Paradies bis zur barbarischen Zweidrittelgesellschaft. Auch und gerade in liberal-konservativer Lager-Ordnung sieht alles anders aus: wie *normal* ist die deutsche Geschichte (oder: gehört Hitler ins Museum)? Wie weit *westlich*

liegt Deutschland (oder: ist die Wiedervereinigung noch zu verhindern)? Mit wieviel (und welchem) Staat präpariert man sich für den (demographischen, militärischen, ökologischen, sozialpolitischen etc.) *Ernstfall* (oder: brauchen wir eine neue Verfassung, angefangen mit dem »Asyl-Paragraphen«)?
So viele Fragen, so viele Antworten. Einige davon, aus der Feder ausgewählter Vordenker des konservativen »Lagers«, sollen hier Revue passieren.

Radikale Mitte

»Politische Mitte« heißt laut Geißlers topographischer Landeskunde, »daß man nicht nur Markt und Wettbewerb sagt, sondern gleichzeitig Solidarität und soziale Gerechtigkeit«. »Wir müssen berücksichtigen, daß ein dogmatischer Kern von Wählergruppen durch unser Politikangebot eventuell nicht zu gewinnen ist. Man kann nicht 500 000 Stimmen in der Mitte verlieren, um 5000 Stimmen eines dogmatischen Kerns zu halten.« – »Die Begriffe links und rechts sind längst überholt.«[3] So breit macht sich heute die Mitte; ihre *raison d'être* ist Antiextremismus rundum, der die »Dogmatiker« ausschwitzt und die Flügel der »zukunftsoffenen, modernen und sozialen Volkspartei« erlahmen und verschwinden läßt. An sich ist die Mitte allerdings ein wenig attraktiver Ort für »Gesinnung« – die eiserne Ration »christliches Menschenbild« plus ein Häppchen Sir Karl Popper lassen die Herzen nicht höher schlagen und sind im übrigen von allen politischen Familien dieser Republik eingemeindet worden –, wären da nicht »Herz-Jesu-Sozialisten« vom Schlage Norbert Blüms, die alle sozialdemokratischen Wanderprediger erzittern und die eigene Basis aufjauchzen lassen. »Wir müssen die Leute hier rausholen«, schnaufte der Chile-Reisende wie ein später 68er Internationalist ins Mikrophon, und der »geschäftsführende Parteivorsitzende« der CDU sekundierte, gewaltsamer Widerstand gegen totalitäre Regime sei »als letzte Möglichkeit sittlich erlaubt, sittlich notwendig«. Widerstandsrecht gegen eine Diktatur bekomme ein »klares Ja von seiten der CDU«.
Geißlers eigentlich selbstverständliches Statement kam wenige Tage nach einem eher lustlos abgewickelten 20. Juli; zur 43jährigen Wiederkehr des gescheiterten Hitler-Attentats hatte Kanzler Kohl in absentia vom »Dach der Welt« verlauten lassen, die Stauffenberg, Goerdeler, Beck und Leuschner bildeten das »ethische Fundament« der Zweiten Republik. Eine Woche später dramatisierte sich das wohlfeile Gedenken an unsere altvorderen »Terroristen« zum ausgewachsenen Koalitionskrach, in dem sich »Gesin-

nungs-« und »Verantwortungsethiker« nun unversöhnlich gegenüberstehen.

Wes Geistes Kind ist diese Geißler-Blüm-Süssmuth-Mitte, die manchem Südlicht als linksverrücktes Trio infernal an den Schaltzentren der Union vorkommt? Eine wichtige Quelle des CDU-Antitotalitarismus ist zum Beispiel der Bonner Zeithistoriker Karl Dietrich Bracher. Ohne direkte Partei-Affiliation wirkt dieser Hauptstadtpolitologe stark ins liberale C-Milieu hinein und hat im übrigen eine ganze Reihe von Sozialwissenschaftlern in den Führungsetagen der Union promoviert und habilitiert. Brachers zentrale Lebenserfahrung dürfte gewesen sein, daß er – als Jungsoldat des Jahrgangs 1922 – an Bord der »Liberty« aus US-Gefangenschaft ins zerstörte Nachkriegsdeutschland zurückkehrte, wo er, nach Harvard-Studium, eine stark amerikanisch und reedukativ geprägte Politische Wissenschaft mitbegründete. Brachers Lebenswerk kreist um die Themen *Auflösung der Weimarer Republik* und *Deutsche Diktatur*, angereichert durch allgemein-philosophische Betrachtungen über die maßgeblich von ihm wiederbelebte Totalitarismustheorie. Der Adenauerschen Kanzlerdemokratie und den Notstandsgesetzen hatte er noch durchaus skeptisch gegenübergestanden (und so auch eine kritische Geschichtsforschung und Gesellschaftstheorie in den sechziger Jahren angeregt); aber an der Studentenbewegung erzürnte ihn die deutsche Neigung, »von einem Extrem ins andere zu fallen und der rechts-totalitären Verirrung der zwanziger bis vierziger Jahre nun das Sympathisieren mit linksextremen Patentlösungen und Erlösungsideologien« folgen zu lassen.[4] Der publizistisch aktive Politikberater besetzte jene Leerstelle, die die prinzipiensturen Anti-Antikommunisten der westdeutschen Linken freigelassen hatten, im Unterschied zu den enttäuschten Radikalen und Renegaten des US-*Neoconservatism* oder der französischen *Nouvelle Philosophie*. Volksparteien der Mitte wie die CDU sollten sich modernisieren und die gescholtene Formaldemokratie gegen ausufernde soziale Demokratisierungsansprüche und Experimente direkter Demokratie in Schutz nehmen. Damit schlug die Bracher-Schule der »normativen Demokratiewissenschaft« eine Brücke über den 68er Mainstream hinweg: zum Beispiel zu Stefan Eisel, Jahrgang 1955, als ehemaliger RCDS-Chef und Bracher-Doktorand unterdessen zum Redenschreiber Helmut Kohls aufgestiegen und als Abteilungsleiter im Kanzleramt beim Marsch durch die Institutionen schon recht weit gediehen. Er bezieht sich wieder wie selbstverständlich auf Pluralisten und Antiextremisten wie Bracher oder Ernst Fraenkel, der seinerzeit Zielscheibe bissiger APO-Kritik in puncto »Transformation der Demokratie« war. Eisel hat seine politische Initiation nicht in Rote-Punkt-Aktionen oder Springer-Blockaden durchgemacht, sondern,

lange nach der Revolte, im Marburger Establishment aus altspartakistischer Kaderschmiede und Sponti-Scene. Seine Dissertation lobt den Grundkonsens der fünfziger Jahre, den er – nach dem basisdemokratischen Sündenfall der Sechziger und den bewegten Siebzigern – wieder als Minimalkonsens zwischen Totalitarismus und Anarchie restaurieren möchte: Anerkennung der Menschenrechte und Respekt vor der Menschenwürde, Wahrung demokratischer Spielregeln, insbesondere des Mehrheitsprinzips, und Anerkennung des staatlichen Gewaltmonopols.[5] Unter diesen Prämissen verbietet sich »ziviler Ungehorsam«, gleich ob mit der Zwille am WAA-Bauzaun oder in schwarzer Robe am Pershing-Depot, genauso wie Ketzerisches zur Mehrheitsregel und plebiszitäre Innovationen.

Der RCDS, Watschenmänner-Ring vieler Studenten-Parlamente, hat langen Atem bewiesen; während die SDS-Altgenossen draußen vor der Tür »Prima Klima« beschwören, liefern seine Funktionäre heute den Programm- und Stabsabteilungen der CDU-Prominenz in Bund und Ländern Herrschaftswissen. Mitreißende Volksredner und intellektuelle Köpfe sind aus ihm gewiß nicht erwachsen – dafür ist die Affirmation des Bestehenden zu defensiv und das Lob des Minimalkonsens zu dröge. Antitotalitäres Pathos mißrät auch leicht – wenn zum Beispiel Heiner Geißler »Auschwitz« der Trägheit lauer Margarine-Demokraten und Edel-Pazifisten der dreißiger Jahre anlastet. Doch ist die Formel von der *streitbaren* oder *wehrhaften Demokratie* genau die militante Quintessenz des Antiextremismus, den die CDU-Zentrale nun mit ihrer in vieler Hinsicht brisanten Menschenrechts-Kampagne in die Offensive bringt. ›1968‹ wird in diesem Anti-Denken sozusagen aufgehoben: Es ist *anti-faschistisch*, aber nicht im emphatischen Verständnis von damals, sondern in der abgespeckten Version von Weizsäckers berühmter (und vor allem in der Union umstrittener) Rede zum 8. Mai 1985. Es ist *anti-nationalistisch*, aber nicht im utopisch-kritischen Sinn der vaterlandslosen Achtundsechziger, sondern indem es der Bundesrepublik zu post-nationaler Verfassungsidentität und zum unmißverständlichen Anschluß an die westlichen Traditionen der Amerikanischen und Französischen Revolution rät. Und es enthält eine Spur *Anti-Etatismus*, nicht nach dem Muster enragierter Anarchisten natürlich, aber indem es den Schutz der menschlichen Privatsphäre vor den Ernstfallvorkehrungen eines starken Staats rangieren läßt und ansonsten, bis in die plumpesten Wählerverführungstechniken hinein, Spurenelemente der sozialen Bewegungen aufsaugt.

Pluralistischer Minimalkonsens ist aber, das wußte Ernst Fraenkel als geläuterter Sozialdemokrat, »die Staatstheorie des Reformismus«. Die moderne CDU wendet diese Erkenntnis zustimmend ins Gesellschaftliche: Ihr *Zu-*

kunftsmanifest vom Oktober 1986 entwirft eine flexible Arbeits- und Industriegesellschaft, die von Wissenschaft & Technik geleitet, durch Spitzenleistungen aus Forschung & Technologie ermöglicht und von einem zurückhaltenden, dank »sozialem Do it yourself« und kleinen Netzen subsidiär entlasteten Interventionsstaat eingerahmt wird; »neue Partnerschaft« und andere postmaterielle Wertvorstellungen erlauben dann ein unautoritäres Familienleben, solidarische Generationsverhältnisse, kulturelle Vielfalt und individuelle Selbstverwirklichung. Dieses 86er Manifesto enthält viele Reformgradualismen (»schrittweise freiheitlicher, gerechter und menschlicher«), noch mehr Aufbruchspathos (»Politik der Erneuerung«), ein Quentchen Geschichtsphilosophie (»ein Jahrzehnt des Fortschritts«) und jede Menge Wachstumsoptimismus (»wirtschaftliche Leistungs- und internationale Wettbewerbsfähigkeit«). Kurz: die »Wende in die Zukunft« soll auf *andere* Weise das Projekt der Moderne vollenden, die Konservativen marschieren vorn.

Einsprüche

1. Christliche Reden

Dieses alternative Vollendungsprogramm der Moderne ruft alsbald christliche Lebensschützer auf den Plan. So läßt sich eine Denkschule bezeichnen, die vehement gegen einen politisch kaum zu steuernden, auf Irreversibilität und Gattungszerstörung angelegten Modernisierungsprozeß opponiert. Einer ihrer theoretischen Köpfe ist der »Öko-Philosoph« Robert Spaemann, Jahrgang 1927. Auch seine Biographie hatte antitotalitäre und »konterrevolutionäre« Antriebe: christlich fundierte Skepsis gegen eine »neue Zeit«, die damals nicht nur die »morschen Knochen« z. B. der katholischen Kirche erschüttern sollte, sondern den Menschen mit sophistischen Phrasen ausredete, was sie bisher immer für das Richtige und Selbstverständliche gehalten hatten – z. B. jüdische Mitmenschen zu schützen oder sich doch wenigstens über ihr Verschwinden zu beunruhigen. ›1968‹ war für Spaemann, der unterdessen beim Philosophen Joachim Ritter promoviert hatte und zum Hochschullehrer avanciert war, nach der gelungenen Restauration der Nachkriegsjahre ein neuerlicher »radikal-emanzipatorischer Vorstoß«. Solche Betroffenheit führte aber bei ihm weniger zur Figur des demokratischen Minimalkonsens als zum alteuropäischen Naturrecht; sein Einspruch kam »von weiter her« und zielte doch zugleich über die Moderne hinaus. Spaemann und die von ihm mitbegründete Civitas-Gesellschaft beziehen sich nämlich nicht auf ein abstrakt-universales Menschenrechtsideal, das, solange es noch nicht voll verwirklicht sei, nun Stück für Stück zu optimie-

ren wäre, sondern auf ein (christliches) Ethos des Absoluten. Nicht der Mensch als gesellschaftliches Wesen steht im Mittelpunkt, nicht humane Perfektibilität am fernen Horizont; sondern ein natürliches Telos (d.h. Grenze und Ziel) setzt alle Optimierungsprogramme heutzutage unter verschärften Rechtfertigungszwang.

Würde sich Spaemann heute noch einmal so engagieren wie 1978, als er mit einigen Gleichgesinnten den »Tendenzwende«-Kongreß »Mut zur Erziehung« veranstaltete, dann vernähme man sein Veto gegen die Modernisierungspolitik einer unionsgeführten Regierung genauso deutlich wie damals seinen Einspruch gegen die sozialliberale Bildungspolitik – und der tiefe Riß mitten durchs konservative »Lager« käme besser zum Vorschein als in den kleinkarierten Ränkespielen zwischen CDU und CSU. Denn, wie abgemagert auch immer, die Rhetorik des Zukunftsmanifests behält die utopischen Züge eines Emanzipationsvorhabens, in dem der Mensch über die Natur herrscht. Christliche Minister engagieren sich gegen Todesstrafe und Folter? Gut so, würden die Redner eines »Tendenzwende«-Kongresses 1987 erklären; aber warum opponieren sie dann nicht – aus denselben Motiven, also im Namen der Menschen*würde* – gegen Riesenhubers Retortenproduktion und Genklempnerei, warum nicht gegen die massenhafte Praxis der Abtreibung, nach welcher Indikation auch immer? Menschenrechte als Diskursgrundlagen von Demokratie oder Bestandteil kodifizierter Rechtssysteme bleiben aus der Sichtweise des Katholiken Spaemann stumpf, wenn in ihnen nicht der Gedanke des Absoluten präsent ist, das es um jeden Preis und um seiner selbst willen zu respektieren gilt. »Es ist ein unausrottbarer Irrtum, man könne die religiöse Betrachtung der Wirklichkeit fallenlassen, ohne daß einem etliches anderes mit abhanden kommt, auf das man weniger leicht verzichten möchte.«[6] Gegenreformen wie das neue »Beratungsgesetz« zum § 218, das immerhin die erwünschte »Tötungs«-Formel enthält, können einen christlichen Fundamentalisten kaum zufriedenstellen, solange Heiner Geißler die christliche Klientel der Volkspartei mit Geschäftsordnungstricks vertröstet und eine letztlich doch auf Emanzipation gepolte Ministerin rein kompensatorische Familienpolitik treibt. Und bloß funktionaler Umweltschutz ist für eine Partei zu wenig, die das »hohe C« im Namen führt und sich zur Anwältin göttlicher Schöpfung aufschwingt.

In den elektronischen Medien war dieses radikalökologische Lebensschutzprogramm in den christlichen Reden eines Franz Alt präsent, der seinen Kanzler gleich von drei Seiten befeuerte: als Bergprediger für totale nukleare Abrüstung, als hartnäckiger Kritiker des fortgeschriebenen Atomprogramms und als radikaler Kreuzritter wider die liberale Abtreibungspraxis. Berührungen und Allianzen ergeben sich hier eher mit Herbert Gruhls

»Ökologisch-Demokratischer Partei« oder mit der parteiinternen Opposition »Christdemokraten für das Leben« als mit den CDU-Progressiven der mittleren Generation. Deshalb wird auch hier ein Brückenschlag über die »anderen Achtundsechziger« hinweg versucht: Junge-Union-Chef Christoph Böhr, der eine agile Anti-218-Minorität in seinen Reihen weiß, hat zum Hauptwiderspruch der späten achtziger Jahre innerhalb der Union erklärt: den Gegensatz zwischen Pragmatikern und Fundamentalisten.

2. Gewissensentspannung

Eine solche Polarisierung ist der Horror einer dritten Denkschule, die auf Distanz zu Gesinnungsaposteln jeglicher Art geht und ideologische Fundamentalismen haßt, ganz gleich aus welchen Kulturkampf-Quellen sie schöpfen. Nicht moralische Reflexionsfähigkeit sei unser Mangel, nicht pädagogische und sonstige Stimulierung guter Gesinnung sei geboten, auch nicht der »Umbau des Wohlfahrtsstaats«, meint ihr Repräsentant Hermann Lübbe, sondern eine ganz »pathosunfähige« Verbesserung der politischen Urteilskraft und die Fortentwicklung rechtlicher und ordnungspolitischer Institutionen. Lübbes Zorn und Spott gilt dem Eiferer: »Mit dem scharfen Schwert guter Gesinnung durchhaut sein Moralismus den verhedderten Knoten moderner zivilisatorischer Lebensrealität, und die Intensität in der Demonstration solcher Gesinnung wächst komplementär zu den Schwierigkeiten, die es macht, auf die Frage nach den Fälligkeiten zur Minderung unleugbarer Zivilisationslasten eine pragmatisch genugtuende Antwort zu geben.«[7] 1968 läuteten auch bei Lübbe, Jahrgang 1926, die Alarmglocken: Die Rebellen ermächtigten sich selbst, unter dem Vorwand gesinnungsgeleiteter »Vergangenheitsbewältigung«, zur »Hinterfragung«, dann Zertrümmerung des bestens restaurierten *common sense;* sie beriefen sich, namens einer »besseren Sache«, auf ein »höheres Recht«, was alsbald permanenten Gesetzesbruch und sich steigernde Gewaltanwendung bedeutete – für Lübbe nur eine Durchgangsetappe auf dem Weg zur logischen »Endstation Terror«. Bei den RAF-Desperados war das »Gewissen« nicht etwa ausgelöscht; gerade ihre moralische Überspanntheit habe sie zum Waffengebrauch befähigt. Die Abwehr solchen politischen Moralismus hat Hermann Lübbe, neben Ernst Nolte, zum eigentlichen Initiator des »Historikerstreits« werden lassen; schon 1983 rühmte er in der FAZ die inkriminierten »sekundären« Bürgertugenden und eine öffentliche Moral, die sich vom Nationalsozialismus erst gar nicht habe »erwecken« lassen und sehr wohl zum Attentat des 20. Juli ausgereicht habe. Die BRD, als Nachfolgestaat des Dritten Reiches, dürfe sich deshalb nicht im geringsten, auch nicht wg. Globke und fürchterlicher Juristen, in Zweifel ziehen lassen; als Staat

der »gelungenen Aufklärung« sei sie auch heute nicht von einer Ziel-, sondern höchstens von einer Steuerungskrise betroffen, zu deren Lösung weder eine Großideologie vonnöten sei noch Gesinnungsüberschüsse irgendwie beitrügen. Vielmehr blieben pragmatische Vernunft und methodisch restringierter Sachverstand die entscheidenden Approbationsinstanzen für jeden Vorschlag zur Verbesserung und Lösung (beispielsweise) ökologischer Probleme. Also: regt euch ab!

Von einem Mitstreiter ist Hermann Lübbe vor kurzem als »originellster Treuhänder« seines Lehrers Joachim Ritter tituliert worden. In dessen Münsteraner »Collegium Philosophicum« entstand nach dem Krieg die heutzutage wohl einflußreichste Schule politisch-praktischer Philosophie (und die bissigste Kontrahentin der »Frankfurter Schule«); aus ihr kommen aber nicht nur Lübbe und der seelenverwandte Apologet Odo Marquard (»Abschied vom Prinzipiellen«), sondern auch Robert Spaemann, Günter Rohrmoser, Martin Kriele u. v. a. Die »neokonservative Kontroverse« geht mithin quer durch die Ritter-Schule hindurch; der Rittersche Gedanke, sinnkrisenträchtiger Fortschritt von Wissenschaft und Technik bedürfe zur Linderung bewahrender Gegenmittel wie Historie oder Religion, um in eine sich beschleunigende Entwicklung »kompensatorische Langsamkeiten« einzubauen, solche »funktionale Kontingenzbewältigung« wird von den Fundamentalisten natürlich als Verrat verurteilt. Lübbe hat aber nicht gegen die Verblüffung seiner Partei (der SPD, der er Ende der sechziger Jahre u. a. als Staatssekretär und Bildungspolitiker gedient hat) durch den moralischen Dauerton der APO angekämpft (und schließlich vor der Verwandlung der Sozialdemokratie in eine Pädagogenpartei resigniert), um sich nun widerstandslos die Rückkehr überspannter Gesinnungsethiker im Unionsmilieu anzusehen. Dem steht er, auf seinem Zürcher Außenposten wohlwollender Neutralität, u. a. als Berater des CDU-Vize und Landesvaters Lothar Späth zur Verfügung; so ist auch dessen »Wende-Philosophie« durchdrungen vom Gedanken der Kompensation. Baden-Württemberg, von dessen schamloser Prosperität bekanntlich die ganze restliche Republik zehrt, hat die Kultur nicht nur als merkantilen Standortfaktor entdeckt, sondern begradigt und subventioniert sie auch kräftig als Produktivkraft: wir Geistesarbeiter sollen als Animateure in Sachen Tradition den modernisierungsgeschädigten und heimatvertriebenen Individuen nette Geschichten erzählen und mit ihnen die »Kunst der Wiedervertrautmachung« (Marquard) einüben. »Konservativ, weil liberal«, hat Lübbe sich selbst klassifiziert und seine Bündnispartner adressiert: nicht »Intellektuelle« sind es, sondern die Intelligenz, die, technisch kompetent und exekutivisch gesonnen, Politik im Stil von Daimler-Benz-Qualitätszirkeln betreiben will.

3. Waldgang

Eine vierte Denkschule darf hier nicht ausgelassen werden, auch wenn ihr die Türen zum philosophischen Salon des Neuen Konservatismus meistens verschlossen bleiben: die schäbigen Verwandten von der *Neuen Rechten*. Kein Wunder, sind sie doch weder antiextremistisch noch christlich-ökologisch noch überhaupt irgendwie gesinnungsethisch veranlagt, noch haben sie mit einer Spielart des »technischen Staats«, geschweige denn mit Liberalismus viel am Hut.

»Es genügt heute nicht mehr, ›schöne Ideen‹ zu haben. Die Konservativen müssen in die Schicht der Wirklichkeit eintauchen, die entscheidend ist: ich meine das Volk und die Nation. Die Todsünde des Nachkriegskonservatismus bestand darin, daß er glaubte, die Aufgabe der Wiedergewinnung nationaler Identität vernachlässigen zu können, mit Rücksicht auf Hitler und die Vergangenheit. Das ist heute buchstäblich leergeredet. Was jetzt kommt, ist nur noch: Politik.«[8]

So sieht es zum Beispiel Armin Mohler, Baseldeutscher des Jahrgangs 1920, dem zwar keine Schule zugewachsen ist, wohl aber das Igitt-Renommee eines Gründungsvaters der Neuen Rechten in der postfaschistischen Bundesrepublik. Auch Mohler hat seinen 68er-Schaden: 1967 erhielt er, aus der Greisenhand des Alten höchstpersönlich, den ersten Konrad-Adenauer-Preis, verliehen von der Deutschland-Stiftung e. V., einem sinistren Club von Abendländern, der FJS bei Bedarf bis heute ein paar Stichworte zur geistigen Lage der Nation liefern darf. Skandal und Krawall machte seinerzeit Mohlers (im übrigen mehr virtuelle) SS-Zugehörigkeit; er ist in unserer kleinen Galerie der einzige, den man getrost als einen Profaschisten bezeichnen darf (und der nicht einmal was dagegen hat) – was eben nicht (Neo)Nazi heißen soll, denn Mohler hat die Stafette der konservativen Revolutionäre von Weimar aufgenommen. Ernst Jünger diente er als Sekretär, Carl Schmitt war sein geistiger Ziehvater. Bemerkenswert ist aber, wie er ›1968‹ wertete; sozusagen auf noch rauchenden Barrikaden prophezeite er:

»Die Fronten haben sich in kurzer Zeit überraschend verändert. Der Wind hat umgeschlagen. Mit dem unaufhaltsam scheinenden Abrutschen der Welt nach links ist es vorbei. Den Konservativen haben sich Möglichkeiten aufgetan, von denen sie vor einem Jahr noch kaum zu träumen wagten. Sie stehen nun vor der Wahl, endlich wieder zu einer politischen Kraft zu werden – oder endgültig zu einem Kapitel der Sektengeschichte zu verkalken.«

Zwei Jahrzehnte schien die Sache schlecht zu stehen, in Mohlers Wahrnehmung, weil lahme »Gärtner-Konservative« und wendige »Kerenskis der Kulturrevolution« einen halbherzigen Liberal-Konservatismus steuerten und ihn selbst in einer »Hexenjagd« aus dem Establishment ehrenwerter Kolumnisten ausschlossen. So fühlt sich Mohler selbst als exemplarisches Opfer einer »Vergangenheitsbewältigung«, die Restdeutschland »im Schat-

ten Hitlers« zwar wieder wirtschaftlich stark gemacht, das Volk aber schuldneurotisch verkorkst und die Nation weltpolitisch kastriert habe. Heute jedoch wittert die Neue Rechte eine neue Chance. Ob jemals wieder eine echte Rechte in der Bundesrepublik Fuß fassen kann, hängt vom weiteren Erfolg des von Mohler inspirierten Revisionismus ab, der die deutsche Frage wieder zur Top-Agenda auf der politischen Tagesordnung der Zukunft machen möchte. Nach außen hieße das: statt sozialer Marktwirtschaft und Exportnation – blockunabhängige (nukleare) Selbstbehauptung und Wiedervereinigung; nach innen: statt Antifaschismus – »Schlußstrich unter die Vergangenheit« und deutscher Sonderweg; statt okzidentalem Menschenrechtsuniversalismus – präzise Feindeshierarchie und völkisch-kulturelles Selbstbewußtsein; statt liberaler Gesellschaft und Kompromiß – ernstfallgewappneter starker Staat und Dezision. Diese Denkschule hat keinen Lehrstuhl (mehr) inne und verfügt über (noch) kein Massenmedium; sie hat gleichwohl ihren Betrieb nach 1945 niemals eingestellt und sich auch bei Linken Respekt erworben: Carl Schmitt *redivivus.*[9]

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Union, CSU inklusive, offiziell von diesen rechtsintellektuellen Zombies aus dem Horrorskript »Der Geist steht rechts«, mit den Mohler, Kaltenbrunner, Rohrmoser usw. nichts, aber auch gar nichts zu tun haben will.[10] Dabei vertreten sie nach Buchstabe und Geist die klammheimliche oder schon ganz offene Denkweise des »Stahlhelm« und verfügen keineswegs über nur marginale Publizität am »rechten Rand«. Man kann ja nachlesen, wie die Neogaullisten der FAZ über amerikanische Unzuverlässigkeiten, den Einsatz der Bundeswehr am Golf und die operativen Chancen der Wiedervereinigung spekulieren; man kann miterleben, wie einem anderen Star der Neuen Rechten, dem Bochumer Staatsphilosophen Bernhard Willms, herzlicher Beifall gespendet wird, wenn er in der Sommerakademie der Konrad-Adenauer-Stiftung grimmig über den Antifaschisten von Weizsäcker herzieht, und man muß nur den Textvergleich wagen zwischen Mohlers frühem Hintertreppen-Revisionismus und heutigen Hochglanzreflexionen eines Andreas Hillgruber oder eines Ernst Nolte[11]. Konservative Denkfabriken – wie Armin Mohlers Carl Friedrich von Siemens-Stiftung in München oder Günter Rohrmosers Studienzentrum Weikersheim e. V. – haben gewiß nicht der *modernen* CDU vorgedacht, aber willkommene Stichworte für die »geistig-moralische Erneuerung« geliefert, ohne die die Sonntagsreden eines Helmut Kohl oder Alfred Dregger nicht auskommen. »Wer Menschheit sagt, will betrügen«, hieß es bei Carl Schmitt. Die FAZ leitartikelte kongenial gegen den Kreuzritter Blüm:

»Es dient einer richtigen Entscheidung in einer schwierigen Sache nicht, die vierzehn (chilenischen ›Todeskandidaten‹) pathetisch mit dem Wort ›Menschen‹ zu charakterisieren. Das sind sie gewiß; aber nun geht es darum, was für Menschen.«

Auch hier also ein Generationsbündnis, über die Achtundsechziger, die »anderen Achtundsechziger« und die herrschende »Generation der Flakhelfer« (Günter Maschke) hinweg: zwischen alten Deutsch-Nationalen und Neuer Unbedenklichkeit, die nicht einmal merkt, wie sie die Nachkriegs-Tabus frisch-fröhlich abräumt.

Schwarz-rot-grüne Republik

Der frühe Carl Schmitt hat die römisch-katholische Kirche als *complexio oppositorum* bewundert; als eine solche möchte sich wohl auch die Union sehen – als weitgespannte Volkspartei mit christlich-sozialem Engagement, konservativer Denkungsart und liberaler Gesinnung. Doch ist Kohl bekanntlich nur Adenauers Enkel, und der Bajuware mahnt dringend »Klärungen« an: Nicht einmal so dröge Materie wie die Steuerreform oder eine neue Gebührenordnung für Zahnärzte bleibt neuerdings von »Richtungsentscheidungen« verschont. Der CDU sind, trotz »Wende«, die Schwierigkeiten mit den Intellektuellen erhalten geblieben; das gilt nicht nur für die garstigen *fellow travellers* vom rechten Rand, sondern auch für die hauseigenen Querköpfe mit Parteibuch: Kurt Biedenkopf ist auch noch für ein drittes Comeback gut, und Richard von Weizsäcker ist selbst im Präsidialhimmel noch nicht unschädlich gemacht...
Bazon Brock hat für den Kunstbetrieb jüngst die »mittlere Position« beantragt – zwischen »Gottsucherbanden«, die den Ernstfall erzwingen wollen, und den »Unterhaltungsidioten«, die ihn mit System verdrängen. Das ließe sich auf die politische Kultur übertragen. Eine kritische Öffentlichkeit sollte sich ihre alltäglichen Anliegen und letzten Fragen von den »Themenbesetzern« und »Kampagnenschmieden« in den Parteizentralen zurückholen. Das »Lager« der Opposition kann sich natürlich am liberal-konservativen Familienkrach weiden – da kommt Stimmung auf. Aber im Ernst wird man die Streitfälle nicht länger ignorieren oder bloß kritisch kommentieren dürfen – was bedeutet, sich ins Getümmel zu stürzen und mit den Schmuddelkindern von rechts zu streiten.

Die Redaktion empfiehlt zur Lektüre Claus Leggewies soeben erschienenes rasantes Buch Der Geist steht rechts. Ausflüge in die Denkfabriken der Wende. *Der vorliegende Beitrag entwickelt einen darin enthaltenen Aspekt weiter.*

Anmerkungen

1 »Söhne und Väter«, in: *FAZ*, 1. 8. 1987; vgl. auch ders., *Dissonanzen des Fortschritts*, München 1986.

2 »Hitler, Bonn und die Wende. Wie die Bundesrepublik ihre Lebenskraft zurückgewinnen kann«, in: *Die Politische Meinung* Nr. 204 (1983), S. 13 ff.; vgl. auch ders., *Die Neue Zuversicht. Über den Erfolg der politischen Erneuerung*, Stuttgart 1986.

3 In einem vertraulichen Strategiepapier von Heiner Geißler und Peter Radunski auf der Klausurtagung der CDU, veröffentlicht in *Frankfurter Rundschau* (Dokumentation), 7. 7. 1987.

4 »Der parlamentarische Parteienstaat zwischen Bewährung und Anfechtung«, in: W. Scheel (Hg.). *Nach dreißig Jahren*, Stuttgart 1979, S. 92; vgl. auch ders., *Die totalitäre Erfahrung*, München 1987.

5 *Minimalkonsens und freiheitliche Demokratie. Eine Studie zur Akzeptanz der Grundlagen demokratischer Ordnung in der Bundesrepublik Deutschland*, Paderborn 1986; vgl. auch Ernst Fraenkel, *Reformismus und Pluralismus. Materialien zu einer ungeschriebenen politischen Autobiographie*, hg. von F. Esche und F. Grube, Hamburg 1973. Ein weiterer Bracher-Schüler ist Wolfgang Bergsdorf, heute Abteilungsleiter Inland des Bundespresseamts und Berater Helmut Kohls, ein anderer Wulf Schönbohm, Leiter der Grundsatz- und Planungsabteilung der CDU-Bundesgeschäftsstelle und rechte Hand Heiner Geißlers.

6 »Über den Begriff der Menschenwürde«, in: *Das Natürliche und das Vernünftige. Aufsätze zur Anthropologie*, München 1987, S. 88, zuerst erschienen in der Zeitschrift *Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken*. Vgl. das Gespräch mit Robert Spaemann, in: Claus Leggewie, *Der Geist steht rechts. Ausflüge in die Denkfabriken der Wende*, Berlin 1987, S. 157 ff.

7 *Politischer Moralismus. Der Triumph der Gesinnung über die Urteilskraft*, Berlin 1987, S. 84 f.

8 Interview in C. Leggewie, a. a. O., S. 204; vgl. auch ders., »Im Dickicht der Vergangenheitsbewältigung«, in: B. Willms (Hg.), *Handbuch zur Deutschen Nation*, II, Tübingen 1987, S. 37 ff. Das folgende Zitat aus: »Konservativ 1969«, in: *Formeln deutscher Politik*, hg. von H. J. Schoeps/C. Dannemann, München 1969, S. 118.

9 Z. B. Jacob Taubes, *Ad Carl Schmitt. Gegenstrebige Fügung*, Berlin 1987. Im Gefolge Schmitts werden auch andere »deutsche« Geistes- und Sozialwissenschaftler als Alternativen zu den »Reedukationswissenschaften« oder zur »Sowjetideologie« rehabilitiert, etwa Hans Freyer, Arnold Gehlen, Helmut Schelsky. Der Heidelberger Politologe Arndt hat etwa eine »lagebewußte« »Politologie für Deutsche« gefordert.

10 Vgl. die Besprechungen meines Buches durch Wulf Schönbohm, »Der rechte Geist und die Union«, in: *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, 30/1987, S. 12 sowie Alexander Gauland, »Der Geist steht nicht rechts«, in: *Pflasterstrand* Nr. 269, 22. 8. 1987.

11 Vgl. Ernst Nolte, »Zwischen Geschichtslegende und Revisionismus?«, Vortrag vor der Siemens-Stiftung, München (Geschäftsführer bis 1985: Armin Mohler), jetzt in: *Historikerstreit*, München 1987, S. 13 ff.; Andreas Hillgruber hat in *Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums*, Berlin 1986, eine deutsch-nationale »verantwortungsethische« Position entworfen, die sowohl Hitler als auch den Widerstand des 20. Juli kritisiert.

Michael Sontheimer
Haus Vaterland

Als »Konzert-Café mit großstädtischen Effecten« annoncierte die Presse der Reichshauptstadt im April des Jahres 1911 eine Vergnügungsstätte, die schon durch ihre Ausmaße alles bis dato in Berlin Bekannte in den Schatten stellte. Ein Etablissement wie das »Café Piccadilly« hatten selbst die als zerstreuungssüchtig und vergnügungswütig verrufenen Berlinerinnen und Berliner noch nicht gesehen. In einem runden Turm war es beherbergt, nur ein paar Schritte vom Potsdamer Platz, dort, wo die Köthener Straße in die Königgrätzer Straße einmündete. An diesen »babylonischen Kneipenturm«, wie ihn Walter Kiaulehn beschrieb, schloß sich ein langgezogener wuchtiger Bau an. Der gesamte Komplex hieß »Haus Potsdam«, war stattliche 85 Meter lang, 25 Meter breit und hatte drei Millionen Reichsmark gekostet.
»Hell zuckt es und flammt es um die Kuppel des mächtigen Gebäudes, schon von weitem ein leuchtender Magnet«, notierte ein Chronist. »Blendende Helle und die Klänge eines schmissigen Orchesters empfangen den Besucher des größten Cafés der Weltstadt.« 50 000 Glühbirnen illuminierten die marmorgetäfelten Treppen und Säle, vier Kapellen wechselten sich in Sechsstunden-Schichten ab – Musik rund um die Uhr. Als bald darauf junge Deutsche mit noch wesentlich schmissigeren Kapellen an die Front zogen, wurde das »Haus Potsdam« am 6. August 1914 schnell in »Haus Vaterland« umbenannt, das »Café Piccadilly« hieß fortan »Kaffee Vaterland«. Und das Haus überlebte einen Krieg, der in seinem Namen begonnen und verloren wurde.

»Einstürzende Neubauten« heißt die Kapelle, in der Blixa weniger singt als seine sinistren Texte mit weit aufgerissenen Augen, bis zur Schmerzgrenze des Publikums elektrisch verstärkt, aus sich herausschreit. Er ist eingeborener Berliner, Jahrgang 1959. »Die Mutter meines Vaters war so arm«, sagt er, »daß sie ihm nicht mal eine HJ-Uniform kaufen konnte. Deswegen mußte er ohne Uniform hinter dem Zug marschieren. Er war glaub ich auch

in Rußland später, aber er war nicht besonders redselig. Ich habe seit Ewigkeiten keinen Kontakt mehr zu ihm.«
Blixa – ganz in schwarzes Leder gehüllt – ist schon seit Jahren nicht nur in Berlin ein Held jener jungen Großstadtmenschen, die, gewöhnlich in schwarz ausstaffiert, gelegentlich als »Gruftis« geschmäht, eine morbide Ästhetik kultivieren. Seit auch das FAZ-Feuilleton die Einstürzenden Neubauten enthusiastisch feiert, ist er zum Star avanciert, doch wenn er sich an seine ersten Begegnungen mit dem Phänomen Deutschland erinnert, schlägt der Akzent und Charme eines Berliner Straßenjungen durch: »Wir haben in der Schule immer Autoquartett, Schiffsquartett oder Flugzeugquartett gespielt, wer mehr PS, Hubraum oder ähnliches auf seiner Karte hatte, hat die vom anderen kassiert. Auf den Karten waren auch kleine bunte Fähnchen, und bei den Ländern sah unsere Reihenfolge so aus: Ganz oben standen die Amerikaner, dann kamen die Deutschen, dann die Engländer, die Franzosen, die Italiener, und am wenigsten wert waren die Teile aus der Sowjetunion. In meiner politischen Pubertät habe ich angefangen, mir dieser Einfärbung bewußt zu werden und sie ungefragt umzudrehen. Das Wort Deutschland begann für mich einen scharfen Beigeschmack zu haben. Auch heute: Wenn ich nur das Wort Haus Vaterland höre, merke ich schon, wie diese Gegenbewegung sich in mir rührt. Vaterland ist die Seite von Deutschland, mit der ich immer noch nichts zu tun haben will.«
Marx, Engels, Lenin, Stalin, Mao Tse Tung – in der Ecke ist Blixa mit den Kumpels seiner Schulzeit gelandet. »KPD/ML, Rote Garde, da wurde eine vollständige Weltanschauung angeboten, ein Lebensprogramm mit der Faszination eines Lexikons, das dir jeden Schritt erklären kann. Nur eines konnte ich damit nie ganz vereinbaren: die ML hatte Aufkleber: ›Nieder mit der Hasch-, Pop- und Pornokultur‹. Ich habe immer gezögert, mir die Haare kurz zu schneiden und mich von meiner Plattensammlung zu trennen. Es war eine zerrissene Zeit. Aber ich habe an die Revolution in Deutschland geglaubt – als Teenager ist man relativ weltfremd.«
Als nächstes kam die Bewegung 2. Juni. »Ein Freund von mir, der immer besonders hart in seinen Umschwüngen war, hat gleich angefangen, seine Bomben selber zu bauen und im Grunewald auszuprobieren. Für mich waren die RAF und die Bewegung 2. Juni ein pures Medienereignis mit einer sehr anziehenden Aura; sie haben perfekte Performances geliefert. Wir haben Ton, Steine, Scherben gehört, und die Anarcho-Sponti-Weltanschauung war wesentlich einfacher zu akzeptieren, eben toleranter. Keine Macht für niemand oder macht kaputt, was euch kaputt macht. Das kann ich trotz der Weltfremdheit noch heute zum größten Teil unterschreiben – weil es im Grundansatz völlig richtig ist.

Mir war Deutschland damals egal, ich dachte, alle Menschen sind gleich, die Grenzen sind nicht notwendig. Zu der Zeit hatte ich West-Berlin kaum einmal verlassen, nur zu den mehrwöchigen Aufenthalten meiner Familie in diversen westdeutschen Feriendörfern. West-Deutschland war ein fremdes Land für mich, ich sehe es auch noch heute lieber so, es ist wirklich erstaunlich, je weiter südlich, um so erstaunlicher.«
Wenn die Einstürzenden Neubauten mit Bohrmaschinen, Eisenteilen und ungestimmten Gitarren »primitive Arbeit leisten«, wie Blixa es auch gern nennt, läuft unter den dabei erzeugten rohen Klängen zumeist ein schwerer maschinenartiger Rhythmus. »Teutonische Schwermut« assoziieren Publikum und Kritiker bei den Auslandstourneen der Neubauten. Blixa bekennt sich dazu: »Ich verlange, daß Deutsche sich von ernsthaften Dingen unterhalten fühlen, sie hören sich auch Johann Sebastian Bach an. Wenn zum Beispiel Amis meine Ernsthaftigkeit, den Drang, auch wichtige Dinge zu äußern, nicht ertragen, empfinde ich das immer als ihre Schwäche. Ich kann gar nicht anders sein, ich will gar nicht anders sein. Das Deutsche oder mein Deutschland habe ich immer als mein persönliches Eigentum betrachtet. Ich liebe die deutsche Sprache, meine Wurzeln kommen aus der deutschen Kultur. Die deutsche Romantik bis Friedrich Nietzsche, Kant, Hegel, Marx, die Musik von Wolkenstein bis Carl Orff. Unter unseresgleichen kann ja über Deutschland nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen werden. Man muß sich ja unentwegt abgrenzen. Ich habe das geographische Phänomen Deutschland nie gehaßt, die Wälder und das Land. Den deutschen Wald fand ich sehr schön. Er soll jetzt nicht mehr so schön sein, habe ich gehört, aber ich war schon lange nicht mehr im Wald. Deutscher Wein war das erste, wovon ich besoffen war, deutsche Frauen mag ich immer noch sehr gern. Deshalb würde ich gerne den ganzen Putz runterreißen. Dann würde ich das Lied der Deutschen immer noch nicht singen, aber dann könnte ich vielleicht zuhören – ohne den Impuls, sofort den Fernseher ausschalten zu müssen. Deutschland in den Grenzen von wann auch immer bedeutet mir schlechthin nichts. Auf dem Weg in eines dieser Feriendörfer mußte ich mal pissen und habe an eines von diesen Schildern: Deutschland dreigeteilt? Niemals! gepißt. Ich fand, daß Deutschland aussah wie ein Hund, der nach irgend etwas bellt. Wiedervereinigung? Die ist mir vollkommen egal.«

Weit über Deutschland hinaus bekannt und berühmt wurde das Haus Vaterland nach seinem Umbau im Jahre 1928. Die Direktoren des Hauses Kempinski, das den Vergnügungspalast betrieb, der Chef der UFA, die

ebenfalls hier residierte, und die Deutsche Bank setzten auf weltmännisches Amusement mit kosmopolitischem Anstrich, ihr neues Konzept hieß »Haus der Nationen«. Da konnte man dann im »Bistro français« speisen, von der Reeling der »Bremer Kombüse« aus eine Dampfer- und Segelschiffparade bestaunen oder in den »Pußta-Czarda-Stuben« den schluchzenden Klängen eines Stehgeigers lauschen. In dem Raum, wo akustisch untermalt von einem »Waschermadl-Orchester« Heuriger ausgeschenkt wurde, hob sich matt der Stephansdom vom sternenfunkelnden Himmel ab.

»Seinen Kern bildet eine Art von gewaltiger Hotelhalle, über deren Teppiche die Gäste des Adlon schreiten dürften, ohne sich gedemütigt zu fühlen.« So beschrieb Siegfried Kracauer die »Pläsierkaserne« am Potsdamer Platz. »Nicht schlagender könnte sich das Geheimnis der neuen Sachlichkeit enthüllen als hier. Hinter der Pseudostrenge der Hallenarchitektur nämlich grinst Grinzing hervor. Nur einen Schritt in die Tiefe, und man weilt mitten in der üppigsten Sentimentalität.« Die Wild West Bar wurde im hauseigenen Werbeprospekt so angepriesen: »Prärielandschaften an den großen Seen – Arizona – Ranch – Cowboylieder und -tänze – Neger-Cowboy-Jazzband – federnde Tanzfläche.« Von der »türkischen Mokkastube« über die »sizilianische Osteria« und die »spanische Bodega« bis zur »japanischen Teestube« reichte das folkloristisch-gastronomische Potpourri. Es wurde alles geboten, was das kleine Ladenmädchen und den aufstrebenden Angestellten in die unerreichbare Ferne zu zaubern versprach.

Die Attraktion des Hauses war freilich, bei aller Freude am Ambiente fremder Länder, durch und durch deutsch: die »Rheinterrassen«. Vor einem riesigen Rundhorizont mit dem Rheinpanorama zwischen St. Goar und der Loreley zeigte sich die liebliche Landschaft zunächst im schönsten Sonnenschein, doch pünktlich alle sechzig Minuten zogen düstere Wolken über den deutschen Schicksalsstrom, bis sich schließlich ein heftiges Gewitter mit Blitz, Donner und Regen – aus der Wasserleitung – entlud, das von einem Regenbogen und lieblichem Vogelgesang – aus dem Grammophon – abgelöst wurde. »Dann tanzten fröhliche Winzerinnen ihre Reigen«, beschrieb ein Journalist die Illusionsmaschine, »und wandernde Burschen in altdeutscher Samtjacke sangen zur Laute.«

»Haus Vaterland macht alles gründlich, im Haus Vaterland gewittert's stündlich«, lästerten die Berliner. Die rund 1100 Vaterland-Bediensteten bewirteten denn auch zum größten Teil jene staunenden Provinzler und Touristen, die die Berliner wohlwollend geringschätzten – auch wenn sie selbst erst vor einem Jahr aus Schlesien gekommen waren. Während der Olympiade 1936 strömten in sechzehn Tagen 138 000 Besucher in den Ver-

gnügungstempel am Potsdamer Platz, 1938 wurde der zehnmillionste Besucher gefeiert. »Meine Fabrik« nannte ihn der Vaterland-Direktor scherzhaft und zutreffend; Kracauer beobachtete, daß hier »die Masse bei sich selber zu Gast« sei, »um ihrer eigenen Ohnmacht willen. Man wärmt sich aneinander, man tröstet sich gemeinsam darüber, daß man der Quantität nicht entrinnen kann. Ihr anzugehören wird durch die hochherrschaftliche Umgebung erleichtert.«

Als die Masse im Symbol des Hakenkreuzes wenigstens kurzzeitig einen noch wirksameren Trost gefunden hatte, Siegfried Kracauer schon lange ins Exil getrieben war, kam hinter der kosmopolitischen Fassade des »Hauses der Nationen« wieder das alte »Kaffee Vaterland« zum Vorschein. »Während der Übertragung des Heeresberichts um 14 oder 15 Uhr und der Nachrichten um 20 Uhr, sowie Sondermeldungen findet keine Bedienung statt. Wir bitten freundlichst während der Übertragung um Ruhe.« Mit diesem Hinweis beginnt die Speisekarte vom 14. November 1941. Die meisten Kellner hatten ihre feschen Jäckchen schon gegen die graue Wehrmachtsuniform eingetauscht, und wer ein »belegtes Brot mit Appetitsild« speisen wollte, mußte dies mit 50 Gramm Brotmarke und 10 Gramm Buttermarke von seiner Lebensmittelkarte begleichen. Die verbliebene Belegschaft servierte die trübe rote Flüssigkeit, die offiziell als Tomatensuppe angeboten wurde, schon mal galgenhumorig als »IG Farben Nummer zwo null X«. Mit der Verheißung »Lachen für alle« warb das Haus Vaterland im Herbst '41, doch sie schlug schnell in bittere Ironie um: Die oberen Stockwerke wurden in den letzten drei Kriegsjahren von alliierten Bomben zerstört, die unteren dienten zur Truppenbetreuung für durchreisende Soldaten.

Ihr Führer saß keine dreihundert Meter entfernt in der Neuen Reichskanzlei, in deren Garten er sich am 30. April 1945 zusammen mit seinen Schäferhunden Wolf und Blondi sowie seiner geliebten Eva Braun umbrachte. Kurz zuvor hatte das Haus Vaterland einen Volltreffer abbekommen und brannte fast völlig aus. Als die GröFaZ-Vision vom tausendjährigen Reich nach dreizehn Jahren in Schutt und Asche sank, war das Haus Vaterland ein bizarres Monument des Untergangs jenes Deutschland, das seine Söhne gelehrt hatte: Deutschland muß leben, auch wenn wir dafür sterben müssen.

Es ist kurz vor halb sechs morgens, als eine Taxifahrerin Bommi abliefert. Er hat mit den Punks im »Totenschiff« gesoffen, bis das Geld alle war. Bommi streift seine mit Nieten übersäte Lederjacke ab, unter der ein T-shirt

mit der Aufschrift »Kamikaze« zum Vorschein kommt, dann beginnt er irgendwann von dem Kapitel seines chaotischen Lebens zu erzählen, das ihn immer wieder einholt: »Verstehst du, wir saßen 1964 und 1965 auf den Stufen der Gedächtniskirche, und da hat es im Grunde angefangen. Petra war dabei, die später von den Bullen erschossen wurde, und viele, aus denen sich später der 2. Juni rekrutiert hat. Für uns war es keine Frage: bewaffneter Kampf oder nicht. Für uns war völlig klar: Wir machen es. Zwei Jahre haben wir uns vor der Gedächtniskirche die Nazi-Sprüche angehört: ab ins Arbeitslager, bei Adolf hätte es sowas nicht gegeben, euch langhaarige Penner sollte man alle vergasen – diese ganze Scheiße. Irgendwann haben wir gesagt: Dann paßt mal auf, was jetzt kommt. Ihr, die ihr Auschwitz möglich gemacht habt, erzählt uns: Jetzt kommt ihr auch noch auf die Roste. Da sagen wir: Wir sind keine Juden, wir schießen vorher, wir warten nicht darauf, daß ihr das nächste Auschwitz konstruiert, ihr Schwachsinnigen. Mit uns nicht. Jetzt kommt die Antwort: Here we go!«

Bommi war einer der Gründer der Bewegung 2. Juni, zwölf Jahre hat er in Ost-Berlin, zwölf in West-Berlin gelebt, 1973 stieg er aus dem 2. Juni wieder aus und trieb sich neun Jahre mit falschem Paß in Asien und Europa herum – bis ihn sein Zielfahndungskommando in einem besetzten Haus in London aufspürte, verhaftete und er für knapp vier Jahre in Berlin einsaß. Vor drei Jahren wurde er entlassen, dieses Jahr wird er vierzig. Während mein Vater es gerade noch zum Flakhelfer gebracht hatte, war sein Vater Nazi – auch noch nach dem Krieg: »Als kleiner Junge hat er mich immer mitgenommen ins Hotel Stuttgarter Hof, da haben sich die alten Kameraden nach jedem Fußballspiel getroffen. Herren in Ledermänteln, mit diesen kalten, blauen Augen. Sie haben mich mit diesen Augen angeblickt und mir die Schulter getätschelt. Es war entsetzlich. Ich hasse die Schweine richtig. Ich hasse meinen Vater, ich hasse diese ganze Generation. Es gibt eine Rede von Ulrike Meinhof, wo sie erzählt, daß sie einmal als Kind gesehen hat, wie auf einem Bahnhof Gefangene verladen wurden, in Züge, die sie ins KZ brachten. Da ist auch bei ihr – innerlich – der Zug abgefahren. Da kann man nicht mehr zur Tagesordnung übergehen. Ich gebrauche heute keine Gewalt mehr gegen Menschen. Das ist vorbei, aber eines sehe ich noch immer nicht ein: Wir haben mehr bezahlen müssen, als wir gebracht haben. Die Schweine haben uns mehr gegeben. Das ist das Erschreckende und Traurige: Hänsel und Gretel kommen nicht mehr zusammen in Deutschland. In diesem Land gibt es kein Happy End mehr.«

Irgendwann hat Bommis Stimme zu zittern begonnen, und eine Weile später fängt er an zu heulen – dieser abgebrühte Kerl mit Panthern und Teufeln auf den tätowierten Oberarmen und dem kantigen Schädel heult wie ein

kleiner Junge: »Kuck doch mal raus, das ist unser Land, das gehört eigentlich uns und nicht den Schweinen.« Draußen dämmert es blaugrau, die Straßen sind noch menschenleer. Es ist alles andere als unser Land.

Nachdem sich die Soldaten der Roten Armee Haus für Haus zum Führerbunker und den Machtzentralen des faschistischen Deutschland rund um das Haus Vaterland vorgekämpft hatten, war in dem Areal um den Potsdamer Platz kaum mehr ein Stein auf dem anderen. In der Köthener Straße, an deren nördlichem Ende das Haus Vaterland stand, waren von fünfzig Häusern ganze zwei unbeschädigt. Die Vaterland-Ruine ruhte klobig und zerlöchert in einem Trümmerfeld. Anstelle der stolzen Kuppel ragten verbogene Eisenträger in den Himmel, die Fenster, die einst so verheißungsvoll geleuchtet hatten, waren dunkle Höhlen.
»Vor den Stufen zum Bahnhof, unter den Ruinen des Hauses Vaterland, auf Kellertreppen, unter herabhängenden Stuckdecken wimmelte es von herumlungernden Gestalten.« So schreibt Theodor Plivier in seinem Roman *Berlin*. »Es war wie die Inszenierung eines Hexensabbats auf einer expressionistischen Bühne. Überall Menschen im Schatten, schäbige Kleider, hohle Gesichter. Alle wollten irgend etwas verhandeln. Amizigaretten, getragene Babykleidchen, Nescafé, grüne Heringe – aus der Tasche oder aus der hohlen Hand boten sie ihre Waren an. Auch Russen handelten, griffen manchmal einfach zu. Ein Jeep fuhr vor, kam mit Zigaretten; die Amis wollten dafür Uhren und Fotoapparate einhandeln. Amizigaretten waren die neue Währung in Berlin, in einzelnen Zigaretten, in Päckchen und ganzen Stangen wurde gerechnet. Kinder standen herum, streckten die Händchen aus, bettelten auf Englisch und Russisch. ›Give me choclate! Give me cigarettes! Dai jleba! Gib Brot!‹«
Das Haus Vaterland lag in Berlin Mitte, dem Bezirk, der sich hier vom Potsdamer Platz in Form eines Rechteckes bis fast zum Landwehrkanal nach Süden ausbeulte, und gehörte damit zum russischen Sektor der besetzten Reichshauptstadt. Der sowjetische Stadtkommandant war es auch, der die Reste der Belegschaft des Hauses Vaterland tatkräftig in ihren Bemühungen unterstützte, wenigstens das Erdgeschoß zu enttrümmern. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1947 wird das traditionsreiche Lokal wieder eröffnet – als »Volksgaststätte und Wärmehalle«. Ein Festredner erklärt: »Dieses Haus ist ein Symbol für den unbändigen Willen der Berliner, ihre Vaterstadt wiederaufzubauen.« Und: »Für das Volk ist das Beste gerade gut genug!« Dieser Parole folgten alsbald vorzugsweise die Alkoholiker und Penner aus den West-Sektoren, um sich am höchst preiswerten Schnaps zu

laben, den die volkseigenen Betriebe destillierten. Anfang 1953 schloß das Haus Vaterland.
Als das Volk schließlich am 17. Juni 1953 am Potsdamer Platz den Aufstand probte und das angrenzende ehemalige Luftfahrtministerium von Göring belagerte, in dem mittlerweile die DDR-Minister residierten, traf das Haus Vaterland ein neuerlicher Schicksalsschlag. Auf dem Rückzug vor russischen Panzern und scharf schießenden Volkspolizisten steckten es die damaligen Chaoten, die offensichtlich schon die Devise »Feuer und Flamme für diesen Staat« kannten, kurzerhand an. »Ich hatte ja keine Ahnung, daß es da um Freiheit ging und sowat«, erinnert sich einer der Demonstranten von damals, »aber die Jugend braucht eben Bewegung, das war doch schon immer so.«

Es war an einem der raren sonnigen Wintertage im Februar 1978, als wir in schwarzen Lederjacken zu Tausenden durch die Berliner Straßen liefen. Proleten und Spießer am Straßenrand grölten wie gewohnt: »Geht doch nach drüben.« Wir antworteten: »Geht doch nach Amerika«, und das Mobile EinsatzorKester schrammelte: »Wir wollen leben wie's uns schmeckt.« Wir, das waren zehntausend Spontis, die sich zum »Tunix-Kongreß« versammelt hatten. Die Stimmung war prächtig, und hinten am Lautsprecherwagen der Demonstration war eine Fahne angebunden. Stundenlang und freudig wurde das Schwarz-Rot-Gold durch die dreckigen Straßen geschleift, bespuckt, bepißt und schließlich am Ku'damm angezündet. Das war den Exekutoren des staatlichen Gewaltmonopols dann doch zuviel: Sie knüppelten uns auseinander.
Das wiederum paßte wunderbar in unser Zerrbild vom »Modell Deutschland«, wo die Sozialdemokraten, mit einem schwarz-rot-goldenen Signet, Berufsverbote gegen Linksradikale und Kommunisten verhängten, wo politische Gefangene der Isolationshaft unterworfen wurden, Ulrike Meinhof, Andreas Baader und andere unter dubiosen Umständen zu Tode kamen, während für den ehemaligen SS-Mann Schleyer Staatstrauer angeordnet wurde. Wir waren nicht für die RAF, aber für eine politische Auseinandersetzung mit ihrer mörderischen Ideologie. Im Deutschen Herbst '77 fühlten wir uns mit dem Rücken zur Wand: Unsere Zeitung *Info BUG* wurde kriminalisiert, etliche mit Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts »der Werbung für eine terroristische Vereinigung« überzogen. Als rechtliche Grundlage diente eines der Anti-Terror-Gesetze, die die Sozis gemacht hatten, diese ewigen Verräter. Wir fühlten uns auch von den meisten Achtundsechzigern verraten, die um Planstellen und Forschungsaufträge kämpf-

ten statt gegen den repressiven Moloch Staat. Wir sahen uns als winzige Minderheit schutzlos den Law-and-Order-Politikern und dem unsterblichen »gesunden Volksempfinden« ausgeliefert. Ausgegrenzt und unverstanden von einer Gesellschaft, in der wir uns keine Zukunft, kein Glück vorstellen konnten. Viele von uns wollten damals auswandern – doch letztlich kam alles ganz anders.

Johnny ist ein paar Monate jünger als ich, 1955 geboren und auch ein »Postachtundsechziger«, wie wir unsere »Zwischengeneration« heute definieren. Wir waren erst richtig in die Studentenbewegung gewachsen, als diese schon wieder erstarrt war. Johnny gehörte vor zehn Jahren zu den Initiatoren des Tunix-Kongresses, der unter dem den Bremer Stadtmusikanten entliehenen Motto stand: »Etwas Besseres als den Tod finden wir überall«. Heute ist er Rechtsanwalt, und Tunix war, freilich ohne daß wir das damals bemerkt hatten, der Beginn unserer eigenen Wende – zwar nicht gleich zum westdeutschen Staat, aber doch zu Sphären seiner Kultur und Gesellschaft. Das Motto »Tunix« verkehrte sich hinter unserem Rücken in sein genaues Gegenteil: In überfüllten Sälen wurden die verschiedensten Alternativbetriebe, die *taz* oder auch grüne und alternative Listen vorgestellt und bald darauf gegründet. In diese Projekte und die »Alternativbewegung«, wie sie alsbald etikettiert wurde, ließen sich in den folgenden Jahren viele kleine, konkrete Hoffnungen projizieren – die irgendwann auch wieder unter Schmerzen relativiert wurden. Und, wie Johnny sich erinnert: »Schon während Tunix tauchte dort Peter Glotz auf mit seiner Theorie der zwei Kulturen und erprobte die Strategie des Dialogs und der Integration, die zumindest dem Bedürfnis unserer Generation, gehört zu werden, Rechnung trug.«

Vor der Türe steht Johnnys Mercedes, nicht mehr der rostige mit dem roten Stern hinten drauf, sondern ein metallicgrüner Combi. »Mein Verhältnis zu diesem Land hat sich vollkommen verändert«, befindet er. »Inzwischen gehöre ich zu denen, die die zwanzigjährigen Autonomen und Hönkels nicht mehr zu Wort kommen lassen, und bin als Anwalt Teil des Repressionsapparates. Ich kann mir Gehör verschaffen, und nicht wenige aus meiner Generation sind Parlamentarier, höhere Beamte, Journalisten, Ärzte oder Künstler geworden.«

Johnny und ich würden keine deutschen Fahnen mehr schänden, doch die Nationalhymne löst noch immer Beklemmungen bei uns aus. Diese BRD, die seit ihrer Gründung mit feister Selbstverständlichkeit als Deutschland firmiert, das Land von Mercedes-Benz, Boris Becker und der Schwarzwaldklinik ist wirklich nicht das Land unserer Träume. Also schwanken wir gewöhnlich zwischen Optimismus und Resignation. Heute plädiert Johnny

dafür, die Hoffnung auf Veränderung zu begraben: »Nach der Einkesselung Kreuzbergs, die von der Öffentlichkeit einfach hingenommen wurde, angesichts der ständigen Belästigung durch marodierende Polizeihorden, ist doch bald ein Stadium erreicht, in dem keine politische Entwicklung mehr möglich ist.« Keine fünf Minuten später delektiert er sich am Widerstand gegen die Obrigkeit nicht nur in Kreuzberg und auf dem Ku'damm, sondern auch vor dem Brandenburger Tor in Ost-Berlin. Ost-Berliner David Bowie-Fans und West-Berliner Autonome gemeinsam gegen die deutsche Staatlichkeit?
Gleichwohl: Mit Wiedervereinigung, der »in Freiheit« ohnehin, aber auch einer grün-pazifistischen, wollen wir nichts zu tun haben. Johnny meint: »Ich leide keineswegs unter der deutschen Teilung, mir ist die Mehrstaatlichkeit sehr lieb. Die großen militärischen und politischen Zentralen sind doch strukturell anti-demokratisch. Die Mauer müßte wegen mir nicht weg, wenn man sie von beiden Seiten ohne große Formalitäten durchqueren könnte. Die beiden deutschen Staaten sollten, statt ihre Repressionsapparate auszubauen und asylsuchende Flüchtlinge an ihren Grenzen abzufangen, lieber darin wetteifern, die Freiheitsrechte zu stärken.«

Als Betriebskampfgruppen und Soldaten der Nationalen Volksarmee in den frühen Morgenstunden des 13. August 1961 zunächst mit Stacheldrahtrollen den Russischen Sektor von den Westsektoren abriegelten, um dann eine Mauer zu bauen, hatten die Planer des antifaschistischen Schutzwalls kein Interesse, das langgezogene Rechteck mit der Vaterland-Ruine einzubeziehen. Sie nahmen eine Frontbegradigung vor, ließen das unpraktische Geviert evakuieren, und das Haus Vaterland lag fortan in einem gespenstischen Niemandsland zwischen Ost und West. Nur selten patroullierten ein paar Vopos in diesem surrealen Sektor herum, ansonsten blieb er den Ratten überlassen, die sich freudig und ungestört vermehrten. Immer wieder plante der Ost-Berliner Magistrat den Abriß der Vaterland-Ruine, doch er wurde so lange hinausgeschoben, bis am 21. Juni 1972 ein eigentümliches deutsch-deutsches Immobilien-Geschäft perfekt war: Für 31 Millionen Mark – das waren rund 365 Mark pro Quadratmeter – verkaufte die DDR das achteinhalb Hektar große Niemandsland an den West-Berliner Senat; das Land Berlin bezahlte in bar und West-Mark. Die ersten Opfer der Einverleibung in den Freien Westen waren die Stadtstreicher, die in dem düsteren Gemäuer eine ruhige Platte gefunden hatten. Die West-Berliner Polizei vertrieb sie aus der Vaterland-Ruine und verbarrikadierte mit Stacheldrahtrollen, was vom Kaiserreich bis zum Kalten Krieg Symbol und Spiegel deut-

scher Geschichte gewesen war. Die Entspannungspolitik mußte kommen, um dieses Relikt einer für meine und noch mehr für jüngere Generationen fremden Zeit zu tilgen. Im Januar 1976 begannen Bauarbeiter mit dem Abriß der Vaterland-Ruine. Sie zeigte sich noch immer zäh. Die seinerzeit hochmoderne Stahlkonstruktion ließ die Vergangenheitsbewältigung mit Dynamit nicht zu. Ein halbes Jahr lang wurde sie Stockwerk für Stockwerk abgearbeitet.

»Ich fühl mich schon ganz gut als Deutscher«, befindet Jan. Er ist gerade sechzehn geworden und streicht sich die schwarz gefärbten Haare aus der Stirn. »Besser als irgendeine finstere Diktatur.« Jan ist in der Frankfurter Spontiszene aufgewachsen, in Wohngemeinschaften und der Freien Schule, über die er noch Jahre später leidenschaftlich flucht. »Ich bin nicht stolz, ein Deutscher zu sein, aber meine Kumpels, die immer labern, Deutschland nein danke und Deutschland wäre totale Kacke – ist doch nicht so. Mir gefällt die Atmosphäre in Deutschland. Ich bin hier geboren und fühle mich zu den Deutschen hingezogen. Wenn Deutschland sich nicht zu sehr an Amerika orientiert, ist es absolut korrekt.«
Bei Sportübertragungen streitet sich Jan gerne mit seiner Mutter: »Wenn ich sage: Mein Gott, Becker, du mußt gewinnen, kämpfe für Deutschland, flippt die schon aus. Sie ist prinzipiell für die Minderheiten und für die Schwächeren. Früher hat sie jedesmal, wenn die Deutschen gewonnen haben, gestöhnt. Jetzt findet sie Becker und Graf ja auch gut. Ich bin dabei, sie zu erziehen.«
Jan gehört zu der Generation, die in der Schule die deutsche Geschichte dieses Jahrhunderts von jüngeren Lehrern mehrmals und ausführlich vorgesetzt bekommt – zu meiner eigenen Schulzeit waren die Geschichtslehrer immer so weit im Lehrplan zurück, daß wir schließlich am Ende des Schuljahres glücklich bis zum Ersten Weltkrieg gelangt waren. Jan geht auf eine Realschule und interessiert sich sehr für deutsche Geschichte. »Ich hab auch Freunde«, berichtet er, »die voll für den Staat sind, aber wenn du dann über das Dritte Reich redest, sind fast alle nicht mehr stolz, Deutsche zu sein. Ich kenn nur einen, der immer erzählt, die Juden sind die Schweine, und das wär doch alles Quatsch, der Film, den wir über Auschwitz gesehen haben. In Frankfurt war ich viel mit Skins zusammen, es war auch einer dabei von der Wehrsportgruppe. Wenn der einen Judenwitz gemacht hat, hab ich gesagt, noch einen und du kriegst was in die Fresse. Dann war Schluß. Aber es gibt doch viel weniger Skins und Neonazis als solche Typen, die irgendwo zu Hause sitzen und alle Punks vergasen wollen, die ganzen alten

Nazis, die noch immer nichts gerafft haben. Aber man kann ja niemandem verbieten, so zu denken – sonst wär's ja keine Demokratie mehr.«
Wenn Jan Deutschland sagt, meint er die Bundesrepublik, in der DDR war er noch nicht. »Ich will da auch gar nicht hin«, erklärt er. »Wenn ich in Ost-Berlin leben würde, würde mir Deutschland wahrscheinlich stinken. Wiedervereinigung finde ich auch idiotisch, das ewige Gerede, wie soll denn das gehen? Die Grenzen müßten sie lockern, aber es gibt ja gute Gründe für die Mauer.« Er hat ein deutlich entspannteres und offeneres Verhältnis zu Deutschland als Blixa, Johnny oder gar Bommi. Keinen Haß jedenfalls, auch wenn er es weit von sich weist, bei der Bundeswehr zu dienen. »Sterben fürs Vaterland, schönen Dank. Schon das Wort Vaterland, ich bin ja ohne Vater aufgewachsen. Heimat würde ich es auch nicht nennen, ich würde sagen: Deutschland ist meine Brutstätte.«

Wer heute über den vielfach gesprungenen Asphalt, in dem noch Straßenbahnschienen liegen, die Köthener Straße in Richtung Norden entlangschlendert, steht bald vor einem Schild »Amerikan Sektorünün sonu ...«. Darüber: »Ende des amerikanischen Sektors«. Die Straße, auf der sich die mit wirren Graffiti und Volkszählungsbögen bedeckte Mauer hinzieht, hieß im Kaiserreich Königgrätzer Straße, unter den Nazis Saarlandstraße und nach dem Import von Freiheit und Democracy Stresemannstraße. Zur Linken, wo einst das Haus Vaterland stand und das weltstädtische Leben pulsierte, hat sich eine Art Wagenburg etabliert. Bunte Zirkuswagen, ausrangierte Möbeltransporter, ein alter BVG-Bus, und im Innern dieses Gevierts herrscht eine beschauliche, geradezu dörfliche Idylle. Blühende Sträucher und Büsche, gepflegte Gärten. Hunde tollen herum, und Kinder plantschen in einem großen Pool. Seit drei Jahren leben hier über zwanzig Menschen, mit Einverständnis der »Grundstücksgesellschaft Potsdamer Platz Haus Vaterland AG«, die nicht einmal Miete verlangt. Vor dem Krieg hielt ein Finanzier namens Jacques Rosenstein die Aktienmehrheit, die Nazis »arisierten« das Grundstück, die DDR verstaatlichte es, bis West-Berlin es 1972 im Zuge der Restitution wieder Rosensteins Firma zueignete. Die Grundstücksgesellschaft würde am liebsten wieder bauen, doch für den Bausenat ist das Gebiet »planungsbefangen«. Schon seit Jahrzehnten lagern sich auf dem Areal rund um den Potsdamer Platz von der Nord-Süd-Achse Albert Speers bis zum Kulturforum Walter Holleins städtebauliche Konzepte ab.

Christian lebt in einem weißen Wohnwagen, mit Telephon, Fernseher, Stereoanlage auf siebzehn Quadratmetern. Seine Einzimmerwohnung auf Rädern ist innen mit hellem Holz verkleidet, eine Wand ist fast gänzlich aus Glas, der Blick fällt auf Gras und Birken. Bevor die ersten Schrottfreaks und Künstler sich vor drei Jahren auf der Vaterland-Parzelle niederließen, diente sie als Parkplatz und Müllkippe. Christian hat noch ein paar Kacheln gefunden, die aus einem Vaterland-Klo stammen könnten. Er ist 33 Jahre alt, Schauspieler, derzeit für eine nostalgische 750-Jahre-Berlin-Revue engagiert. Seit vier Jahren lebt er erst in Berlin, doch dieser surreale Ort hat ihn von Anfang an fasziniert. »Wenn ich im Bett liege und vögele, muß ich die Gardinen zuziehen, damit die Vopos aus dem Wachturm mir nicht mit dem Fernstecher ins Bett kucken. Für die müssen wir der Aussatz des Freien Westens sein, Verrückte, die den letzten Schrott anschleppen und wieder zusammenbauen. Ich bin früher ab und zu nach Ost-Berlin rüber gefahren und habe mit schwarz getauschtem Ost-Geld Werkzeug und Material gekauft, aber die Schrauben sind nicht vernickelt, und die Rohrzange geht kaputt, wenn man mal richtig zudrückt. Das Zeug taugt nichts, echt Osten. Den Vopos winke ich schon mal zu, aber eigentlich nehme ich die Mauer kaum noch wahr. Für uns ist sie ein Schutz. Wenn das Gerede von der Wiedervereinigung Wirklichkeit würde und die Mauer fiele, dann wären wir hier schnellstens vertrieben. Dann würden hier die Spekulanten einfallen.«

Im Wohnwagen nebenan leben zwei Zonis; sie scheinen die Nähe zur realsozialistischen Heimat zu brauchen. »Sie leben wie die letzten Hippies«, lästert Christian, »waschen lieber mit der Hand, als ein paar Mark für den Waschsalon auszugeben.« Wie gewöhnlich trügt der Schein, ganz so wunderbar ist es um die alternative Idylle auf den Resten des Vaterlands nicht bestellt. Christian ist zumindest auf die meisten seiner Nachbarn gar nicht gut zu sprechen: »Diese Hänger sind nicht in der Lage oder bereit, fünf Mark im Monat abzudrücken für das Wasser. Daß die den Wert dieses Platzes, diese Möglichkeit nicht begreifen! Wir haben mühselig durchzusetzen versucht, daß der Platz schön gemacht wird, daß die notwendigste Infrastruktur aufgebaut wird: Riesenkräche hat das gegeben, bis hin zur Schlägerei.«

Kollektiv geht immer schief? Christian wartet mit einer anderen Erklärung auf: »Es ist dieser surreale Platz. Gestapozentrale, Führerhauptquartier, Volksgerichtshof, Propagandaministerium, und was hier noch alles stand. Es ist irrsinnig schwer, heute noch zu rekonstruieren, wo was gewesen ist. Ich bin stundenlang auf dem Podest am Potsdamer Platz gestanden und habe die Gegend studiert, auch Bücher gelesen. Ich habe immer versucht,

mein Leben mit der Geschichte in Verbindung zu setzen. Berlin ohnehin und dann dieser Platz haben mich immer wieder mit der deutschen Geschichte konfrontiert, mit ihrer schrecklichen Seite. Es war befreiend, wenigstens mal die Spuren und Wunden von dem zu sehen, was in Westdeutschland zu spüren, aber nicht zu greifen ist. Ich bin wirklich kein mystischer Mensch, aber es hat immer wieder Momente gegeben – so paradiesisch der Platz wirkt –, wo ich dachte: Dieser Platz ist krank, blutdurchtränkt. Er strahlt eine ganz böse Energie aus.«

Ausgewählte Literatur

Janos Frecot/Helmut Geisert, *Berlin im Abriß*, Berlin/Wien 1982
Yvan Goll, *Sodom Berlin*, Berlin 1985
Benny Härlin/Michael Sontheimer, *Potsdamer Straße*, Berlin 1983
Walther Kiaulehn, *Berlin – Schicksal einer Weltstadt*, München/Berlin 1958
Gerhard Kiersch u. a. (Hg.), *Berliner Alltag im Dritten Reich*, Düsseldorf 1981
Siegfried Kracauer, *Die Angestellten*, Frankfurt 1930
Wolfgang Paul, *Kampf um Berlin*, München/Wien 1962
Theodor Plievier, *Berlin*, München/Wien/Basel 1954

DUMONT

Zweimal deutsche Kunst nach 1945

40 Jahre Nähe und Ferne
Von Karin Thomas. 322 Seiten mit 55 farbigen und 281 einfarbigen Abbildungen. Literaturverzeichnis, Register und synoptischer Übersicht zu politischen und kulturellen Daten, DM 38,– (DuMont Dokumente)

»Eine solche – dringend erwünschte – Zusammenschau gab es hier bisher nie, ebensowenig eine solche Fülle an Informationen über junge Kunst in der DDR. Die zahlreichen Abbildungen, Literaturhinweise, Randnoten und ein funktionierendes Register machen den Band zum willkommenen Handbuch.«
art

DuMont Buchverlag Köln

Fonds zur Förderung selbstverwalteter Projekte und politischer Initiativen

Mit den Geldern, die unsere rund 2000 Mitglieder durch Beiträge und Spenden aufbringen, können wir Projekte mit zinslosen Darlehen, Bürgschaften und Zuschüssen fördern, die keinen Aussicht auf Staatsknete oder Bankkredite haben. Projekte, die u.a. folgende Merkmale haben: demokratische Selbstverwaltung; nicht auf individuellen Profit gerichtet; Bereitschaft zur Kooperation mit gleichgerichteten Projekten.
Seit der Gründung 1978 hat das Berliner Netzwerk rund 350 Projekte mit ca. 4,5 Mio. DM fördern können.
Dies ist eine ganze Menge, aber immer noch viel zu wenig!!

Netzwerk Selbsthilfe.
In diesem, unserem Lande wichtiger denn je.

Ausführlichere Informationen gibts bei:
Netzwerk Selbsthilfe e.V.,
Gneisenaustr. 2a, 1 Berlin 61

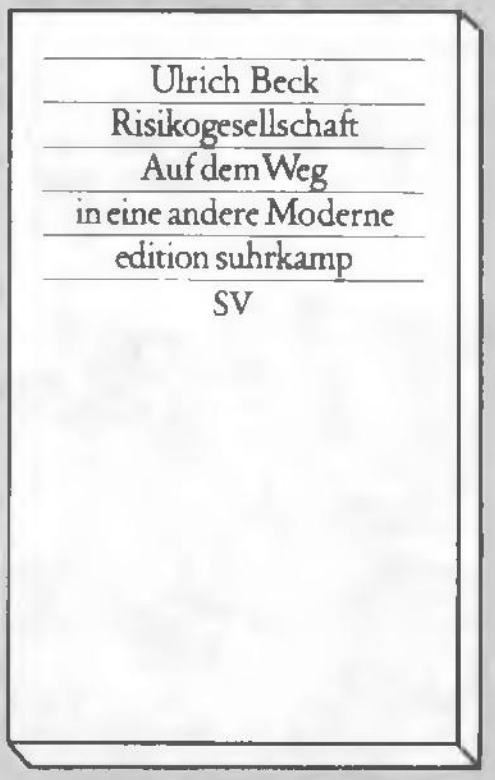
NETZWERK

Zeitdiagnose

Über den Umgang mit der Vergangenheit

Aus dem Inhalt:
Keine Normalisierung der Vergangenheit / Über den doppelten Boden des demokratischen Rechtsstaates / Heinrich Heine und die Rolle der Intellektuellen in Deutschland / Die Idee der Universität / Eine Art Schadensabwicklung / Apologetische Tendenzen / Vom öffentlichen Gebrauch der Historie

Jürgen Habermas
Eine Art Schadensabwicklung
es 1453, DM 12,-



»Der große Entwurf einer Gesellschaft,

die dabei ist, die Epoche der traditionellen Klassen- und Industriegesellschaft hinter sich zu lassen.«
Conrad Lay, Hessischer Rundfunk

»Aids, Hausmann, Tschernobyl – das sind Stichworte, die Ulrich Beck mit Größen wie Max Weber und Karl Marx in einen Argumentationszusammenhang reiht. 391 engagierte Seiten.«
Wolfgang Preßl, Süddeutscher Rundfunk

Ulrich Beck
Risikogesellschaft.
Auf dem Weg in eine andere Moderne
es 1365, DM 20,-

In allen Buchhandlungen

edition suhrkamp

Prospekte: Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Suhrkamp Haus, 6 Frankfurt 1

Eckart Britsch
Wunschmaschine Deutsche Nation

Zürich. Im Frühjahr 1943. Ein Gerücht über den Fortgang der deutschen Geschichte kursiert. Das Schicksal der Deutschen entscheide sich 129 Jahre später als bei den Franzosen. Auf Gedeih und Verderb. Kraft einer geheimnisvollen Verbindung mit wichtigen Daten der französischen Geschichte komme die deutsche Karte auf den Tisch. Die mystische Prognose des deutschen Nachspiels verbreitet sich wie ein Lauffeuer unter den Emigranten. Verblüffend war der Vergleich: 1789 Französische Revolution plus 129 Jahre ergab 1918 und die deutsche Revolution. Napoleon ergriff die Macht im Jahre 1804. Pünktlich folgte 129 Jahre später in Deutschland 1933 die totale Machtergreifung. 1812 begann der Rußland-Feldzug der Franzosen. 1941 fielen die Deutschen in der Sowjetunion ein. Aus diesen »Entscheidungsdaten« wurde eine Hypothese gebildet: 1814 Sturz Napoleons und somit, nach wiederum 129 Jahren, 1943 der Sturz des »Strizzi«, so der Kosename des deutschen Anführers bei den Emigranten.

Es ist Zufall, daß wir von dieser Zahlenmagie heute noch wissen. Die Rechnung wurde auf einem Zettel notiert, den Maria von Mühlfeld, die Lebensgefährtin des Dramatikers Georg Kaiser, einem Brief an den jüdischen Flüchtling Julius Marx beigelegt hatte. Sie schrieb, da Kaiser im Frühling 1948 auf Marx sauer war. Marx hatte ihn mit der Umarbeitung eines schlechten Manuskriptes belästigt. Daher verriet Maria, die Jüdin, die Hypothese über das Ende des Krieges ihrem Glaubensbruder hinter Kaisers Rücken. Kaiser und Maria übten in jener Zeit den Stellungskrieg in Engelberg, während Frau Kaiser und die Tochter in Herrsching am Ammersee erfuhren, daß Herr Kaiser zu seiner Ablenkung das Studium des Altgriechischen aufgenommen habe: als Reinigungsprozeß.

Der erklärte Atheist hatte sein Vertrauen in Gott verloren, sympathisierte aber mit Jesus als Vertreter Gottes auf Erden: »den man zusammenschlug«. Ob die Wirklichkeit von 1943, die Wende des Krieges an allen Fronten, die Kapitulation der eingeschlossenen 6. Armee in Stalingrad mit 100 000 Toten, der auf 69 Prozent gestiegene Rüstungsanteil am Volkseinkommen oder Gerüchte von der Wannseekonferenz vom 20. Januar mit dem Be-

schluß »Endlösung der Judenfrage« die Intuition des 129-Zyklus beeinflußt hat, läßt sich heute schwer sagen. Welche Einsichten der Dramatiker Georg Kaiser in die Ereignisse und Zusammenhänge des Weltlaufs hatte, zeigt ein Brief an Julius Marx vom Januar 1943. Zunächst dankt er für den zugesandten Kakao, dann stilisiert er sich zu einem »Kriegsopfer«. Er soll bei seinen Gläubigern die Schulden bezahlen. Nachdem er noch mitgeteilt hat, er habe in 15 Tagen ein »schönes Stück« geschrieben, legt er los: »Warum können diese Erlöser – diese Engländer und Amerikaner – nur das Maul aufreißen und den Krieg nicht gewinnen? Man sollte diesem anglo-britischen Gesindel die Wahrheit ins Gesicht speien können, aber man darf es nicht. Man muß zu allem schweigen. Es sind Irrsinnige, die in London und Washington regieren – Schwerverbrecher, die Menschen wie mich auf dem Gewissen haben. Nicht nur mich – die Zahl ihrer Opfer ist Legion. Diesen beiden – Churchill, Roosevelt – gehört die Kugel in die Brust. Der Strizzi ist ein Minimalverbrecher neben jenen. Die Geschichte wird das entlarven – ich sinke vorher ins Grab – aber aus dem Grab soll mein Rächer entstehen.« So schreibt der nach Gerhart Hauptmann zweitgrößte Erfolgsdramatiker der Weimarer Republik knapp dreieinhalb Jahre nach der Kristallnacht an einen Juden, obwohl auch in der Schweiz über Deportationen geredet wurde. Die Zauberformel »129« verlor ihren Glanz in den Bars und Kneipen durch die Realität. Die Ohrenblaserei war am Ende.
Als Wegweiser in die Zukunft hatte die Formel, ebenso wie andere herumspukende, aktive Koinzidenzen – etwa die 125 Jahre zwischen dem 18. Brumaire vom 9. November 1799 und Hitlers Putschversuch am 9. November 1924 –, keinerlei Bedeutung. Die im Gestus der Geheimhaltung ausgeplauderten Banalitäten, geniale Ahnungen aus der deutschen Geschichte, müssen als neurotische Symptome ernst genommen werden. Wenn die gesellschaftlichen Strukturen keinen mehr auffangen, weil aus der staatlichen Administration eine Mord- und Selbstmordorganisation wird, blühen die Neurosen: produzieren haltlosen Halt. Sie sind ein Indiz für die Traumatisierung, die von der Geschichte der deutschen Nation ausgeht. Die Durcharbeitung dieser Traumatisierung wäre heute die zentrale Aufgabe, nicht als memento mori, sondern als Frage nach einem tragenden Geschichtsbewußtsein und einem Identitätsmodell, das katastrophenmächtig ist: denn die Geschichte der deutschen Nation war eine einzige Katastrophe.

Schon der Anfang war mies. Es fehlte der Enthusiasmus der Freiheit. In Frankreich stürzte das Volk die Despoten des Ancien régime, die Amerikaner besiegten im Freiheitskrieg die europäischen Kolonialstaaten. Es gab auch keinen Verfassungspatriotismus, der sich aus einer Tradition wie der

Magna Charta in England oder der »constitution« in den Vereinigten Staaten von Amerika hätte speisen können. In Deutschland waren die erfolgreichen Revolutionen die Konterrevolutionen. Letztlich hat der Aufstieg und Fall des Dritten Reiches der deutschen Nation das Rückgrat gebrochen. Durcharbeitung der deutschen Geschichtskatastrophe kann deshalb nicht heißen, die Geschichte der deutschen Nation ideologisch abzufragen mit einem rechten, liberalen oder linken Konstruktionsmonstrum, um dann bei einem hohlen Begriff nationaler Identität zu enden, der uns an die mittlerweile nicht mehr gesungene Nationalhymne der DDR, die Johannes R. Becher im Jahre 1950 angefertigt hat, erinnert: »Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt, laß uns dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland.« Es ist auch keine Sache kosmetischer Operationen, wie sie die Sinnstifter und Heilpraktiker in der Historikerdebatte projektieren.

Die Geschichte der deutschen Nation ist nicht gewachsen, sondern war immer Ausdruck eines starken politischen Willens, sollte immer Sinn und Zweck erfüllen – im Guten und im Bösen. Und es war die Studentenbewegung, die der Bundesrepublik Deutschland erlaubte, sich von dem wegzuentwickeln, was Deutschland war oder als was es galt: eine verhinderte Kulturnation, wilhelminisch-bismarckianischer, chauvinistisch-imperialer Machtstaat, Volksgemeinschaft von Mördern, und dann Volkswagengemeinschaft. Als durch Bonn der Mekong floß, gab es ein protestierendes Geschichtsbewußtsein, das aus der tragischen Vergangenheit Verantwortung für die Gegenwart und Zukunft durch Aufarbeitung der Geschichte herauszubilden suchte, indem die Frage nach Solidarität mit den Unterdrückten in Deutschland und anderswo – in Ost und West, Nord und Süd – gestellt wurde. Die Antworten, die die deutsche Rest-Nation darauf gab, sind an einigen Fortschritten bürgerlichen Rechts abzulesen: von den Notstandsgesetzen über die Berufsverbote zur Kontaktsperre. Nicht zu vergessen die deutsche Neigung, den Sozialkundeunterricht mit dem Polizeiknüppel zu erteilen. Ein Resultat war der Terrorismus.

Die neue deutsche Welle begann als Tabuverletzung einige Jahre später im Schlager. Aus der DAF, der deutschen Arbeitsfront, wurde die Rockband DAF, Deutsch-Amerikanische Freundschaft: »Geh in die Knie, wackle mit den Hüften, klatsch in die Hände, und tanz den Mussolini. Tanz den Adolf Hitler, beweg deinen Hintern. Und tanz den Jesus Christus. Tanz den Kommunismus.« Aber die Vergangenheit war bereits zu perfekt verdrängt, um den bundesdeutschen Angestellten so den Spiegel vorzuhalten. Obendrein ist deren Nationalitätsbewußtsein aufgeweicht durch italienische Anzüge, englische Schuhe, französisches Essen, schwedische Autos, thailändische Ehefrauen, Patenkinder aus der Sahelzone, Fernreisen in die Karibik, auf die

Krim und nach China. Deutsche Bilanzen werden auf japanischen Computern erstellt. Selbst in der Freizeit geht es gesitteter zu. Die Verlängerung der Jugendbande durch den Fußball ist »out«, Tennis und Squash sind »in«. Der neue Zeitvertreib erweiterte die nationale Bewegungsfreiheit erotisch: Männer spielen mit Frauen.
Wie weit die Auflösung des Nationalismus durch die Angestelltenkultur fortgeschritten ist, ob das Desinteresse an der deutschen Nation bei einer wirklichen Krise anhält, ist schwer zu sagen. Jedenfalls konnte die Tabuverletzung sofort positiviert werden. Skin-heads machen am Führer-Geburtstag Jagd auf Punks, Hippies und Ausländer. »Scene«-Bands nennen sich »Gashahn auf« und »Türken-Beat«. Der Chefdenker aus dem Hochsicherheitstrakt in Bonn versöhnte sich mit der Waffen-SS auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg und suhlt sich in der Gnade der späten Geburt. In Kohl-Collagen war zu lesen, daß Patriotismus, Liebe zum Vaterland und zur Heimat nichts mit Nazismus oder Nationalsozialismus zu tun haben. Ein Strauß an Argumenten wurde in Bayern zusammengestellt: die Deutschen müssen aus dem Schatten des Dritten Reiches heraustreten. Sie brauchen ein normales Selbstbewußtsein nationaler Identität. Die deutsche Geschichte ist mehr als zwei Weltkriege. Die Geschichte zeigt zudem, daß die Verbrechen der Nazis durchaus mit anderen Verbrechen in der Geschichte vergleichbar sind. Vermutlich mit denen, die die Bundesregierung in Chile, Südafrika und einigen anderen Diktaturen mit unterstützt. Zuletzt geriet das nationale Gefühl in Wallung, als bei der Landung auf dem Roten Platz vor dem Kreml Rudel-Stimmung aufkam. Eine deutsche Glanzleistung. Sie kann durchaus mit dem Blitzkrieg gegen die Polen, dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 oder der Spitzenleistung der GSG 9 in Mogadischu konkurrieren. Wir sind wieder wer. In Deutschland ist alles machbar.

»Das hier ist es« gilt nicht nur in der Bundesrepublik. Unter dieser Überschrift veröffentlichte Stephan Hermlin in der Literaturzeitschrift *Sinn und Form* eine Ortsbestimmung der DDR. »Das hier ist es«, schrieb er schon einmal: vor dreißig Jahren, »weil auf diese Landschaft ein Wort anwendbar ist, sich aufdrängt, das es nur im Deutschen gibt. (...) Das Wort heißt: hold.« »Hier sind die Wälder noch ungeheuer«, schreibt er weiter, und es besteht kein Zweifel für ihn, daß es hier am »deutschesten« ist. Seine Deutschlandliebe konkretisiert sich durch allerlei historische Reminiszenzen: »die deutsche Stadt, die deutsche Landschaft«, oder auch durch Typischeres: »der faschistische Haß auf Marxisten und Juden«. Dieser Haß berührt ihn nicht, weil er sich auf die trotzige Äußerung eines amerikanischen Schriftstellers besann: »Alright – we are two nations.« Eine Klassenkampf-

metapher der amerikanischen Armen gegen die Super-Reichen von Sinclair Lewis, den Hermlin nicht nennt. Vermutlich weil sie nun eine andere Erkenntnis mit internationaler Autorität ausstattet: »Ich glaubte zu wissen, daß es schon immer zwei Deutschland gegeben hatte, und daß es eine härtere und tiefere Schmerzgrenze zwischen den beiden gab als jene, die Staaten voneinander scheiden kann.« Worin sich die beiden Deutschlands unterscheiden, nachdem »der unerträglich salbungsvolle Ton, in dem die Welt über Menschenrechte und Menschenwürde belehrt wird«, seit langem »das Schlimmste befürchten« ließ, ist die antifaschistische Tradition der DDR. »Wir leben in einer seltsamen Zeit«, schreibt Hermlin, in der es »gestern noch darum ging, Verbrechen zu bagatellisieren, Schuldige in Regierungsämtern zu halten und überlebenden Opfern die Höhe ihrer Renten vorzurechnen«. Er meint die Bundesrepublik Deutschland. Für ihn gibt's Gott sei Dank eine Rettung: »Da halte ich mich, wenn ich an Deutschland festhalte, doch lieber an der Deutschen Demokratischen Republik fest.« Wie Hermlin das wohl macht? »Was soll das tiefsinnige Raunen von deutscher Identität und einer offenen deutschen Frage«, fragt er weiter. Bis auf den Umweltschutz hat die DDR alle Fragen beantwortet. »Du kaltes, schönes Vaterland«, klagt Hermlin, »in sich erstarrt, scheinbar blühend zwischen verpesteten Flüssen«, und »das also bist du, unter dem Regen, der deine Wälder lautlos tötet«. Die ukrainischen Wolken, die im Frühjahr um die Welt zogen und deren regnerische Zutaten am schlimmsten die Lappen und ihre Rentiere trafen, haben den Dichter nicht inspiriert. Sein Fall-out strahlt aus der Vergangenheit ab. Hermlin sinniert vor sich hin: »Allen jenen, die mir Tatsachen entgegenhalten möchten, die zu diesen Ideen in Widerspruch stehen, sage ich: ich weiß.« Seine Motivation für dieses Engagement fließt aus der Erkenntnis: »Wir haben den Willen, ein besseres Deutschland zu errichten ohne jene drohenden Züge, die in eine von uns bekämpfte und bekämpfenswerte Vergangenheit weisen.« Offensichtlich scheint der Schriftsteller einige Prominente in der DDR nicht gekannt zu haben.

Aus einer Reihe von einschlägigen Karrieren drei beispielhafte Lebensläufe: Ernst Melsheimer, Generalstaatsanwalt der DDR und oberster Ankläger seit 1949. Auf sein Konto gehen ca. 800 Todesurteile nach dem Krieg. Er verhängte 19 lebenslange Haftstrafen und wirkte am Prozeß gegen die Harig-Gruppe mit. In seinem Tätigkeitsbericht finden sich ca. hundert andere politisch motivierte Terrorurteile. Dr. jur. Melsheimer wurde nicht entnazifiziert. Er wurde, so das Wort für »Entnazifizierung« in der DDR, »umgeschult«: vom Landgerichtsdirektor beim Landgericht 3 und späteren Kam-

mergerichtsrat beim Kammergericht Berlin zum Generalstaatsanwalt der DDR. Fachkräfte sind schließlich rar. Daß er als Angehöriger des NS-Rechtswahrerbundes seit 1.7.1936 mit Roland Freisler, dem Vorsitzenden des Volksgerichtshofes, befreundet war, tat seiner Karriere keinen Abbruch.

Ein über die Grenzen der DDR hinaus bekannter Wissenschaftler war Prof. Dr. Peter Adolf Thiessen. Bis 1956 lebte er in der UdSSR und arbeitete an der Entwicklung der sowjetischen Atombombe mit. Nach der Rückkehr in die DDR wurde er Direktor des Instituts für physikalische Chemie der Akademie der Wissenschaften. Von 1957 bis 1965 amtierte er als Vorsitzender des Forschungsrates der DDR. Von 1960 bis 1963 war Dr. Thiessen zusammen mit Walter Ulbricht Angehöriger des DDR-Staatsrates. Einer der wenigen Porschefahrer in der DDR, Stalin-Preisträger. Seine Vorgeschichte: Am 9. März 1925 Eintritt in die NSDAP. 18.1.1928 Austritt, da die Erneuerung der deutschen Kultur stockte. Nach dem Ermächtigungsgesetz vom 3. März 1933 (zuvor waren die 81 Reichstagsmandate der Kommunisten zur Sicherung der Mehrheit für das Ermächtigungsgesetz annulliert worden) Wiedereintritt in die NSDAP am 1.5.1933. Parteimitgliedsnummer 3 184 595. Er war von 1935 bis 1945 Direktor des Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Erfahrungen für den Bombenbau sammelte er als Leiter der Fachsparte »Allgemeine und Anorganische Chemie« im Reichsforschungsrat.

Dasselbe Augenmaß zeigte die DDR-Führung auch bei Egbert von Frankenberg und Proschlitz, nachdem er bereut hatte. Aus jedem Sünder kann durch tätige Reue noch ein Heiliger werden. Egbert von Frankenberg und Proschlitz wurden keine Knüppel zwischen die Beine geworfen, als er 1948 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft in die Sowjetische Besatzungszone zurückkehrte. Zunächst wurde er Mitglied der NDPD (1949), dann von 1951 bis 1954 Abgeordneter der DDR-Volkskammer. Einer breiten Öffentlichkeit ist er als langjähriger militärpolitischer Chefkommentator bei Radio DDR bekannt. Nach 1969 arbeitete von Frankenberg und Proschlitz als militärwissenschaftlicher Mitarbeiter beim staatlichen Komitee für Rundfunk. Für seine Verdienste erhielt er die Auszeichnung »Medaille für Kämpfer gegen den Faschismus«. Sein Karriereweg begann am 1.4.1931 mit dem Eintritt in die NSDAP, Parteimitgliedsnummer 516855. Zwei Jahre später trat er in die SS ein. 1938/39 Freiwilliger im spanischen Bürgerkrieg als Angehöriger der Legion Condor. Kriegseinsatz in Dänemark, Holland, Norwegen, Sizilien und Afrika. Danach, 1943, Kommodore des Edelweiß-Geschwaders in Rußland. In der Sowjetunion am 1.5.1943 abge-

schossen und in Gefangenschaft geraten. Für seinen heldenhaften Einsatz in Spanien verlieh ihm der Führer die Auszeichnung »Spanienkreuz in Gold«.
»Das hier ist es«, so die Überschrift von Stephan Hermlin, mit dem sozialdemokratische Großschriftsteller aus Westdeutschland mit Vorliebe den deutschen Walzer mit der Blechtrommel einstudieren. »Das hier ist es nicht«, schrieb der Absender an seinem Schreibtisch in Ost-Berlin auf die Kopie des Aufsatzes. Zur Vorsicht auch einen anderen Absender auf den Briefumschlag, um nicht mit »Das hier ist es« konfrontiert zu werden.

Die antifaschistische Vergangenheit der DDR war beim historischen Festzug durch Berlin anläßlich der 750-Jahrfeier der rote Faden im ideologischen Spinnstoff. Ganz im Sinne eines anderen Becher-Gedichts, aus dem *Lesebuch Klasse 8:* »Die Fahne. / Als er so dalag, nahmen die Genossen / Ein Tuch und deckten ihm zu das Gesicht. / Das Tuch war bald von Blut durchflossen / Von dem zerschossenen Gesicht. / So lag er da. Er hatte kein Gesicht / Wo sein Gesicht war, lag die rote Fahne. / Genosse, lebe wohl! Als Fahne / Weht uns voraus von jetzt ab dein Gesicht.«
Der Genosse ist gut fortschrittlich umgekommen: eine geschichtsphilosophische Bestimmung, ungefähr vergleichbar mit der Spekulation a priori über die eigentliche Bestimmung des Schweins, Schnitzel zu sein. Mit Stolz und Selbstbewußtsein wurde aus Anlaß der Feier eine Attrappe des Brandenburger Tors mit der Mauer als Meilenstein auf einem Tieflader durch die Stadt bugsiert. Nach dem Mauerbau begann die Entspannungspolitik. Der sozialistische Frohsinn kannte keine Grenzen. Im historischen Karnevalszug mit 44 Geschichtsbildern stolzierte zwischen preußischer Polizei, der Roten Armee, kämpferischen Betriebsbrigaden, aufpolierten Oldmobils zur Vergangenheitsbewältigung eine Gruppe als KZ-Insassen kostümierter Schauspieler mit. Allerdings nur Kommunisten, Sozialisten und Widerstandskämpfer. Keine Juden. Vorbild für die sozialistische Micky-Maus-Parade scheint Disneyland gewesen zu sein. Marx, Engels und Lenin watschelten herum wie Dagobert Duck, die Panzerknacker-Bande und Lupo. Dahinter ritten Indianer auf Ponys. Ob es eine Hommage an Karl May war oder eine Solidaritätsadresse an die Apachen, war aus dem Kommentar nicht zu erfahren.
In den Inszenierungen von Geschichte als visueller Nationaltanz ähneln sich die Bilder in Ost und West, indem hüben und drüben die Politiker auf die Definitionsmacht ihrer Zerrbilder setzen. Das Ansehen eines Politikers bedeutet das Ansehen seines Bildes im positiven Umfeld der Feste, der Kultur und des Sports.

Aber je höher der ursprungsmythische Komposthaufen, in dem das »Abenteuer« Bundesrepublik und das »Experiment« DDR gründen, mit nationalen Überbleibseln aufgeschüttet wird, um so sichtbarer wird seine ideologische Funktion: die historische Tradition, die vermeintlichen Erfahrungen der Weimarer Republik und des tausendjährigen Reiches, leistet gute Dienste, um autoritäre Verhältnisse zu legitimieren. Vor allem die Konservativen nehmen ihren Vorteil mit dem Argument wahr, daß es nicht mehr so kommen solle, wie es damals kam. Mit dem Schrecken von einst wird verhindert, die Konflikte von heute auszutragen. Auf die Zukunftsangst antworten die Politiker mit einem Traditionskomplex. Da seit der flächendeckenden Wende der gesellschaftliche Konsens ausschließlich in der Talk-Show »Drei nach Neun« zur Debatte steht, wird mit der Wiederbelebung des Historismus versucht, jenseits der Realkonflikte eine spannungslose Harmonie herzustellen: als Klebstoff dient das deutsche Vaterland. Daß sich die nationale Identität für dieses Staatsunternehmen am besten eignet, analysierte bereits 1932 der Theologe Paul Tillich in seinem Buch *Die sozialistische Entscheidung*. Im Vorwort schreibt der Religionswissenschaftler Klaus Heinrich: »Sie (die politische Romantik), nachdem der bürgerliche Harmonieglaube zerbrochen war, hat jene Ursprünge wiederbeleben wollen, die scheinhaft ungebrochene Identität verheißen – von der Beschwörung der ›Nation‹ bis hin zum NS-Opferkult von ›Blut‹ und ›Boden‹ und der ihm entsprechenden, die Opfer rechtfertigenden, ›ursprungsmythischen‹ Ontologie.« Die Opferkult-Faszination lieferte, so Klaus Heinrich, den Kitt für die psychische Entsprechung des Nationalsozialismus: das Zugleich von Inbrunst und Zynismus, von Gemütlichkeit und Brutalität.

Wie wenig dieser Zusammenhang bei der Analyse von Geschichte, speziell deutscher, berücksichtigt wurde, kann man an einer historischen Banalität erkennen. Kein Historiker hat je zu dem Phänomen eine These gewagt, warum die frühen Attentate auf Hitler in Bierkellern verübt wurden.

Daß es eine Opferkult-Faszination gibt, wird durch die NS-Konjunktur in den Medien sichtbar: in Deutschland, den Vereinigten Staaten und in Japan. »Sind nicht wir alles, was wir sind, eben nur durch diesen Hitler? Haben wir gewonnen durch Verluste ? (...) Leben wir aus den Morden der Geschichte? Sind wir wirklich, zumindest in Deutschland, heute, und nicht nur dort, alles, was wir sind, durch den Verlust des Krieges? Und sonst – ohne Hitler also – ab in die Familie, Kampf der Geschlechter, eine kabarettistische Kultur? Was hätten Tucholsky, Benjamin noch geschrieben? Brecht, Thomas Mann? (...) Lebt die Geschichte nicht von den Verlusten, und welcher Gewinn kann aus diesen Verlusten der anderen erklärt werden, darf Gewinn heißen? Was wären sie denn heute? Selbst die Handke und

Thomas Bernhard und Peter Stein und Botho Strauß, ohne diesen Hitler? Oder Heiner Müller in Ost-Berlin (Persönliche Berichte der einzelnen, was wären sie heute und wie ohne Hitler, die Genannten und Enzensberger, Wagenbach ...)?« Was der Autor dieser Opferkult-Apologie des Hitlerkults, Hans Jürgen Syberberg, ohne diesen Hitler geworden wäre, verriet er auch in seiner Rede über das eigene Land, und das wäre mir, ehrlich gesagt, lieber: »Ich wage zu sagen, ich wäre nicht das, was ich bin, wäre in Pommern auf dem Gut des Vaters, dann sein Nachfolger. Ein Leben, das ich mir heute gut vorstellen kann. Der Wechsel der Jahreszeiten, die unkomplizierten Menschen, ihre Probleme, selbst das Ökonomische der Verantwortung auch hier nicht anders als heute, wenn Filme produziert werden, nur faßbarer, konkreter, rentabler, effektiver?« Was Syberberg in der romantischen Verklärung der Vergangenheit – der Nationalsozialismus als größere und erhabenere Gefühlskultur, die absolute Tiefe des deutschen Mythos – bis zum Erbrechen durchzieht, verbucht er im Tagebuch als seinen persönlichen Kriegsgewinn. Ohne Hitler hätte er seine Frau nicht kennengelernt, die Mutter seiner Tochter, nicht studiert, keine Filme gedreht, keine berühmten Personen getroffen. Er lebte einfach »ein langweiliges Leben, wie man so geneigt ist zu sagen, aber glücklich«. Die Schwierigkeiten der deutschen Bauern mit dem europäischen Agrarmarkt verfinsterten die Utopie nicht.

In Tokyos Ortsteil Takadanobaba versucht Kunio Suzuki, Führer der geistigen Bewegung Issuikai, zu retten, was noch zu retten ist: die reine japanische Seele. Er ist besorgt über den Zustand der japanischen Massen, die zuviel Comics lesen und zu lange amerikanische TV-Serien sehen. Die Schulbücher sind ihm nicht patriotisch genug: als Folge des verlorenen Zweiten Weltkriegs. Schuld haben die Amerikaner, auf deren Veranlassung das Patriotische aus den Schulbüchern entfernt werden mußte. »Sie wollen uns schwach machen«, sagt Suzuki, »deshalb haben sie unser Schulsystem geändert, um uns davon abzuhalten, eine Weltmacht zu sein.« In seinem Büro hängt neben der japanischen Flagge ein Bild von Yukio Mishima, der den Zerfall der Werte vorbildlich auf seine Weise löste: Harakiri.
Beim Wort »Kamikaze« bekommen die Augen von Suzuki einen geheimnisvollen Glanz: »für die Fahne sterben«. Das waren noch Zeiten. Auch ihre Vergangenheit haben die Japaner gut verarbeitet. Die geschätzten 20 000 koreanischen Opfer von Hiroshima werden im Friedenspark der Stadt nicht erwähnt. Erst nach endlosen Kämpfen gibt es heute außerhalb der japanischen Gedenkstätte ein Zweite-Klasse-Denkmal. Auf der nationalen Bestseller-Liste steht ein Buch, das die heimliche Herrschaft der Ju-

den durch Konspiration beschreibt. Die Anhänger der Yamatoismus-Bewegung pilgern zum Yasukuni-Schrein in Tokyo, wo der »Geist« des Kriegsgottes ruht, kultisch wiederauferweckt durch den Ritterfilm »Ran« von Akira Kurosawa, der das japanische Mittelalter verherrlicht. Ein Welthit der Ehre, der Werte und der japanischen Nation. Eine Glorifizierung des Kampfes. Eine Beschwörung der Opferfaszination: Es lebe der Tenno. Es lebe der Tod. Bonzai! Bonzai! Bonzai!

Bei den Amerikanern, die für den Zerfall der japanischen Seele verantwortlich gemacht werden, wütet Rambo gegen vietnamesische Heere. Der Vietkong ist mit einer ideologischen Mitgift ausstaffiert: japanische Uniformen. Requisiten aus »World War II«-Serien. In der Tradition des Kampfes gegen die »japs« schlägt sich Rambo wacker mit dem Vietkong. Danach war der Kult-Film »Mishima« von Paul Schrader mit dem Selbstmord am Ende ein Renner. Die vaterländische Ergriffenheit läßt sich scheinbar grenzenlos variieren. Seither zerhacken Hippies, Punks und Yuppies die Melonen mutgerecht mit Samurai-Schwertern am Bakers Beach, dem Stadtstrand von San Francisco. Anstelle von »good night, baby« hört der heimliche Lauscher jetzt öfter: Sayonara. Ein Dutzend zweitklassiger Kopien hat »Apokalypse Now« provoziert: Inszenierungen des Heldentods mit Joint, Kaugummi, Richard Wagners archaischem Donner und Sternenbanner. Harte Jungs mit weichen Herzen, stilisiert zu Weißrussen, opfern in »Deer Hunter« ihr Leben für Amerika in Vietnam; nach einer russisch-orthodoxen Hochzeit mit gregorianischen Gesängen und viel Wodka. Vor dem Einrücken wurde der Verstand noch einmal durchgespült.

In den neuen B-Movie-Produktionen haben die Feinde der amerikanischen Freiheit, die Russen, blaue Augen und blondes Haar und sprechen mit deutschem Akzent. Den Heldentod für die Wahrheitsliebe der amerikanischen Presse starb in »Salvador Witness« ein Reporter. Die Fotografen-Jacke, die er trug, war kurze Zeit später ausverkauft. Nationales Pathos versprühte der Präsident einen Tag nach der Challenger-Katastrophe. Er stimmte ein hohes Lied auf die heroische Opferbereitschaft der amerikanischen Mondflieger an. Damit die Toten nicht umsonst gestorben sind, gab er die Parole aus: Wir müssen weitermachen, sonst hat die große Nation keine Zukunft.

Der Patriotismus, den Reagan als nationales Stärkungsmittel forderte, verpuffte, da seine orientalischen Märchen Nachwehen hervorbrachten. Dann kamen auch noch die Liebesgrüße aus Moskau. Seitdem befand sich Reagan, unerwartet beim Wort genommen, in der Defensive. Seine ideologische Langspielplatte, »nur wenn wir bereit sind, für die Freiheit der Nation zu sterben, wird es Freiheit für unsere Kinder geben«, hatte einen

Kratzer bekommen. Der »große Satan aus dem Reich des Bösen« hat ihn auf dem Weltanschauungsmarkt ausgetrickst.

Der NS-Boom der letzten Jahre in den westlichen Massenmedien macht auf die Opferfaszination aufmerksam. Je nach Geschmack erscheint der Führer mal als Gefreiter, mal als Gentleman oder als General. Einmal in der Euphorie der Machtergreifung, das nächste Mal von der Niederlage gezeichnet. Die Bewegung bewegt sich wieder. Der NS-Müllberg wird aufgeschüttet bis in den Himmel hinein. Tausendjähriger Klatsch. Der fette Göring im weißen Dandy-Anzug, Eva Braun im Abendkleid, die Divas des Dritten Reiches, dazu Nonsens in *konkret, Mad* und *Titanic.* Den Personenkult komplettieren zahlreiche Theorieversatzstücke: Harzburger Front und preußische Junker, die Verschwörung der Kapitalfraktionen, der autoritäre Charakter, die Ästhetik der Massenbewegung, die Hitler-Festschriften, Männerphantasien und nekrophile Wunschmaschinen. NS von oben, NS von unten. Big Business in Millionenauflage: »Mein Vater war ein Nazi.«
Nach der Bombenstimmung in der Friedensbewegung hatte die Wiederentdeckung der nationalen Frage Oberwasser. Und selbst die Neuen Wilden liefen beim internationalen Jet-set in der New Yorker Disco »Studio 54« in braunen SA-Reiterhosen, gewichsten Stiefeln und Landsermützen auf dem Kopf zum Cha-Cha-Cha ein.
Lassen sich die heutigen Phänomene des Nationalismus noch mit einer polit- oder sozialökonomischen Analyse ausreichend aufklären? Versimplifizieren ihre Begriffssysteme und Denkfiguren nicht die Wirklichkeit und damit auch historische Dokumente und Texte, die die geistige Krise interpretieren und transportieren? Hat die nationale Utopie, die das Recht auf einen souveränen Staat etablierte, durch den Chauvinismus, den sie erzeugte, ausgedient? Ihren Glanz verloren?
»Europa hat von seinem Nationalismus gelebt«, meint der italienische Schriftsteller Alberto Moravia, »es könnte daran sterben«. Seine Überzeugung lautet: »Staaten haben keine humane Sensibilität. Regierungen lieben den Krieg, und Politiker haben kein Interesse, die Nuklearwaffen abzuschaffen.« Sie sitzen im Parlament und »verhandeln über das Ende der Welt«. Soweit hat es der Nationalstaat seiner Meinung nach gebracht.
Vermutlich haben sich seine Funktionen verschoben: ins Theologische. Leben braucht Transzendenz. Diese kann entweder mit einem Zukunftskonzept oder durch die Produktion eines gemeinsamen Ursprungs beschafft werden. Ziel solcher Unternehmen ist die Aufhebung der Partikularität der Gegenwart. Das Lieblingsbeispiel für Zukunft als Utopie ist noch immer der in die Jahre gekommene Sozialismus als eine säkularisierte Paradiesvor-

stellung. Die Zukunft der Vergangenheit verkörpert der erinnernde Geschichtsschreiber als »Arzt der Seele« oder das Bild vom Historiker als »rückwärtsgewandtem Propheten«.
Carl Schmitt glaubte, daß alles theologisch sei, mit Ausnahme dessen, was die Theologen sagen. In Anbetracht verschlissener Utopien halten es gegenwärtig einige Historiker für erforderlich, das Transzendenz-Defizit durch die Identifikation mit dem angegrauten Nationalstaat zu lösen. Die Herleitung von Kontinuitäten, so argumentieren diese Himmel-Stürmer, kann Motivation erzeugen, um die »unpolitischen Massen« hierzulande bei der Stange zu halten.
Nährboden für ein »neues Aufbrechen in positives Heldentum« ist nach der Analyse von Paul Tillich – obwohl die »Kräfte des Ursprungsmythos gebrochen, ihre Symbole und Ausdrucksformen zerstört sind« – die unzerstörbare Energie der seelischen Kräfte: Eros, Schicksal und Tod. »Eros, der sich einen will mit der ursprünglichen Macht des Seienden vor jeder Analyse, und der besonders von der Jugend den rationalen Weltordnungen entgegengestellt wird. Schicksal, das durch alle Seins-Gestaltung und -Berechnung hindurch sich als das Urmächtige erweist, besonders in Krisenzeiten der autonomen Geistes- und Gesellschaftslage. Tod, der als Grenze des Endlichen unentrinnbar vor die Frage des Sinnes der Endlichkeit stellt und damit über sie hinausführt.«

Überall auf der Welt, wo zur Zukunftsbewältigung die Nationalhymne erklingt, werden die Strophen nach einem alten gleichförmigen Rezept komponiert: 1. Liebe zum Vaterland: bedingungslos, 2. Geschichte als Schicksal: unreflektiert, und 3. Verherrlichung der Opfer: affirmativ. Aus denselben Zutaten wird das Bindemittel »nationale Identität« zusammengerührt, um dann in Überbau-Zement zum Bau der Nation verwandelt zu werden. Nach dem Eintrocknen bleibt als Gewinn ein neurotisches Bollwerk. Damit wird eine Ersatzwelt geschaffen. Eine Schwebebahn, auf der die Heimatvertriebenen der Moderne zwischen den Welten dahingleiten. Für alle, die das Gewicht der Welt erdrückt, mit seinen Widersprüchen und Verwicklungen, und die nicht wissen, wohin der Hase läuft im Dschungel der Komplexität, ist die Nation eine Rettungsinsel. Ich vermute, es ist einfacher und gesünder, eine verstellte Wirklichkeit auszuhalten, als sich der Wirklichkeit zu stellen. Die Nation wird als Ersatzwelt ausgelobt, um unter Ausschaltung aller Differenzen von der sozialen Struktur mit ihren Klassen bis zur Geschlechterspannung eine Einheit herzustellen. Die Absolution des Deutsch-Seins wird allen erteilt: vom Millionär bis zum Tellerwäscher, von rot-grün bis grün-schwarz, von der Trümmerfrau bis zu

»Deutschland Bleiche Mutter«. Hier herrscht Eindeutigkeit, die Welt ist sauber und in Ordnung.
Allerdings wird diese Festung, so die Analyse Paul Tillichs, teuer bezahlt. Der Kompromißcharakter der Ersatzwelt führt zu Realitätsverlust und Reduzierung von Potentialitäten. Das Mißlingen ist für die neurotische Selbstbehauptung konstitutiv. Sosehr das Subjekt – das Ich, die Gruppe, die Nation – sich auch abkapselt und einigelt, es kann der Welt und ihren Konflikten nicht entgehen: Zum Sein gehört das Nicht-Sein, zum Ich der Andere, zur Nation die Welt. Gelungene Identität entsteht aus der Balance zwischen dem, was man ist, und dem, was man nicht ist. Zwischen Innen und Außen. Identität ist der sich selbst zuerkannte Ort, und sie ist gleichzeitig jener Ort, der von den anderen zugewiesen wird.

Die Frage nach der deutschen Identität ist ein Spiel ohne Grenzen. Aus welchem Deutschland sollen wir sie ableiten? Oder wenn wir darauf verzichten? Können wir sie vielleicht aus der Sprache begründen? Oder zu einem Cocktail aus Staatsgebiet, Sprache und Kultur mixen? Ohne die spezifisch deutsche Mentalität, den erwähnten Kitt, dabei zu vergessen?
Den Startschuß gab Napoleon. Unter seiner Obhut wurde die territoriale Ordnung Deutschlands radikal neu gestaltet. Am 6. August 1806 ließ Franz II. durch den Reichsherold verkünden, er werde die Kaiserkrone niederlegen und sich in Zukunft damit begnügen, Kaiser von Österreich zu sein. Damit war die Auflösung des »Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation« besiegelt. »Kaum war das Reich aufgelöst«, urteilt Johannes Willms in seinem Buch *Nationalismus ohne Nation*, »da verschwand es auch aus der politischen Wirklichkeit. Aber es lebte fort im ›Traum vom Reich‹, der sich zunächst mit harmlosen, bloß romantischen, bald jedoch mit nationalen und nationalistischen Elementen füllte, ehe er sich zum Alptraum der deutschen und dann auch der europäischen Geschichte entwikkelte.«
Wie geisttötend und blutrünstig die Beschäftigung mit der deutschen Nation sein kann, zeigt ein Blick in den *Katechismus der Deutschen* des Heinrich von Kleist (1809); beispielshalber das Kapitel 15 »Vom Hochverrate«: »Was begeht derjenige, mein Sohn, der dem Aufgebot, das der Erzherzog Karl an die Nation erlassen hat, nicht gehorcht, oder wohl gar, durch Wort und Tat, zu widerstreben wagt? / Einen Hochverrat, mein Vater. / Warum? / Weil er dem Volk, zu dem er gehört, verderblich ist. / Was hat derjenige zu tun, den das Unglück unter die verräterischen Fahnen geführt hat, die, den Franzosen verbunden, der Unterjochung des Vaterlandes wehen? / Er muß seine Waffen schamrot wegwerfen, und zu den Fahnen der Österrei-

cher übergehen. / Wenn er dies nicht tut, und mit den Waffen in der Hand ergriffen wird: was hat er verdient? / Den Tod, mein Vater.« Und am Ende des Dialogs, nach der Reflexion über eine mögliche Niederlage, wird der Sinn des Opfers begründet: »Also auch, wenn alles unterginge, und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest du den Kampf noch billigen? / Allerdings, mein Vater. / Warum? / Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen, ihrer Freiheit wegen, sterben. / Was aber ist ihm ein Greuel? / Wenn Sklaven leben.«

Die nationale Begeisterung, die letztlich den preußischen König 1813 bewog, nach einem Bündnis mit dem zaristischen Rußland gegen Napoleon in den Krieg zu ziehen, hatte viele Väter. Johann Gottlieb Fichte beschwor in seinen *Reden an die deutsche Nation* das unverdorbene deutsche »Urvolk«: rein und natürlich, ursprünglich. Die Tatsache, daß die Germanen in ihren Zügen durch Europa sich mit den Kelten und anderen Resten vorindoeuropäischer Bewohner nicht nur prügelten, sondern auch vermischten, hat sein Urteil nicht getrübt. Mittlerweile ist bekannt, daß Ariernachweise sich zur Not für den deutschen Schäferhund ableiten lassen, aber nicht für eine deutsche Rasse. Das »Urvolk« war eine Konstruktion. Ein Kampfbegriff. Aus dem Urvolk entwickelte sich das Herrenvolk, das eine spätere Ableitung ermöglichte: »Ein Volk. Ein Reich. Ein Führer.«

Auch Ernst Moritz Arndt verkündigte in seinen *Fantasien für ein zukünftiges Deutschland,* daß das neue für die Freiheit aus dem alten abgeleitet werden müsse, damit ein »gesunder, starker Volkskörper entstehe«. Mit von der Partie bei der nationalen Schwärmerei war der bis heute beliebte Turnvater Jahn. Ihm verdankt das deutsche Volk die Vorarbeiten nationaler Klimmzüge des »echt Volkhaften«. Später hieß es dann »Kraft durch Freude«. Der Ursprung der deutschen Nation ist romantisch: eine Seifenblase. Mit beiden Beinen fest in den Wolken. »La malaise allemande«, glaubt der amerikanische Historiker Gordon Craig, »beginnt mit der blauen Blume des Heinrich von Ofterdingen.« Dazu gesellte sich damals schon viel deutscher Wald, der Glaube an das Wunderbare und die deutsche Todessehnsucht. So bringt Ludwig Tieck in jenen Tagen zu Papier: »Die Menschen müssen sich selbst untereinander töten, das ist edler, als durch Schicksal zu fallen. Sie suchen den Tod. Ehre, Ruhm usw. ist des Kriegers Lust und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todeslust ist Kriegergeist. Romantisches Leben des Kriegers.« Walter Benjamin wird rund 100 Jahre später in einer Polemik gegen Ernst Jüngers *Krieg und Krieger* festhalten, Deutsch-Sein heiße bei Jünger bereit zu sein, für das Vaterland auf dem Schlachtfeld zu sterben.

»Weder Fichte noch Arndt, geschweige denn andere, die sich in jener Zeit

in Wort und Schrift zu einer deutschen Nationalgesinnung bekannten«, urteilt Johannes Willms, »verbanden damit einen konkreten Begriff vom Nationalstaat.« Der Traum dieser Zeit verflog schnell, nachdem der Sieg über Napoleon in Europa eine neue Ordnung geschaffen hatte. Auf dem Wiener Kongreß kam es nicht zur Bildung des von der Befreiungsbewegung ersehnten Nationalstaats. Statt dessen wurde ein neues folgenreiches Match eröffnet: Preußen gegen Österreich. Von Johann Wolfgang Goethe ließ sich damals kein Politiker inspirieren: »In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.« Abgesehen von einigen süd- und mitteldeutschen Staaten, in denen die Fürsten bürgerliche Rechte gewährten, ist der Fortschritt des »Deutschen Bundes« in der Entwicklung einer flächendeckenden Unterdrückungsapparatur zu sehen. Wie reaktionär das »moderne« Preußen war, kann etwa im Vergleich seiner Verfassung mit der von Baden studiert werden, das damals bereits ein fortschrittliches allgemeines Wahlrecht eingeführt hatte.
Gegen die Unterdrückung formierte sich eine politische Opposition, die in der Märzrevolution von 1848 gipfelte. Das deutsche Verhältnis von Inbrunst und Zynismus zeigte sich wieder einmal in der Frankfurter Paulskirche. Obgleich die anfänglichen Debatten von der patriotischen Frage der deutschen Einheit und der Verabschiedung der »Grundrechte des deutschen Volkes« bestimmt waren, entwickelte sich die nationale Frage zur reinen Machtfrage zwischen Preußen und Österreich. Vom deutschen Patriotismus, den Jacob Grimm zwei Jahre vorher in Frankfurt beschworen hatte – »in solchen räumen darf nur deutsches, und nicht undeutsches geschehen« –, blieb im Strategie- und Taktikspiel der Großmächte nicht viel übrig. Angesichts der dumpfen Machtpolitik flüchteten die Anhänger der Kulturnation wie heute aus der Gegenwart und träumten vom »Schlafenden Kaiser im Kyffhäuser«. Kontemplatives Symbol der deutschen Einheit wurde der Bau des Kölner Doms.

1846 hatte in Frankfurt am Main der erste deutsche Germanistentag stattgefunden. Auf Vorschlag von Ludwig Uhland wurde Jacob Grimm als Vorstand gewählt. Heute erinnert der Name Grimm an die Märchen vom tapferen Schneiderlein, vom Rotkäppchen, von den sieben Geislein und von Frau Holle. Einige denken an Grammatik und Wörterbücher. Aber Jacob Grimm hat auch eine für die deutsche Geschichte folgenreiche Definition des deutschen Volkes hinterlassen. Er sprach aus, was viele damals so empfanden: »Lassen Sie mich mit der einfachen frage anheben: was ist volk? und ebenso einfach antworten: ein volk ist der inbegriff von menschen,

welche dieselbe sprache reden. das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste erklärung.« Dieser Volksbegriff machte es ihm leicht, zwei Jahre später, nach einer nationaldeutschen Erhebung in Schleswig, den Einmarsch Preußens und des Deutschen Bundes zu unterstützen: Anschluß an die deutsche Sprache.

Auf russischen und englischen Druck beschloß jedoch der preußische König, dem das nationale »Professorenkränzchen« in Frankfurt ohnehin suspekt war, den Krieg abzubrechen. Die Nationalversammlung votierte dagegen. Es half nichts. Den Waffenstillstand von Malmö durfte sie zur Kenntnis nehmen. Danach wußte jeder, wer die Spielregeln festsetzte. Die realpolitische Macht der Nationalversammlung wurde sichtbar. Sie hatte keine.

Als dem österreichischen Ministerpräsidenten Fürst Felix Schwarzenberg die Niederschlagung der nichtdeutschen Nationalbewegung gelang, wurde eine Verfassung für Gesamtösterreich eingeführt. Die Frage nach der territorialen Abgrenzung einer deutschen Nation war damit erledigt: der Einheit der deutschen Nation wieder einmal der Boden entzogen. Daraufhin beschloß die Frankfurter Versammlung, dem preußischen König die erbliche Kaiserwürde eines kleindeutschen Nationalstaates anzutragen. Doch dieser lehnte dankend ab. So weit die Geschichte.

Die sprachliche Einheit, Grimms Lieblingsidee, fand keine politischen Grenzen, dafür aber Ausgrenzungen der romanischen Tradition, die bis heute wiederkehren. Das Abstrakte und Intellektuelle ist französisch, das Sinnliche und Leibliche deutsch, argumentierte Grimm, »und da sprachformen und denkungsart der völker unsichtbar in einander greifen, so heiszt es nicht zuviel behauptet, dasz die natur der deutschen und französischen sprache in vollen anschlag kommen müsse«. In Anschlag gebracht wurden später die Karabiner. Das Ideologem kam, obschon nicht bei Grimm, im Fortgang der deutschen Geschichte zur Geltung. Was durch Ratio begründet wurde, ist negativ. Alles, was von der Familie über die Sippe und den Stamm ins Volk gewachsen ist, erscheint positiv. Die Schollenromantik und Ahnensuche, wie sie dann im Heimatroman ausgebaut wurden, hatten in diesem idealistischen Sprachbegriff eine Wahnwurzel, ebenso die Geistfeindlichkeit der deutschen Geschichte bis hin zum Antisemitismus. In Gustav Freytags *Soll und Haben* besucht der Jude Itzig ein deutsches Gymnasium. Seine Sprachgewandtheit beschränkt sich trotz erfolgreichen Schulbesuchs auf eine erfundene Stümmelsprache. Später hat der Historiker Heinrich von Treitschke eine weitere Variante des deutschen Reinheitsgebotes in Umlauf gebracht. »Was wir von unseren israelitischen Mitbürgern zu fordern haben, ist einfach: sie sollen Deutsche werden, sich schlicht und

recht als Deutsche fühlen – unbeschadet ihres Glaubens und ihrer alten heiligen Erinnerungen (...); denn wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischcultur folge.« Dafür gab es ohnehin keine Chance. Nachdem Treitschke den Juden »eine schwere Mitschuld an jenem schnöden Materialismus unserer Tage« und »einen eigenthümlichen schamlosen Ton« in der Journalistik vorgehalten hat, macht er reinen Tisch: »Die harten deutschen Köpfe jüdisch zu machen ist doch unmöglich; so bleibt nur übrig, daß unsere jüdischen Mitbürger sich rückhaltlos entschließen Deutsche zu sein.« Walter Boehlich beschreibt den Antisemitismus der siebziger Jahre als »eine Frucht mißgeleiteten Nationalgefühls«. Er zitiert Ludwig Bamberger: »Gerade der Cultus der Nationalität trägt diese Versuchung mehr als jeder andere in sich und artet leicht dahin aus, den Haß gegen andere Nationen zum Kennzeichen echter Gesinnung zu machen.« Die Forderung von Treitschke an die Juden, »ein klein wenig bescheidener« zu sein, klingt wie manches christlich-soziale Politikerstatement über die Integrationsangebote an Ausländer heute. Theodor Mommsen hielt Treitschke vor, »er predige den Bürgerkrieg einer Majorität gegen eine Minorität« und zerstöre damit den nationalen Frieden. Die Auseinandersetzung über Antisemitismus war der Historikerstreit des 19. Jahrhunderts.

Bismarck hat dann die kleindeutsche Lösung vorexerziert. Der Sieg der Preußen in der Schlacht bei Königgrätz 1866 war der Triumph des bismarckschen Konzeptes. Er errichtete den Nationalstaat mit den Mitteln der Machtpolitik; mit Annexionen und Kriegen. Aus Bewunderung lief ein großer Teil der Liberalen zur Nation über. Gegen diese Lösung hatte sich Wilhelm von Humboldt 50 Jahre vorher gewehrt. Er kritisierte den Freiherrn vom Stein, der Frankreich als den »ewigen, unermüdlichen, zerstörenden Feind« bezeichnete. Sein Konzept von einer deutschen Einheit war ein Staatenbund, der so stark war, daß er nicht zum Spielball der Mächte werden konnte. Doch sollte es Deutschland andererseits unmöglich gemacht werden, etwa wie Frankreich als Aggressor aufzutreten. Es gehört zum Markenzeichen der deutschen Nation, daß sich gegen solche Entwürfe immer der machtpolitische Zynismus durchgesetzt hat.

Nach der Schlacht von Sedan mit dem Sieg über die Franzosen fühlten sich die Deutschen zu Größe und Einheit berufen. Die deutsche Einheit wurde von oben geschaffen. Am heftigsten hat Nietzsche diesen Größenwahn bekämpft. In den *Unzeitgemäßen Betrachtungen* schreibt er 1873 von dem »Irrtum der öffentlichen Meinungen und aller öffentlich Meinenden, daß die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe. Dieser Wahn ist höchst verderblich (...) weil er imstande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage

zu verwandeln: die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches.«
Wie recht Nietzsche am Ende des zweiten deutschen Reiches behalten sollte, zeigte sich in der Kriegsbegeisterung, besonders der deutschen Professoren, die den Weltkrieg als Reinigungsunternehmen herbeisehnten. Zudem in der Unterwerfung der deutschen Sozialdemokratie unter die Parole Kaiser Wilhelms II.: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.« Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion stimmte den von der kaiserlichen Regierung geforderten Kriegskrediten von fünf Milliarden am 4. November 1914 zu: Bankrotterklärung für eine internationale Arbeiterbewegung, die den aggressiven Nationalstaat aufheben wollte. Damit war wieder einmal die Utopie an die faktische Machtpolitik verraten worden.
Das Ergebnis der Reichsgründung reflektierte nach dem Ersten Weltkrieg der Soziologe Max Weber: »Nirgends in der Welt hat selbst die schrankenloseste Bewunderung der Persönlichkeit eines Politikers eine stolze Nation veranlaßt, ihre eigenen sachlichen Überzeugungen ihm so restlos zu opfern.« Die Hinterlassenschaft von Fürst Bismarck sei eine Nation »ohne politischen Willen« und »ohne politische Erziehung«.

Der Rückblick auf die Geschichte der deutschen Nationalstaaten läßt sich auf eine Formel bringen: Seit den Befreiungskriegen hat die deutsche Nation viel mit Gefühl, aber wenig mit Verstand zu tun. Wie sehr die deutsche Nation geistlos ist, zeigte sich immer dann, wenn die Geistreichen sich auf sie einließen. Wie die deutsche Nation den intellektuellen Geist beeinflussen kann, sollen zwei Beispiele belegen:
Thomas Mann kommentiert den Versailler Friedensvertrag: »Dem deutschen Volk, das sich mit letzter Kraft und einer wahren Landsknechtbiederkeit dem Bolschewismus entgegenstemmt, diesen Frieden zu machen – das eben nenne ich gottgeschlagen. Hier scheint ein Instinkt am Werke, der nur noch eins will: Das Ende. Es ist zu bemerken, daß der französische Greis, dessen Lebensabend durch diesen Frieden verschönt wird [gemeint ist Georges Clémenceau], Schlitzaugen trägt. Vielleicht hat er irgendein Blutsanrecht darauf, der abendländischen Kultur den Garaus zu machen und der slavischen Mongolei den Weg zu bereiten.« Und nach dem Nationalsozialismus mit einem weiteren Weltkrieg dichtet Bertolt Brecht in der Hoffnung auf die stalinistische Wiedervereinigung Deutschlands eine »Kinderhymne« zu der Musik von Kurt Eisler. Auf einer Tournee 1985/86 wurde sie gesungen; von Wolf Biermann für ein blockfreies Deutschland: »Anmut sparet nicht noch Mühe / Leidenschaft nicht noch Verstand / Daß ein gutes

Deutschland blühe / Wie ein andres gutes Land. / Daß die Völker nicht erbleichen / Wie vor einer Räuberin / Sondern ihre Hände reichen / Uns wie andern Völkern hin. / Und nicht über und nicht unter / Andern Völkern wolln wir sein / Von der See bis zu den Alpen / Von der Oder bis zum Rhein. / Und weil wir dies Land verbessern / Lieben und beschirmen wir's / Uns das liebste mag's uns scheinen / So wie andern Völkern ihrs.«

Da in der Auseinandersetzung mit der deutschen Nation selbst die klügsten deutschen Geister der Schwachsinn anschleicht, ist es an der Zeit, die Debatte um die deutsche Nation zu beenden. Die verlorene Mitte findet sich auch nicht in der europäischen Mittellage. Die Bundesrepublik Deutschland ist zu klein, um ohne Entgrenzungsphantasien Mitteleuropa zu sein. Sinn macht dieses Konzept als Kampfbegriff gegen die Sowjetisierung bei den Tschechen, Ungarn und Polen. Vielleicht täte eine Prise morbiden Charmes aus den einstigen Metropolen Budapest oder Prag der Hauptstadt der DDR gut, die im West-Stil versucht, ihre Beschädigungen glänzend zu kaschieren. Das wiederentdeckte Modell Mitteleuropa folgt der deutschen Mentalität, zusammengesetzt aus Inbrunst und Zynismus. Um sich aus dem Spannungsfeld der Supermächte hinauszumogeln, wird Mitteleuropa zum Kulturland aufgeblasen; gleichzeitig werden alle rüstungspolitischen Voraussetzungen geschaffen, um das Kulturland mit einem Knopfdruck endgültig in Wüste verwandeln zu können. Die Debatte erinnert an die fünfziger Jahre. Konrad Adenauer setzte die Westintegration gegen die Nation durch. Obwohl er sich gegen die Nation entschied, vermieste er der Opposition die Stimmung, indem er ihr das Label »vaterlandslose Gesellen« aufdrückte. Eine politische Glanzleistung.

Dieses Phänomen wiederholt sich periodisch. Der Kampfschrei der Konservativen gegen die Linken heißt bis heute Antiamerikanismus. Eine ausgemachte Projektion. Die eigenen Ingredienzien werden in die Suppe des anderen geschmuggelt, damit man sie nicht selbst auslöffeln muß. Wer sich über Antiamerikanismus ein Bild machen will, sollte versuchen, sich einmal folgendes vorzustellen: Kohl kaut Kaugummi, Weizsäcker nimmt sein Abendmahl bei Burger King ein, Strauß trägt Jeans, und Dregger raucht einen Joint, während aus den Lautsprechern die Doors dröhnen: This is the end. Ho Chi Min konnte selbst noch nach den chemischen Entlaubungsbombardements der USA im vietnamesischen Dschungel – die genetischen Spätschäden zeigen sich erst heute – zwischen der amerikanischen Regierung und dem amerikanischen Volk unterscheiden.

Wird die Debatte abgeblasen, dann droht auch nicht die Gefahr, ein geschichtsloses Land zu werden: das Lieblingsthema von Ghostwritern deut-

scher Bundespräsidenten bei Historikertagungen. Vielleicht hat die deutsche Nation zuviel Geschichte, ist mit Bedeutung überlastet. Das kann nicht heißen, alles zu lassen, wie es ist. Für die Linken könnte es bedeuten, sich damit abzufinden, daß Deutschland nie eine Revolution wollte. Und dies könnte, unter einigen Voraussetzungen, als gleichsam revolutionärer Akt ein Humanitätsideal begründen: im Verzicht, sich gegenseitig die Köpfe abzuschlagen und dadurch Gemeinschaft herzustellen.

Das Fehlen einer revolutionären Tradition wurde bislang mit Aggression verarbeitet, indem der Nationalstaat mit Macht aufgeladen wurde, anstatt in dem jeweiligen Staat mehr Demokratie durchzusetzen. Wäre es nicht an der Zeit, daß die Linken ihre revolutionären Vatermord-Phantasien aufgeben und die Konservativen endlich die tragende Verantwortung am deutschen Völkermord übernehmen?

Eine andere Karte, die gerne ausgespielt wird – die deutsche Frage darf nicht verdrängt werden –, sticht auch nicht: der Nationalstaat ist Ersatzbildung. Er diente meistens als rechtsradikales Propagandakonzept. Die deutsche Frage kann nicht verdrängt werden, da sie selbst eine Verdrängungsfigur par excellence ist. Verdrängt werden in ihr die realen Konflikte: die innenpolitischen Spannungen, die Arbeitslosigkeit, die Umweltvernichtung, die Hochrüstung, die Probleme mit der Dritten Welt.

Die Debatte um die deutsche Nation verrät die allgemeine Konzeptionslosigkeit gegenüber der Zukunft. Ziellose Linke besetzen dann, anstelle von Themen, Häuser oder Fabriken, die Konservativen Heimatbilder, weil die Programmlosigkeit der Konservativen sich mit Historismus tarnt. Eine neue »Unübersichtlichkeit« beherrscht die Grabenkämpfe der politischen Seilschaften von links bis rechts. Eine klare Linie ist nirgends zu erkennen.

Dagegen lesen sich die Vorschläge, die der verwirrte Gottfried Benn 1948 machte, progressiver: »Wünsche für Deutschland: Neue Begriffsbestimmung für Held und Ehre. Ausmerzung jeder Person, die innerhalb der nächsten hundert Jahre Preußentum oder das Reich sagt. Geschichte als Verwaltung mittleren Beamten des gehobenen Dienstes überlassen, aber als Richtung und Prinzip einer europäischen Executive öffentlich unterstellen. Die Kinder vom sechsten bis sechzehnten Jahr nach Wahl der Eltern in der Schweiz, in England, Frankreich, Amerika, Dänemark auf Staatskosten erziehen.« Diese Forderung hat sich nicht erfüllt, obwohl die Lösung der deutschen Identität zwar historisch immer folgenreich, unbedeutend aber als Entwurf für Emanzipation und Fortschritt war. Das lehrt die Geschichte der deutschen Nation. »Wir alle leben vom Vergangenen«, schreibt Goethe, »und gehen am Vergangenen zu Grunde.« Die Hoffnung, die bleibt, liegt in

der Durcharbeitung der Vergangenheit, wie Sigmund Freud trotz allem Kulturpessimismus nachgewiesen hat. Dazu braucht das Volk ohne Raum kein Haus für deutsche Geschichte. Das zeigt schon die Tatsache, daß die Musealisierung der Geschichte vier Jahre nach der Schlappe von 1848 durch ein »Germanisches Nationalmuseum« in Nürnberg wenig zur Besinnung beitrug. Allerdings läßt der gehobene neurotische Tonfall in dieser Frage vermuten, daß auch in Zukunft, wenn die deutsche Karte gespielt wird, der psychische Kitt sich aus Gemütlichkeit und Brutalität zusammensetzt. Die Botschaft des Regierungssprechers wird dann lauten: Herz ist Trumpf.

Ausgewählte Literatur

Johannes R. Becher, *Lesebuch Klasse 8*, Berlin DDR, 1986

Gottfried Benn, »Zum Thema Geschichte«, *Gesammelte Werke*, Bd. 2, München 1959

Russel Berman, »Rambo: From Counter-Culture To Contra«, in: *Telos*, 1986

Walter Boehlich, *Der Berliner Antisemitismusstreit*, Frankfurt 1965

Gordon A. Craig, *Über die Deutschen*, München 1982

CIA-Archiv »Military Government«

Hans Magnus Enzensberger, *Deutschland, Deutschland unter anderm. Äußerungen zur Politik*, Frankfurt 1968

Georg Kaiser, *Briefe* (Hg. Gesa M. Valk), Vorwort: Walter Huder, Frankfurt 1980

Jacob Grimm, *Recensionen und Vermischte Aufsätze*, 4. Teil, Berlin 1884

Horst Günther, »Der Begriff einer deutschen Nation«, in: *Neue Rundschau* Nr. 4, 1986

Johann Wolfgang Goethe, *Historische Schriften*, Frankfurt 1982

Stephan Hermlin, »Das hier ist es«, in: *Sinn und Form*, Heft 2, 1987

Wilhelm von Humboldt, *Studienausgabe*, Bd. 2, Vorwort: Kurt Müller-Vollmer, Frankfurt 1971

Heinrich von Kleist, *Werke und Briefe*, Berlin (DDR), 1978

Olaf Kappelt, *Braunbuch DDR*, Berlin 1981

Lesebuch: Weimarer Republik. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1918 bis 1933. Manifeste, Reden, Briefe, Hg. Stephan Reinhardt, Berlin 1982

Ian Buruma, »A New Japanese Nationalism«, in: *New York Times*, 12. 4. 1987

Friedrich Nietzsche, *Unzeitgemäße Betrachtungen*, Werke, Bd. 1, Berlin 1976

Alberto Moravia, »Gegen den Strom«, in: *Männer Vogue*, November 1984

Stephan Heym/Hans Jürgen Syberberg/Alexander Kluge/Gerd Bucerius/Günter Gaus, *Reden über das eigene Land: Deutschland*, München 1983

Paul Tillich, *Die sozialistische Entscheidung*, Vorbemerkung von Klaus Heinrich, Berlin 1980

Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen, »Untersuchungsbericht ehemaliger Nationalsozialisten in Pankows Diensten«, ohne Ort und Jahr

Johannes Willms, *Nationalismus ohne Nation. Deutsche Geschichte von 1789 bis 1914*, Düsseldorf 1983

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Stefan Leber

«...es mußten neue Götter hingesetzt werden»

Menschen in der Entfremdung: Marx und Engels, Cieszkowski, Bauer, Hess, Bakunin und Stirner

390 Seiten, kart. DM 48,–
ISBN 3-7725-0730-1

Stefan Leber nimmt in seiner umfangreichen Arbeit die Jahre 1838 bis 1845 genauer in den Blick und zeigt anhand der Lebensläufe von Marx, Engels und verschiedenen Junghegelianern wie Bruno Bauer, August Cieszkowski, Michail Bakunin, Moses Hess und Max Stirner auf, wie sich in diesen Lebensläufen ein für die Gegenwart fundamentales Erlebnis widerspiegelt: das Erleben der Entfremdung.

Ein Denken, das stark die Tendenz hat, in die Wirklichkeit einzugreifen, sich aber durch seine eigene Natur immer weiter von dieser Wirklichkeit entfernt. Dieses Denken erweist sich selbst als Ursache der Entfremdung.

Lebers Darstellung versteht es, dem Leser diese Entwicklung nahezubringen und immer wieder gelingt es, deren Wirksamkeit bis in die Gegenwart zu verfolgen.

Vierzig Jahre
Verlag Freies Geistesleben

Grosse Erzähler, starke Geschichten

Tschingis Aitmatow
Der Richtplatz
Der neue Roman von Tschingis Aitmatow – eine politische und literarische Sensation.
(Neue Zürcher Zeitung, vom 9.2.1987)
Aus dem Russischen von Friedrich Hitzer
468 Seiten, Leinen, 38,–

Ferit Edgü
Ein Winter in Hakkari
Ein Intellektueller in der Verbannung: In einem archaischen Bergdorf lernt er all das abzustreifen, was er Zivilisation nannte.
Aus dem Türkischen von Sezer Duru
ca. 180 Seiten, gebunden, 24,–

Unionsverlag
Zürich

Cora Stephan
Die Transzendenz des Winkels

»Noch manches Eiland lockt und lauscht
aus Palmen und Bananen;
der Sturmwind braust, die Woge rauscht,
auf, freudige Germanen!«
(Felix Dahn)

Der Deutsche ist im Ausland beliebt, seines außerordentlich bescheidenen Wesens wegen. Das mögen nur die Deutschen selbst nicht wahrhaben, die in Gegenwart ihrer Kompatrioten stets unbehaglich auf ihren Stühlen herumzurutschen pflegen, voller Angst, am Nachbartische könnten rassistische Witze erzählt werden, irgendjemand stimmte gleich »Oh du schöner Westerwald« an, es würde zu laut gelacht oder ein feister Bierbauch beschwerte sich über das Essen.

Dabei sind gerade die deutschen Touristen ein besonders angenehmes Publikum. Sie wünschen keine exotischen Gelage, sondern Pommes frites, Kaffeestückchen und ne ordentliche Tasse Filterkaffee, haben es gern sauber, wenn auch bescheiden, bleiben lieber unter ihresgleichen und lassen sich deshalb klaglos direkt von der Anflugpiste in ein Betonsilo an kargen, unfruchtbaren, sandigen Gestaden verfrachten, wo sie drei bis vier Wochen nicht weiter auffallen, um dann, unter Hinterlassung gern gesehener Devisen, still wieder abzureisen.

Sie haben kein Interesse an fremden Menschen und anderen Sitten. Das ist auch gut so. Denn fremde Völker wollen im Ernst gar nicht kennengelernt werden. Sie ziehen deshalb den geordneten, ruhigen deutschen Massentourismus vor und interpretieren das Motto Reichskanzler Bernhard von Bülows »Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne« (1900) im Sinne eines friedlichen Handelskontraktes: den Teutonen der Grill am Sandstrand, den Eingeborenen der Rest des Landes.

Was fremde Völker gar nicht leiden können, ist hingegen der ewig neugierige Alternativtourist, der ihnen als unwürdiger Nachfahre der Konquistadoren erscheinen will. Der Ausreißer verachtet die Grenzen von Sitte und Anstand, verläßt ungebeten und ungefragt das Reservat des kultivierten Massentourismus, ißt, statt sich mit den eigens für seinesgleichen importierten Fritten zu begnügen, den Einheimischen ihr Couscous und ihre Mangos weg und bezahlt noch nicht einmal ordentlich dafür. Er kommt, nimmt und geht, läßt weder Devisen da noch gute Erinnerungen, nutzt die Gastfreund-

schaft der Eingeborenen und hinterläßt – für Gegenbesuche – die Adresse der Karlsruher Gesellschaft für Kernforschung, nach dem Motto: »Die Neger (Eskimos, Inder) sollen doch froh sein, daß ihnen unsere häßliche westliche Zivilisation erspart geblieben ist!«
Gegenüber diesem Raubbau an natürlichen Ressourcen wie Gastfreundschaft erweist sich der moderne Massentourismus als wunderbare, kulturschützende Angelegenheit. Es ist doch nichts einfacher, als Melittafiltertüten und Kaffeestückchen gleich mitzuimportieren, um so die knappen Ressourcen der Eingeborenen zu schonen. Das ist doch beiden Teilen lieber so. Den Touristen die Bettenburgen, dem Kenianer seine alte, liebe Palmhütte. Arteigene Haltung des Touristen plus arteigenes Belassen des Eingeborenen: der Affe im Zoo kriegt ja auch seine Banane, warum soll der Ruhrpöttler im Urlaub aufs Kaffeestückchen verzichten müssen? Wir haben, was das betrifft, dazugelernt. Der Massentourismus bringt Geld und bleibt im Ghetto, stört also nicht weiter. Er übt keine Kulturmission aus, wirkt nicht imperialistisch-egalitär auf Sitten und Gebräuche ein, läßt alles, wie es ist, kurz, er ist ein wahrhaft konservatives Element. Ökologisch, praktisch, gut.
Es ist, das will ich damit sagen, somit ein ungerechtfertigtes Vorurteil, die saisonalen touristischen Massenbewegungen mit imperialistischen Feldzügen gleichzusetzen. Sie sind das Gegenteil davon, denn sie finden im strengen Sinne gar nicht statt. Massentourismus heißt: beim Reisen zu Hause bleiben. Daß dies insbesondere ein deutsches Bedürfnis ist, hat jüngst auch die Werbung für eine lila verpackte Schokoladensorte entdeckt: wenn diese Schokolade nicht mittlerweile in handlichen Portionen, also zum Mitnehmen, angeboten würde, blieben wir glatterdings zu Hause. Denn wo immer wir sind: stets muß uns ein Stück Heimat umgeben, seien das Filtertüten, Rei in der Tube, Welt-Bild oder Schwarzbrot.
Schon sind wir beim zweiten Tabu, das zu brechen wir uns vorgenommen hatten: nicht nur ist Massentourismus eine ökologisch sinnvolle Angelegenheit, zugleich ist der Deutsche selbst der Inbegriff desjenigen, der eigentlich, wo er geht und steht, zu Hause sein will. Zu Hause, das heißt: ein Häuschen (sauber und bescheiden) und ein Gärtchen. Kaum ist er an seinem Platz an der Sonne angelangt, der Deutsche, werden die eingetopften Koniferen um den Wohnwagen drapiert und der Gartenzwerg dazwischengestellt. Wo das nicht geht, hängt man doch wenigstens die Wäsche auf den Balkon.
Was ich damit sagen will? Nun, wir würden den deutschen Charakter grausam mißverstehen, glaubten wir, er sei jemals freiwillig zur Invasion geschritten oder habe fremde Völker unterdrücken wollen. Es war dies, so

es geschehen ist, ein furchtbarer Irrtum. Wir wollten, in Wirklichkeit, stets zu Hause bleiben und unsere Ruhe haben. Als schlimmster aller Irrtümer erwies sich indes, als wir beides verbinden wollten: zu Hause bleiben in der Fremde. Denn die einzige Möglichkeit, dies ohne Schaden für andere zu kombinieren, liegt im damals noch nicht voll entwickelten Massentourismus. Gut, daß wir ihn heute haben.

»Die weltumspannende Heimatliebe der Deutschen« (Wiepking 1942)

Wir wollten immer nur zu Hause bleiben. Ich muß, will mir scheinen, diese These plausibel untermauern: denn hatten wir nicht einen Imperialismus? Haben wir nicht ganze Kolonien unterjocht, sind wir nicht alle naslang irgendwo einmarschiert, haben wir nicht nach »Raum!« gerufen, sollte nicht die Welt am deutschen Wesen genesen undsoweiter?
Nun – ja. Doch es gibt eine Reihe von Indizien, die bestätigen, daß dies stets wider unsere Natur war. Wir sind, zum Beispiel in unseren Kolonien, zwar ziemlich übel, aber nur in äußerst geringer Zahl aufgefallen. Wo andere Völker Handelsimperien und Herrenmenschen aufgebaut haben, begnügten wir uns mit der traurigen Parodie. Wo andere Völker geraubt und geplündert haben, stellten wir es nicht geschickt genug an und neigten dazu, den Eingeborenen nicht zu nehmen, sondern zu geben: die Melittafiltertüten und Kaffeestückchen von damals, Mitbringsel aus der deutschen Heimat wie zum Beispiel Kartoffelschnaps ... Aber eins nach dem anderen.
Nehmen wir einmal Jesko von Puttkamer, den Gouverneur Kameruns von 1895 bis 1907. Auch er wäre gern zu Hause geblieben. Stattdessen holte er Deutschland in den Kamerun. Er konnte das Klima in der Hafenstadt Duala nicht ertragen: schwül, Moskitos, Malaria ... Da machte er 1897 einfach ein Städtchen namens Buea zur Hauptstadt Kameruns, am Fuß des 4000 Meter hohen Kamerunberges, in reiner, stechmückenfreier Bergluft. Seinen Gouverneurspalast ließ er einem Renaissancebau nachempfinden und mit einer Wasserleitungsanlage aus Berlin ausstatten, im Park und im Botanischen Garten pflegte Gärtner Deister Rosen und Rasen und Spargel und Erdbeeren, nicht gerade urdeutsch, aber sicherlich nicht afrikanisch. Für die Allgäuer Zuchtrinder der Staatsalm baute er roten Kopfklee und für die afrikanischen Arbeiter Kochbananen an.[1] Jedem das seine. Für den Deutschen im Ausland den Spargel und den Bismarckturm; für den Neger die Banane und die Normaluhr auf dem Marktplatz – aber dazu später.
Zu Hause, wir wollten immer nur zu Hause sein. Oder wenigstens im Ausland im Mercedes chauffiert werden. Wie der deutsche Kronprinz, zum

Beispiel, der bei seinem ersten Besuch in der Kolonie Deutsch-Ostafrika seinen getreuen Daimler mitzubringen wünschte. Für dieses feine Auto wurde extra eine Straße angelegt: von Lushoto, hoch in den Usambarabergen, bis hinunter in die Ebene. Wir wissen nicht, wie viele einheimische Arbeiter benötigt wurden, um in Rekordzeit eine gute alte deutsche Pflasterstraße anzulegen, von den Bergen ins Tal, Kilometer für Kilometer. Da wird wohl viel »Kulturdünger« abgefallen sein, wie man das damals nannte, wenn Neger im Zuge der Zivilisation ums Leben kamen. Das einzig wirkliche Opfer deutschen Heimatgefühls wurde hingegen der weiße Baumeister, dem es oblag, des Kronprinzen allerhöchsten Wunsch zu erfüllen: bei der Bewältigung des recht beträchtlichen Höhenunterschiedes nicht ein einziges Mal die Kupplung seines schönen neuen Daimlers bedienen zu müssen. Hat der Chauffeur dann doch einmal schalten müssen? Zweimal? Genau wissen wir nur eins: den allerhöchsten Wünschen nicht entsprochen habend, setzte sich der Baumeister eine Kugel in den Kopf – wir nehmen mal an: eine deutsche.

Übrigens haben wir es ähnlich auch gehalten, wenn wir einmal militärisch eingreifen mußten. Als es 1904 gegen die Hereros ging, haben wir streng darauf geachtet, daß jeder Soldat sein Rei in der Tube dabei hatte: wir haben mehr als 11 000 Pferde und 15 000 Soldaten von Hamburg aus nach Südwestafrika geschickt, 6815 Kisten Alkoholika im Gepäck. Und 500 Tonnen deutschen Trinkwassers transportierten hanseatische Dampfer der Woerman-Linie jeden Monat, fast drei Jahre lang, jeweils 11 000 Kilometer weit – allein für den Bedarf der Reederei.

Man kann uns also nicht vorwerfen, einheimische Ressourcen ausgeraubt zu haben. Und daß der Herero schließlich in der wasserlosen Amaheke verendete, lag nicht an uns, sondern, wie es im Vollzugsbericht der deutschen Bataillone zu lesen ist, an der »Natur seines eigenen Landes«. Wir, unseren Sprit und unser eigenes Wasser im Gepäck, haben die Amaheke jedenfalls nicht zur Wüste gemacht.

Wir wollten eigentlich immer nur zu Hause bleiben und von anderen Völkern nichts wissen. Das hat seine guten historischen Gründe.

»Meine Karte von Afrika liegt hier in Europa« (Bismarck)

Zu Hause, das war das Deutsche Reich, eine ganz neue, von Bismarck 1871 eingefädelte Sache. Die allein war schon fremd genug: Da gab es die Hannoveraner, die noch immer mit kindlicher Liebe an ihren Welfen hingen. Dann die Bayern, die äußerstes Mißtrauen gegen die Preußen hegten, was man

verstehen kann, wenn man bedenkt, wie eigenartig insbesondere die Preußen östlich der Elbe waren: die machten aus Kartoffeln keine Chips, sondern Schnaps. Die Elsässer und Lothringer pflegten eher welsche Sitten und Gebräuche, was den Thüringern nicht einzuleuchten vermochte. Dazwischen ein paar freie Reichsstädte und jede Menge Kleinstaaten: Das Fürstentum Schaumburg-Lippe oder das Herzogtum Braunschweig oder das Großherzogtum Oldenburg ...

Und dieses unvereinbare Konglomerat aus Klein- und Zwergstaaten, pompös Deutsches Reich genannt, war umzingelt, umzingelt, umzingelt: Die Franzosen waren nunmal der Erbfeind, hatten 70/71 im Kopf und Rache wegen Elsaß-Lothringen im Sinn. Übern Bach saß das perfide Albion, der große Neider, Engelland, verhaßtes Vorbild. Als besonders gefährlich indes galt uns der russische Bär, der, kalt wie Sibirien, dank der letzten polnischen Teilung völlig ungehindert aus seinem seidigen Zobel heraus nach Deutschland schielen konnte.

Wir und Kolonien? Wir hatten, eigentlich, genug Probleme. Mein Kronzeuge: unser Bismarck.

1903 wurde auf der Bimbia-Plantage des hamburgischen Kaufmanns Adolph Woermann in Kamerun ein massiver Bismarck-Turm errichtet – als patriotisches Denkmal, für das die Deutsch-Kameruner Spenden gesammelt hatten; zugleich als Leuchtfeuer für europäische Schiffe, das ihnen den Weg zu der deutschen Ersatzheimat an der Kameruner Küste weisen sollte. In Wirklichkeit war diese Aktion nicht von innigem Gedenken an den alten Reichskanzler getragen, sondern von Hohn und Spott für einen Mann, der mir als Gegner deutscher Kolonien mittlerweile nachgerade ans Herz gewachsen ist.

Bismarck war ein Mann, der zu Hause bleiben mußte – weil er seine Untertanen mit Zuckerbrot und Peitsche bei der Stange zu halten hatte, während er zugleich seiner aufreibenden Strategie von List und Hinterlist nachging: dem jungen Deutschen Reich per Versicherung, Rückversicherung und Rückrückversicherung seine gierigen Erzfeinde England, Frankreich und Rußland vom Halse zu halten. Daß sich ausgerechnet hanseatische Kaufleute nach dem Krieg von 1870/71 vom geschlagenen Frankreich nicht gutes, bares und einen Wirtschaftsboom auslösendes Geld auszahlen lassen wollten, sondern irgendein französisches Besitztum jott weh deh – »janz weit draußen«, wie der Berliner sagt – begehrten, traf beim Kanzler auf den ihm eigenen verhaltenen Spott. In realistischer Einschätzung deutscher Größe grantelte er: »Ich will auch gar keine Kolonien. (...) Diese Kolonialgeschichte wäre für uns genauso wie der seidne Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben.« Deutschland aber hatte, wie wir

wissen, ein langes Nachthemd an, Puschen an den Füßen und die Zipfelmütze fest über den Ohren.

Tatsächlich hoffte Frankreich selbst, Deutschland mit dem Angebot eines obskuren Kolonialobjekts namens Cochinchina (heute ein Teil von Vietnam) von seinem näherliegenden Interesse an Elsaß-Lothringen abzulenken. Da aber rief der Eiserne Kanzler in seiner bildhaften Sprache – die geneigte Leserin möge sich dies einmal laut vorlesen, mit gespitztem Mund und gespielter Naivität, o... o... o: »O! O! Cochinchina! Das ist aber ein sehr fetter Brocken für uns; wir sind aber noch nicht reich genug, um uns den Luxus von Kolonien leisten zu können.« Der Mann hatte recht, doch auch dazu später.

Zu Hause bleiben war Bismarcks Devise, und das nicht nur, um im Sachsenwald auszureiten oder Fasanen zu schießen. Zu Hause bleiben hieß auch Sylt oder Kampen, und so hat er noch kurz vor seinem herbeigezwungenen Rücktritt 1890 mit dem großen Neider jenseits des Ärmelkanals das Helgoland-Sansibar-Abkommen geschlossen – Uganda, Witu und die Gewürzinsel Sansibar vor der Küste Ostafrikas (heute Tansania) gegen die karge Nordseeinsel Helgoland hergegeben, »Königreiche«, wie Kolonialenthusiasten damals aufstöhnten, gegen eine »Badewanne«. Nein, der Kanzler stand mit beiden Beinen in der brandenburgischen Sandbüchse oder auf der Lüneburger Heide. Als ihn am 5. September 1888 der Afrikaforscher Eugen Wolf aufsuchte, um ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, dem verschwundenen Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinz eine Suchexpedition hinterherzuschicken – Emin Pascha nannte sich der Mann, in Wirklichkeit ein deutscher Reichsbürger mit dem prosaischen Namen Eduard Schnitzer –, da schritt der alte Fuchs Bismarck hinter seinem mächtigen Schreibtisch auf und ab, hin und her, hielt inne – über den Schreibtisch gebeugt und jedes seiner Worte mit einem flachen Schlag der Hand auf die Tischplatte unterstreichend – und beschied den Emissär mit den vielfach überlieferten Sätzen: »*Ihre* Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von Afrika liegt hier in Europa. Hier liegt Rußland und hier liegt Frankreich und wir sind in der Mitte; das ist *meine* Karte von Afrika.«[2]

Kein Wunder übrigens, daß der engagierte Kolonialkritiker und sozialdemokratische Ersatzkanzler August Bebel sich später zustimmend auf seinen alten Gegner Bismarck bezog. Was nämlich rief er in der Marokkodebatte im Reichstag im November 1911 aus? »Viel wichtiger«, meine Herren, »als die Zustände in Marokko sind für uns die Zustände in den deutschen Ostprovinzen. Diese Ostprovinzen sind unser Marokko!«[3]

Überall ist Poenichen. Uns ist Uganda Geilenkirchen, Tanga ein knappes

Wäschestück, der Kamerun ist ein Frankfurter Stadtteil, und das mit den Ostprovinzen hat ziemlich böse geendet. Aber auch dazu später.

Ein scharfes Reizmittel für die Zivilisation

Wie es dennoch zu der bedauerlichen Tatsache gekommen ist, daß Deutschland Kolonien hatte? Nun, das hat, wie es ja in unsere These paßt, daß wir Deutschen eigentlich immer zu Hause bleiben wollten, durch und durch innenpolitische Gründe: 1. der Engländer, 2. der Kartoffelschnaps, 3. die Sozialdemokratie.

1884 hatte Bismarck nämlich dem Drängen der Kaufleute nachgegeben und »Reichsschutz« für den deutschen Westafrikahandel zugesichert. Das geschah in Gestalt des Kanonenbootes »Möwe«, das mit ihren fünf Kanonen die Chiefs of Cameroon, die Könige der Duala, immerhin insoweit beeindruckte, daß sie Verträge mit den Deutschen abschlossen. Eigentlich wären die Duala-Chiefs schon 1879 gern von Queen Victoria annektiert worden – Annexion galt ihnen als Synonym für die Teilhabe am europäischen Fortschritt –, allein, die zierte sich. Und als nun kurz nach der »Möwe« der britische »Habicht«, das Kriegsschiff Goshawk, an Kameruns Küste festmachte, war die Entscheidung gefallen. Konsul Hewitt auf der Goshawk ist denn auch als der »too late consul« in die Geschichte eingegangen.[4]

Warum der Kolonialverächter Bismarck nun doch die armseligen Faktoreien der Hamburger Firma Woermann im Kamerun mit einer Schutzmacht aufwertete? Nun, der schlaue Fuchs rechnete mit dem baldigen Ableben des greisen und durch Attentate geschwächten Kaisers Wilhelm I. Dann wäre Kronprinz Friedrich Wilhelm drangewesen. Der war nicht nur mit einer Tochter der Queen verheiratet, sondern ein England gegenüber aufgeschlossener Liberaler und mochte Bismarck nicht. Um einem allzu starken englischen Einfluß vorzubeugen, ergriff Bismarck die Gelegenheit, mit kolonialen Eroberungen – eine überdies volkstümliche Politik und für den einen oder anderen Wahlkampf prächtig einsetzbar – den Konflikt mit England zu programmieren. Das, dachte sich der alte Taktiker, würde seinen Nachfolger im Kanzleramt schon zwingen, die Verbindung zu Rußland nicht zugunsten eines Techtelmechtels mit England abreißen zu lassen.[5]

Auch mit diesem Schachzug stand Bismarck, wie immer, in der Mitte, nicht aber an fremden Gestaden. Er machte, wie es seine Art war, Politik sui generis. Wir indes sind auch heute noch imperialismustheoretisch geschult und fragen uns, ob es für seinen Meinungsumschwung nicht doch andere

Motive, harte Fakten und klares Kalkül gegeben haben könnte. Ob nicht doch wirtschaftliche Motive die Grundmelodie abgegeben haben: Kapitalexport? Rohstoffimport? Banken, Schwerindustrielle und Junker? Also beginnender Imperialismus?

Neinnein, so groß ist große Geschichte nie gewesen. Klein und kleinkariert – das ist der Anfang vom Ende deutscher Kolonien. Tatsächlich begannen 1885, und nicht schon früher, auch die ostpreußischen Junker begehrlich nach den Kolonien zu schielen. Wenn Engels 1876 behauptet hat: »Kartoffelsprit ist für Preußen das, was Eisen und Baumwoll-Waren für England sind, der Artikel, der es auf dem Weltmarkt repräsentiert«, dann hatte er recht höchstens im symbolischen Sinn: wer an Preußen denkt, denkt an Kartoffelschnaps. Das war wenig reputierlich, aber repräsentativ schon mal gar nicht. Denn billiger und nicht schlechter war in Europa stets der russische Schnaps gewesen, mit dem handelten Hamburger Kaufleute, nicht mit dem Ostelbiergebräu. Als die Junker ihren Markt in Europa endgültig an die Russen verloren hatten, da plötzlich fiel ihnen der Weltmarkt ein. Der Weltmarkt für Schnaps – das waren die Kolonien, das war z. B. Kamerun, das war das Handelshaus Woermann.

Als Hanseaten begannen, an fremden Gestaden Handel zu treiben, da ging es nicht imperialistisch, sondern frühkapitalistisch zu, und auch das noch nicht mal sehr geschickt. Mitte des 19. Jahrhunderts leisteten sich die Hamburger Kaufleute Hertz und O'swald einen besonders wohldurchdachten Coup: In Westafrika waren Kaurimuscheln Mittel des Warentauschs, die Währung. Sie lagen in Sansibar nur so rum und galten als völlig wertlos. Mit 500 000 Sack Kauris aus Sansibar überschwemmten die Extraprofiteure den westafrikanischen Markt, ruinierten die Währung und inszenierten eine grandiose Inflation, die auch ihr Geschäft schnell beendete.[6]

Der Hanseat Carl Woermann war da weitsichtiger und ließ sich auf derartige Piratenstückchen nicht ein. Er importierte aus Liberia oder Monrovia Palmöl und Elfenbein und etablierte sich schließlich bei den Duala, einem Händlerstamm an der Küste Kameruns. Für Palmöl und später Kautschuk bot er den Duala Waffen, Schießpulver, billige Stoffe, Werkzeug und vor allem Alkohol. Seit 1884 bestanden zwei Drittel der Hamburger Exporte, gut drei Fünftel des deutschen Afrikahandels aus Spirituosen. So ging auch in Kamerun die Deutschwerdung ihren Gang: »Das ganze Leben hier«, klagten die Missionare, »ist gewissermaßen von Branntwein durchtränkt.« Adolph Woermann, Sohn des alten Carl, wies alle Vorhaltungen, er verderbe durch seinen Schnaps den Neger, zurück: »Ich meine, daß es da, wo man Zivilisation schaffen will, hier und da eines scharfen Reizmittels bedarf, und daß scharfe Reizmittel der Zivilisation wenig schaden.« Als schar-

fes Reizmittel galt dem Kaufmann wahrscheinlich auch die im Kamerun bald besonders beliebte Prügelstrafe. Solche Reize verfehlten indes jegliche zivilisatorische Wirkung, es sei denn, ein volltrunkenes Dorf an der Küste Kameruns erleichterte es den Händlern und Seeleuten, in den Schwarzen verwandte Seelen zu erkennen.

Das realpolitisch-dummdreiste freihändlerische Interesse der Hanseaten konnte sich schließlich seit Mitte der achtziger Jahre mit den Überlebensinteressen der ostpreußischen Junker verbinden und dadurch den Ruf, die Schändung unschuldiger Naturvölker zu betreiben, zumindest relativieren: schließlich stand einem der Neger ja doch ferner als die eigene weiße Sippschaft.

Außer Schnaps ist nichts gewesen. Die Kolonien dienten weder dem Kapitalexport noch dem Nationalreichtum. Die Ausbeutung der Bevölkerung und der natürlichen Ressourcen Afrikas richtete zwar Schaden genug an, war aber insgesamt noch nicht einmal lukrativ: der Import aus afrikanischen Kolonien machte nur ein halbes Prozent des gesamten deutschen Imports aus. Beim Export sah es etwas besser aus: immerhin gingen 0,6 Prozent deutscher Ausfuhren in die Kolonien. Davon profitierte zwar nicht das deutsche Reich – zwischen 1884 und 1914 investierte es 646 Millionen Mark in die Kolonien, die Niederschlagung der Erhebungen der Hereros und Name in Deutsch-Südwest kostete noch einmal 585 Millionen und das Abenteuer in China weitere 240 Millionen Mark. Auch für die deutsche Wirtschaft waren die Kolonien nicht interessant. Wohl aber hatten sich einzelne Handelshäuser mit Hilfe staatlicher Subventionen bereichert – Sozialisierung der Kosten, Privatisierung des Nutzens. Das Handelshaus Woermann hat sich an Afrika entwickelt.

Auf die »soziale Frage« schließlich – ein weitverbreitetes Argument der Kolonialpropaganda aus den Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende, als man noch glaubte, die Verarmung zahlloser Menschen sei ein Problem von Übervölkerung, das man durch Auswanderung beheben könne – hatten die Kolonien schon gar keine Antwort bereit. Einmal war Übervölkerung nicht das Problem gewesen, zum anderen ging die Geburtenrate seit der Jahrhundertwende auch in Deutschland zurück. Vor allem aber erwies sich die Vorstellung, die »freudigen Germanen« würden massenhaft die Gelegenheit ergreifen, das deutsche Glück im Winkel gegen ein tapferes Siedlerdasein in der Wildnis einzutauschen, als völlige Illusion. Bis 1914 gingen weniger als 24 000 Deutsche in die afrikanische Fremde. Deutsche Siedler in den Kolonien blieben eine winzige, wenn auch zunehmend radikale Minderheit. Ist ja klar: wir wollten halt lieber zu Hause bleiben.

Größere Plantagenprojekte scheiterten entweder an örtlichen Gegebenhei-

ten oder an einer Fehleinschätzung des Weltmarktes. Ihnen mangelte es zudem an Arbeitskräften: da deutsche Hände nicht zur Verfügung standen und die Eingeborenen bis an den Rand der Auslöschung dezimiert worden waren. Galt der Neger zunächst als faul, entzog er sich später durch eine Tendenz zum Aussterben den Wohltaten der Deutschwerdung. Die »Arbeiterfrage« nannten das ewig klagende deutsche Plantagenbesitzer.
Eine verfehlte, kleinkrämerische Handelspolitik und reihenweise verschenkte Möglichkeiten, mit heimischer Produktionsvielfalt Handelspartner zu schaffen – das war die »Weltgeltung« deutscher Wertarbeit in den Kolonien; ein für beide Seiten nutzloses und kostspieliges Abenteuer.
Die Millionen auswanderungswilliger deutscher Untertanen wandten sich lieber Amerika zu.[7]

»Wir wollen es deutsch und herrlich machen« (Richard Wagner 1848)

Dennoch erfüllte die Kolonialpropaganda ihre Funktion. Zwar galten um die Jahrhundertwende jene Pläne nicht mehr als gar so praktikabel, die Kolonien allen unzufriedenen Menschen als neue Heimat anzudienen, die sich um die Sozialdemokratie scharten, und die gänzlich Unverbesserlichen in unwirtliche Strafkolonien abzuschieben. Wilhelm II. präferierte, was das Problem betraf, die doppelte Nullösung: »Erst die Sozialisten abschießen, köpfen und unschädlich machen, wenn nötig per Blutbad, und dann Krieg nach außen« (Brief an Reichskanzler Bernhard von Bülow am 31. Dezember 1905). Aber Deutschlands Anspruch auf Weltgeltung ließ sich vorzüglich gegen die vaterlandslosen Gesellen ins Feld führen. Eine geschickte Propaganda – die Hottentottenwahlen 1905 – zeigte Wirkung. Bismarck erhielt recht: die Kolonien waren zwar ein großer Schwindel, aber unbezahlbar in Wahlkampfzeiten.
Denn der Besitz von Kolonien war zwar faktisch ein Verlustgeschäft, symbolisch aber von hoher Bedeutung. Die deutschen Nachzügler litten klassenübergreifend unter einem ungeheuren Minderwertigkeitskomplex. Ein zaghaftes »Wir sind auch wer« sollte im Konzert der Nationen zu hören sein. Und das Gemüt der Herrschenden verlangte hin und wieder auch nach kräftigeren Böllerschüssen: nachdem man sich endlich eine Flotte zugelegt hatte, wollte man sie schließlich wenigstens dann und wann mal vorzeigen können. Panthersprung nach Agadir – die Entsendung des deutschen Kanonenbootes »Panther« gegen die Franzosen in Marokko –, Strafexpedition nach China und Besetzung von Kiautschou, das kam schon eher dem Wunsch nach, im Innern zu köpfen und im Ausland zu schießen.

Damit hätten es viele deutsche Untertanen sicher auch gut sein lassen. Wie gesagt: zu Hause ist uns doch am wohlsten. Laßt Stellvertreter an fremde Gestade reisen. Einigen wenigen Abenteurerseelen aber genügte das nicht.

Zum Beispiel dem jungen Carl Peters, der sich im Konservativen Club in Berlin gern in Kanonenhosen, Sporen und mit Hetzpeitsche zeigte: Das Motiv für sein kolonialpolitisches Engagement, schrieb er einmal, möge man darin finden, »daß ich es satt hatte, unter die Parias gerechnet zu werden, und daß ich einem Herrenvolk anzugehören wünschte. Ich legte keinen besonderen Wert darauf, für den Rest meines Lebens als Kompliment zu vernehmen: ›You are exactly like an Englishman!‹«

Dieser Carl Peters war es – unter anderen –, der schließlich einen gehörigen Anteil daran hatte, daß sich die Deutschen von ihrem eher lässigen und zuvörderst in der eigenen Psyche und in der Innenpolitik verwurzelten Verhältnis zu den Kolonien abwandten und ihre Kulturmission erkannten. Dazu – abermals – später.

Carl Peters, ein kluger Junge, hatte mit 24 Jahren in Geschichte promoviert, bevor ihn das Kolonialfieber packte. Seine kolonialpolitische Devise: »Die rücksichtslose und entschlossene Bereicherung des eigenen Volkes auf anderer schwächerer Völker Unkosten.« Schon Bismarck fand Peters' Aktionen in Uganda nachgerade »kriminell« und forderte sogar den Erzfeind, den starken Neider England, dazu auf, diesem Treiben notfalls mit Waffengewalt entgegenzutreten.

Auch die deutsche Öffentlichkeit war noch nicht bereit, dem Herrenmenschen Peters alles zuzubilligen. Als er Ende 1891, als Kaiserlicher Kommissar für das Kilimandscharo-Gebiet, einen Afrikaner und eine Afrikanerin – seine Konkubine nämlich – hinrichten ließ, wurde er aus dem Reichsdienst entlassen. Ganz so weit mochte das deutsche Gewissen die Machtvollkommenheit eines Herrenmenschen noch nicht definiert wissen.

Ähnliches widerfuhr dem stellvertretenden Gouverneur Kameruns, Heinrich Leist, 1894. Er hatte mehrere Frauen aus Dahomey nackt vor den Augen ihrer Männer auf dem Exerzierplatz auspeitschen lassen. Die Empörung in Deutschland schlug hohe Wogen, nach einem zunächst nur milden Schuldspruch wurde Leist in einem zweiten Verfahren seines Postens enthoben und aus dem Staatsdienst entlassen.

Menschlich und gerecht. Schließlich war es Aufgabe des Militärs, die Eingeborenen zu befrieden und nicht aus persönlichen Motiven, sondern rein sachlich begründet auch hie und da zu dezimieren. Dies mußte etwa der Chinese erfahren.

In der Chinapolitik erlebten die Deutschen eine besonders segensreiche

Unterstützung der kirchlichen Missionen. Zwei getötete Missionare boten den Anlaß, im November 1897 die Bucht von Kiautschou zu besetzen. Im Juni 1900 gab die Leiche des deutschen Gesandten Klemens von Ketteler, obzwar kein Missionar, Gelegenheit, ein 90 000 Mann starkes europäisches Expeditionskorps nach China zu entsenden – an seiner Spitze Feldmarschall Alfred Graf von Waldersee. Ein Jesuitenpater brachte dieses Prinzip gegenüber dem neugierigen Reisenden Paul Goldmann auf den Punkt: natürlich sei es gefährlich, daß einer der Fratres tief im Inneren des Landes missioniere. »Aber wenn er eines Tages massakriert wird, dann bekommt man eine schöne Eisenbahn dafür.«[8] Das ist wahre christliche Aufopferung im Dienste der allfälligen Zivilisation der Welt!

Massakriert wurden allerdings vornehmlich die Chinesen. Von einem blutrünstigen Wilhelm II. zum Völkermord animiert – er gab seinen Truppen in der berüchtigten »Hunnenrede« auf den Weg, sie sollten, wie vor 1000 Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel, sich den Chinesen unvergeßlich machen: »Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht« –, metzelten entgeisterte Deutsche in China alles nieder; mit dem Bajonett, um die Patronen zu sparen.

Von solchen Vorkommnissen erfuhr die deutsche Öffentlichkeit durch die im sozialdemokratischen *Vorwärts* abgedruckten »Hunnenbriefe« – ganz und gar erschütternde Lektüre. Rat- und hilflose Soldaten berichteten nach Hause: »... so ein Gemorde und Geschlachte ist geradezu toll, was daher kommen soll, weil die Chinesen außerhalb des Völkerrechts stehen ...« Man muß hinzufügen: und weil sie Zöpfe trugen. Brave, verwirrte deutsche Bauernjungen, fern der Heimat, erwiesen sich als völlig überfordert durch das Erlebnis fremder Sitten und Gebräuche. Zu nachgerade hysterischem Gelächter verführten sie die »lustig im Winde schwingenden« Haarzöpfe der Chinesen – das animiert doch geradezu zum Draufhalten, denn wer eine Frauenfrisur trägt, kann kein respektabler Gegner sein, fällt also irgendwie nicht unter den soldatischen Ehrenkodex.

Zöpfe! Einfach zu komisch. Einmal wurden 68 chinesische Gefangene gezwungen, ihr Grab zu schaufeln, an den Zöpfen aneinander gebunden und erschossen. So geht das zu, im Ausland. Ach, wären wir doch lieber zu Hause geblieben!

Nein, Richard Wagners Hoffnung aus dem Revolutionsjahr 1848: »Wir wollen es besser machen als die Spanier, denen die neue Welt ein pfäffisches Schlächterhaus, anders als die Engländer, denen sie ein Krämerkasten wurde. Wir wollen es deutsch und herrlich machen!« – diese Hoffnung konnte sich so nicht erfüllen. Als die Deutschen das erkannt hatten, entschlossen sie sich zur Kulturmission.

Bei so viel Morden und Schlachten – da denkt man denn doch an den imperialistischen Geist einer sich als Herrenrasse gerierenden Nation. Es ist indes, behaupte ich, verzwickter. Wir wollten eigentlich auch damals schon nur eins: zu Hause bleiben, ein Hüttchen bauen und ein Gärtchen bestellen – nicht die Welt beglücken, die hat uns gar nicht so interessiert. Das mit Hüttchen und Gärtchen ging aber nicht mehr so ohne weiteres; denn *unser* Zivilisationsprozeß war ja erst vor wenigen Jahrzehnten abgeschlossen worden, und der erforderte den Verzicht auf Hüttchen und Gärtchen. Deshalb waren wir auch ganz antikapitalistisch begeistert, als uns die Nazis später mit Hüttchen und Gärtchen lockten, als Hitler vom »Garten des ganzen Deutschland« schwärmte, als er uns dafür den ganzen weiten Osten versprach ... Wie wenig doch Haus und Garten dazu geeignet sind, Verbrechen gegen die Menschheit zu verhindern. Doch dazu später.

Haus und Garten also. Wie sie uns abhanden gekommen sind? Das ging etwa so. Der Deutsche war gemeinhin noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein gewohnt, nach seinem eigenen Maß zu schaffen: bis es zum Leben reichte etwa, solange das Tageslicht anhielt, oder bis die von Jahreszeit oder Handwerksstück geforderte Arbeit getan war. Daß ein abstraktes Zeitmaß bestimmen sollte, wie lange gearbeitet wird, war in seinen Dickschädel nur ungemein langsam hineinzubekommen. So ließen nicht nur die zugewanderten polnischen Bergarbeiter im Ruhrpott einfach die Brocken fallen, wenn ihrem subjektiven Empfinden nach genug getan war, um den Unterhalt der Familie zu sichern. Gab es deshalb Streit, so hatte man noch immer seinen Kartoffelacker vor der Hütte, man mußte nicht gleich verhungern.

Die Unternehmer sahen bald ein, daß der Zivilisationsprozeß des deutschen Arbeiters nur positiv beschlossen werden konnte, wenn man ihm dieses elende Kleben an der Scholle endlich abgewöhnt hatte. Ein Umwidmungsprozeß des Gartenlandes begann, der heute zu den vielen Parkplätzen im Hinterhof geführt hat.

Als Deutschland Kolonien bekam, war diese atemberaubende und im nachhinein schier unglaublich scheinende Umerziehungsaktion im wesentlichen gelaufen. Der Deutsche hatte Disziplin und sein Leben in Stunden einzuteilen gelernt und, wie es nun einmal so geht mit neuen Errungenschaften, brannte darauf, auch anderen diese schmerzhaften Erfahrungen zu vermitteln, die für die Zukunft doch so viele Belohnungen bereitzuhalten schienen.

Viel wichtiger als der Bismarckturm und von höherem symbolischen Wert war die Normaluhr, die große, aufragende, die sicher jede größere Residenz

in deutschen Kolonien bald zierte. Das war das Symbol der neuen Zeit, hier wies sich, was die Stunde geschlagen hatte.

Wie aber den Neger ans Arbeiten kriegen? Adolph Woermann mochte zwar nicht einsehen, daß Schnaps der Arbeitsdisziplin abträglich ist. Zugleich wußte er sehr wohl, daß Afrika »zwei große ungehobene Schätze« barg: die Fruchtbarkeit des Bodens und die Arbeitskraft vieler Millionen Neger. »Wer diese Schätze zu heben versteht«, formulierte er 1883, »der wird nicht nur viel Geld verdienen, sondern auch gleichzeitig eine große Kulturmission erfüllen.« Der kluge Kaufmann wollte mit den Eingeborenen nicht nur handeln und sie dabei so gut wie möglich übers Ohr hauen, er wollte in eigener Regie produzieren: Kaffee und Kakao etwa auf großen Plantagen. Diese »Umformung des Menschen« (der kaiserliche Bezirksrichter Lämmermann 1902) aber ging nicht recht voran – vielleicht, wie der jüngere Bruder Eduard Woermann urteilte, weil »die Kamerunneger die frechsten und unverschämtesten Neger der ganzen Küste« waren. Der Meinung war im übrigen auch der verhaßte Bismarck-Neffe Jesko von Puttkamer, seit 1895 der Gouverneur Kameruns: »Die Dualas sind das faulste, falscheste und niederträchtigste Gesindel, welches die Sonne bescheint, und es wäre sicher am besten gewesen, wenn sie bei der Eroberung des Landes wenn nicht ausgerottet, so doch außer Landes verbracht worden wären.«

Puttkamer gab sich redlich Mühe. Als erstes enteignete er einmal das Stammesland am Kamerunberg und erklärte es zu Kronland. Begründung: die »kulturfeindliche« Wirtschaftsmethode der Eingeborenen. »Man stelle sich vor«, berichtet er angewidert, »wie der Eingeborene in der Urwaldregion wirtschaftet. Von irgendeiner regelrechten Felderbestellung ist keine Rede. (...) Die Weiber werden an irgendeine beliebige Stelle des Waldes geschickt, wo sie auf einer kümmerlichen Lichtung den Boden etwas aufkratzen und gerade so viel Jams, Kassada, Makabo und Planten bauen, wie die Familie zur Ernährung braucht; diese Farmen liegen oft stundenweit von den eigentlichen Wohnsitzen entfernt, da die Leute einen Fleck, der ein paar Jahre lang Frucht getragen hat, einfach wieder verlassen und sich eine neue Stelle aussuchen, wo es ihnen gerade am bequemsten erscheint ...«[9]

Einen so verschwenderischen Umgang mit einer verschwenderisch scheinenden Natur konnte sich natürlich ein »Volk ohne Raum« nicht leisten. Das war einfach abstoßend, was die Neger da trieben – und zugleich so verführerisch und beneidenswert. Doch eins wußte der Deutsche aus eigenem Erleben: eine rein subsistenzorientierte Lebensweise ist der Arbeit feind. Puttkamer machte kurzen Prozeß und verordnete, daß nur das Land Eigentum der Eingeborenen sei, das sie im Moment des Erlasses tatsächlich bebauten. Überdies veranlaßte er, »nicht nur ihre meist weithin verstreuten

Hütten und Gehöfte in ordentlichen Dörfern zusammenzulegen, sondern auch die weit abliegenden Buschfarmen aufzugeben, und dafür Land um das Dorf herum in regelrechte Bewirtschaftung zu nehmen«. Das war natürlich so wenig wie möglich, denn die Neger sollten ja arbeiten, zum Beispiel auf den Woermannschen Kakao-Plantagen. Wenn Einsicht in die Notwendigkeit der Zivilisation nicht vorhanden war, dann mußte man sie eben durch Hunger zur Arbeit zwingen.

Die brachiale Enteignung und Ausbeutung der heimischen Arbeitskräfte aber entsprach kapitalistischer Rationalität immer weniger. In Deutschland stritt man um die Jahrhundertwende öffentlich über die Sterberaten im Kamerun: 20 Prozent? 25, 30 Prozent? Am 5. September schließlich ging in Berlin ein bemerkenswertes Schreiben von King Akwa und 26 seiner Häuptlinge ein: »Den Herrn Gouverneur von Puttkamer, dessen Richter, Bezirksamtmänner, kurz seine ganze Regierungsbesatzung wollen wir nicht mehr hier haben. (...) Denn ihre Regierung führen sie nicht gut.« Puttkamer wurde aus dem Verkehr gezogen.

Leider war dem Herrn Puttkamer nicht vertraut, welche Konsequenzen ein solches Schreiben in Afrika anständigerweise nach sich zu ziehen pflegte. Das aber wußte noch Hegel: »In Dahomey ist die Sitte, daß die Neger, wenn sie nicht mehr zufrieden sind, ihrem Könige Papageieneier zuschikken, was ein Zeichen ihres Überdrusses an seiner Regierung ist. Bisweilen wird ihm auch eine Deputation zugefertigt, welche ihm sagt: die Last der Regierung müsse ihn sehr beschwert haben, er möge ein wenig ausruhen. Der König dankt dann den Untertanen, geht in seine Gemächer und läßt sich von den Weibern erdrosseln.«[10]

Da Brutalos wie von Puttkamer von den Negern nicht viel übriggelassen hatten, begannen klügere Leute, wie der neue Mann für Kolonialpolitik in Berlin seit 1906, Bernhard von Dernburg, oder der Gouverneur Ostafrikas seit 1906, Freiherr von Rechenberg, zu einer »negererhaltend« genannten Politik überzugehen. Nun wollte man sich um die Schaffung eines freien Bauernstandes kümmern und weiße Siedler, Plantagenbesitzer oder Bodenspekulanten, die man einst für die Kolonien erhofft hatte, aus dem »Negerland unter deutscher Flagge« heraushalten.

Allein – die Zeiten deutscher Kolonien waren vorbei, für die »Kulturmission« mit deutscher Tiefe war es zu spät. Noch einmal gab es eine koloniale Allparteienkoalition in der Weimarer Republik: als die Siegermächte nach dem Ersten Weltkrieg dem Deutschen Reich keinerlei Partizipation an den Kolonialreichen mehr gönnen wollten, da es »auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation« versagt habe, wehrten sich selbst die deutschen Sozialdemokraten gegen diese »koloniale Schuldlüge«. Der sozialdemokratische

preußische Kultusminister Haenisch gab denn auch schon am 25. Oktober 1919 einen Erlaß zur »Pflege des kolonialen Gedankens« an den Schulen heraus.
Ja, wir hatten doch alles deutsch und herrlich machen wollen, hatten uns gerade vorgenommen, »den Neger richtig als Menschen und nicht als Vieh zu behandeln« (ein Zeitgenosse 1905), wollten ihn sogar am rechten Christenglauben beteiligen und ließen die kleinen schwarzen Jungens beim Marschieren deutsche Volkslieder singen. »Dem deutschen Gedanken in der Welt« (der Theologe Paul Rohrbach, zeitweilig Ansiedlungskommissar in Südwestafrika) hatte schließlich immer schon mehr Geistigkeit und Tiefe angehaftet. Allein: man ließ uns unsere Kulturmission nicht zu Ende bringen. Vielleicht sind wir deshalb in Tansania oder Togo heute so wohlgelitten.

Kampfwälder in Wehrlandschaft

Im Ernst: wir hatten die Nase von den Kolonien voll, wollten gar keine mehr haben, auch im Zweiten Weltkrieg nicht, höchstens Madagaskar, für die Juden. Wir waren dann aber ganz froh, wie beispielsweise Kurt Woermann (ja, einer aus der Kaufmannsfamilie), Unterstaatssekretär im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP, als sich das durch die Wannseekonferenz als unnötig erwies: »Madagaskar braucht mithin nicht mehr für die Endlösung vorgesehen werden.«[10] Wir hatten Madagaskar zwar noch gar nicht, aber daß es für die Juden nicht reserviert werden mußte, war schon ganz gut so.
Hitler jedenfalls benutzte die Kolonialfrage zunächst, um von England freie Hand in Europa zu bekommen, und setzte koloniale Forderungen nach 1935 ebenfalls dazu ein, um seine kontinentalen Ansprüche zu untermauern – »kolonial drohen, um kontinentale Ziele zu erreichen«. Sollte man aber nach dem Endsieg Kolonien haben müssen, dann hätte es schon ein »Mittelafrika« sein sollen, als Pendant zu Mitteleuropa. Die Planungsunterlagen für die gesamte Kolonialverwaltung lagen bereits in der Schublade.
Zwei Dinge jedenfalls wollten die Nazis nicht: kein Siedlerprogramm, das müsse ein »weißes Proletariat« erzeugen, und keine Proletarisierung der Neger. Die sollten »arteigen« erhalten bleiben, als Kleinbauern, und in der Schule lernen, was sich für sie schickt: auf keinen Fall europäisches Kulturgut.
Wir wollten nicht mehr in die wilde südliche Fremde. Wir wollten nach Osten, da, glaubten wir, hätten wir noch einen Koffer stehen: wandeln auf

den Spuren des Deutschen Ritterordens und des alten großen Friedrich. Gralsburgen wollten wir, keinen Kral, arteigene deutsche Siedlungen, keine Sisalplantagen. Wir wollten reizvolle Dorf- und Kleinstadtgebilde herstellen, die häßlichen slawischen Lehmkaten abreißen, den deutschen Wald aufforsten und die heilige deutsche Erde bestellen. Aber eins nach dem anderen.

Was die Protagonisten eines »Ritts gen Osten« schon seit dem Ersten Weltkrieg dem deutschen Volk als einzig rettendes Mittel gegen die »Versumpfung« anempfahlen, war ein vorweggenommener Morgenthau-Plan.[11] Die Nazi-Pläne zur »Umgestaltung« des Ostens appellierten hemmungslos an den deutschen Hang zu Häuschen und Gärtchen – als lebenswerte Alternative zur Proletarisierung in den Städten.

Ein glühender Naturliebhaber und Förderer einer »Eindeutschung« des Ostens war der Diplomlandwirt Heinrich Himmler. Von Kultübungen des Reichsführers SS während einer Fahrt von Lodz nach Warschau berichtet Hanns Johst: »Immer wieder hielt der Reichsführer SS den Wagen an, kletterte über den schlierigen Graben, trat in den Acker, der von Granaten aufgerissen war, nahm zwischen die Fingerspitzen eine Prise Erde, roch mit geschrägtem Kopfe bedächtig daran, zerbröckelte die Ackerkrume zwischen den Fingern und sah dann über die weite, weite Fläche, voll, übervoll von dieser guten nahrhaften Erde.«[12]

Für Himmler war die Debatte über die zukünftige Gestaltung der Ostgebiete eine »Art Erholung« von seinen anderen drängenden Aufgaben. In einem 1942 vom Planungsamt seines Reichskommissariats für die Festigung deutschen Volkstums erarbeiteten »Generalplan Ost« erhält die »Eindeutschung« der Landschaft Konturen. Das von Deutschland im September 1939 eroberte Gebiet zerfiel in die »eingegliederten Ostgebiete« und in das polnische Generalgouvernement. Letzteres sollte die aus den eingegliederten Ostgebieten vertriebenen Juden und Polen aufnehmen und als riesiges Arbeitslager dienen. Das andere Areal – ein Gebiet von 90 000 Quadratkilometern mit 10 Millionen Einwohnern – sollte der arteigenen deutschen Landschaftsgestaltung teilhaftig werden.

Vorausgesetzt wurde selbstverständlich, daß die gesamte jüdische Bevölkerung von 560 000 Personen bereits evakuiert sei. Darüber hinaus hielten die Planer es für erforderlich, 3,4 Millionen Polen Zug um Zug abzuschieben und durch Deutsche zu ersetzen. Der Rest glich in den Köpfen der Landschaftsgestalter einer tabula rasa: Menschen spielten keine Rolle, und bewahrenswerte Bausubstanz geriet nicht in den Blick. Die Umgestaltung sollte mindestens total sein.

So schwärmerisch wie handfest machte man sich ans Werk. Um das Dorf

Milowka im Regierungsbezirk Kattowitz sollte eine prototypische »Gebirgslandschaft« entstehen. Zum Zwecke dieser »Versuchsplanung« wurden 17 413 Polen ins Generalgouvernement deportiert. Ein Kassubengehöft im Kreis Bütow wurde kurzerhand zur Bewaldung vorgeschlagen.
Überhaupt kam dem deutschen Lebensborn Wald eine hervorragende Stellung in den Entwürfen der Landespfleger zu. Er sollte sich am Ende der Umgestaltung still und schweigend und um 1 Million Hektar vermehrt erheben. Der Berufsstand der Gartenarchitekten hatte seine Lebensaufgabe gefunden: er durfte, so der Abteilungsleiter für Landschaftsgestaltung und -pflege in Himmlers Kommissariat, Erhard Mäding, ein »Gesamtraumkunstwerk« in die Landschaft graben.
Auch des »Wehrhaften« des deutschen Charakters wurde dabei gedacht. Himmler hatte schon früh von »Wehrbauernhöfen« für verdiente SS-Soldaten geträumt. Sein Sonderbeauftragter für Landschaftsgestaltung, Heinrich Wiepking-Jürgensmann, entwickelte gar eine ganze »Wehrlandschaft«: »Kampfwälder« beschützten die Kuppen, Höhenrücken, Grate und Küsten, die exponierten Punkte also. Schutzpflanzungen dienten dem Sichtschutz gegen Flugzeuge und Artillerie. Neben Flüssen und Straßen sollten sich die Soldaten auf gedeckten »Aufmarschflächen« unter wogenden Wipfeln deutscher Eichen, im Schutze der Mutter Natur vorwärts bewegen können. Pech für den schönen Plan, daß die Deutsche Wehrmacht bald Wälder und Gehölze abhacken mußte, um den Schutz der deutschen Eiche nicht Partisanen zuteil werden lassen zu müssen.
Besonders verdient machten sich Hitlers Planer indes um die »seelische Umwelt« des Deutschen in der Landschaft. Eines kann der Deutsche – wir sahen es bereits an seinem Verhältnis zu seinen wilden Kolonien – ganz und gar nicht leiden: unordentlichen Umgang mit der Natur. Puttkamers angewiderte Schilderung der wilden Nutzung des Urwalds durch die Eingeborenen erfährt im Dritten Reich ihre begriffliche Zusammenfassung: in der viermillionenfach verbreiteten Broschüre der Reichsführung SS von 1942, *Der Untermensch*. Dieser, sei er Neger oder Slawe, ist der große Kulturschänder der Umwelt; wo er wirkt, bleiben »Zonen des undurchdringlichen Dickichts, der Steppe, der endlosen Urwälder« zurück, »verwahrlost, wüst vernachlässigt«. Ganz anders wir, d.h. der Mensch, also der Deutsche. Nichts weist uns besser als Kulturvolk aus denn »Deutschlands planvolle Harmonie der Felder, wohlüberlegte Sammlung der Dörfer«.
Erhard Mäding assistierte 1943: »Ein bäuerliches Volk neigt zur Pflege des Landes. Je höher seine Kultur, desto stärker ist seine Bemühung um den Boden, desto inniger seine Hinneigung zur Vollkommenheit des standörtlichen natürlichen Lebens, desto bewußter sein Bestreben, das Land dem

Garten anzunähern. Raubnutzung, bloße Ausbeutung und nomadisches Schweifen erscheint ihm barbarisch.«[13] Kurz: »ein deutsches Dorf kann immer nur ein grünes Dorf sein.« Wiepking empfahl zur Schaffung vollwertiger Volksgenossen »helle frohe Siedlungen mit Kleingärten«.
Hüttchen und Gärtchen – hier sind sie wieder, die deutschen Träume. Und damit sie nicht ausarteten, notierten die Planer gleich noch, was ein echter deutscher Garten sei: ein Bauerngarten voller Pfingstrosen und Flieder, aber ohne fremdländische Gewächse und ohne – Gartenzwerge.
Bürger, schützt eure Anlagen! Ordnung herrsche, Sammlung und die Rückbesinnung auf das, was uns im Kern ausmacht: kein nomadisches Schweifen, sondern Zuhausebleiben (wo auch immer).
Die aufragende deutsche Eiche über all dem »Dreck«, wie hessische Bauern noch heute »Unkraut« nennen – das ist der Traum des Spießers, der sich mit schlafwandlerischer Sturheit durch die Wildnis fremder Welten bewegt, voller Angst, er könne sich von ihr berühren lassen, ja sich mit ihr »vermischen«. Was ist uns der fremde Reichtum der Welt, die wüste Üppigkeit der Urwälder, die Vielfalt anderer Kulturen? Wir beschränken uns auf das, was unsere arteigene, vergleichsweise karge Umgebung zu bieten hat: Eichen und Linden, also Pflanzenarmut angesichts der so viel größeren Artenvielfalt der Welt. Was ist uns Robinie oder Sitkafichte, wenn wir die deutsche Eiche haben? Was brauchen wir Gewürze aus Sansibar, wenn wir Kartoffelschnaps brauen können? Was sind uns exotische Gerichte, wenn wir unsere Schwarzwälder Kirschtorte verzehren?
Eine letzte Anekdote am Rande: Fährt der Jäger aus der Pfalz mal in fremde Reviere, dann gern nach Namibia, die deutschen Farmer dort halten die Reichskriegsfahne hoch und haben es auch sonst gemütlich. Und streckt er dort ein wildes Tier waidgerecht nieder, um es hernach jagdlich korrekt aus der Decke zu schlagen, dann trägt er einen deutschen Bruch am Hutband: der darf, so will es der Jäger Sitte, nur von ächter Tanne oder Eiche aus Deutschland sein. Der afrikanische Wald dankt es: wir importieren auch noch das Laub, mit dem der Jäger sich bekränzt.

Endlich klein

Es ist, Gottseidank, aus dem Gesamtraumkunstwerk im Osten nichts geworden. Wir haben da wie dort verbrannte Erde hinterlassen, was auch sonst.
Heute denken wir daran nicht mehr gern. Die Nachkommen der Kartoffelschnapsbarone sitzen heuer in der DDR, und das ist auch gut so. Und

goodbye Danzig! Es kann in Wirklichkeit gar nicht so schön sein wie in der *Blechtrommel* von Günther Grass.
Warum der nach Kalkutta wollte? Wir treten die Reise nach Indien lieber im Kino an, wo uns die Filme über Außerirdische oder über das Mittelalter sowieso die liebsten sind – weil man da unter Garantie nicht hinfahren kann. Fahren wir, wie gesagt, doch einmal an unseren Platz an der Sonne, dann halten wir uns von allem Fremden fern und bezahlen mit harter Deutschmark. Das macht in den Handelsbilanzen der ärmeren Länder ganz schön was her, man möge uns nicht nachsagen, wir zahlten nicht ab an unserer Schuld.
Überall ist deutscher Winkel. Früher, da haben wir in ihm kleindeutsch gehockt und groß aus ihm heraus geträumt. Wie grandios hat sich doch Karl May die Welt erfunden: mit edlen Wilden, mit stolzen Indianerfürsten, die wir immer für wertvoller gehalten haben als den Neger, wahrscheinlich, weil wir ihre Ausrottung dem Amerikaner in die Schuhe schieben konnten. Wie hat noch Hedwig Courths-Mahler ihre armen, aber mit deutscher Tiefe wohlausgestatteten Aschenputtel über die Meere geschickt, dem Traumprinzen entgegen. Wir aber träumen nicht mehr, wir haben zuviel geträumt und Träume auch noch verwirklichen wollen. Da kommt, das wissen wir heute, nichts Gutes heraus.
Deshalb bleiben wir auch in der Literatur fest zu Hause, in Bochum oder in der eigenen Befindlichkeit. Der gesellschaftskritische Arbeiterroman und die autobiografische Nabelschau haben zwar an Ansehen verloren, aber selbst manch postmoderner Monolog kann seine Herkunft nicht verleugnen: das Hier und Heute. Wie deutsch es ist.
Und wie bescheiden, eigentlich – da mag die Bundesrepublik auf dem Weltmarkt noch so glänzend dastehen. Das ist uns im Grunde unseres Herzens nämlich eher suspekt. Denn wir wollen uns ja weder mischen noch einmischen, wir beklagen sogar wortreich, wie der Dichter, den das Goethe-Institut durch Lateinamerika schickt, daß andere Kulturen in ihrer Eigenart (»arteigen« ...) überfremdet werden durch imperialistische CocaCola-Reklame. Wir wollen nichts von ihnen, höchstens noch den Solidaritäts-Kaffee aus Nicaragua. Und wir wollen auch nicht, daß sie unbesehen alles von uns annehmen: die Danaer-Pferde unserer zum Untergang geweihten abendländischen Zivilisation, zum Beispiel. Es gruselt uns daher, wenn der stolze Massai in Tansania durch den Urwald radelt, einen Ghetto-Blaster aus der Bundesrepublik auf der Schulter, ein kokettes Lächeln für die westliche Damenwelt auf den Lippen. Der arme, verdorbene Kerl! Wir machen uns, ernsthaft, Sorgen um die moralische und kulturelle Integrität fremder Rassen.

Da wir uns nicht vermischen wollen, sollen es andere auch nicht. Hinter einer neuen (und nicht nur neuen) Behutsamkeit steckt immer noch deutsche Tiefe, deutsches Wesen. Handel, Wandel, Austausch, fröhlicher Schacher waren uns stets zutiefst verdächtig: das war ja der Jude, der das trieb – oder, siehe oben, der freche Kamerunneger. Wir hingegen haben das soziale Spiel des Handelns und Feilschens nie verstanden: das stundenlange respektvolle Ritual etwa, das der marokkanische Silberschmied veranstaltet, wenn er bei Pfefferminztee ein ernsthaftes Gespräch über die Preiswürdigkeit seiner Waren beginnt. Hinterher sind beide um ein soziales Erlebnis, um eine wirkliche Begegnung reicher. Das rechnen wir nie mit. Viel stärker beschäftigt uns, ob wir übers Ohr gehauen wurden oder ob es uns gelungen ist, ein kostbares Stück zu einem sagenhaft billigen Preis zu erstehen. Im ersteren Fall erwies sich unser Gegenüber als frecher Kamerunneger. Im zweiten handelt es sich um einen dummen Eingeborenen.

Handel und Wandel? Wir träumten von unberührter Autarkie, nicht vom Weltmarkt. Auch die fortschrittliche ökologische Kargheit hat so etwas an sich, so etwas Unberührbares. Auch hier soll alles sauber und ordentlich sein, ohne den Schmutz des Weltmarkts. Wir treiben ökologischen Ackerbau, lassen die Welt mit ihren Versuchungen und Verlockungen schön draußen und warnen vor ausschweifendem Nomadentum, vorm Raubbau an der Natur, vor diesem unordentlichen Erschlagen kleiner Robbenbabys durch unaufgeklärte Eskimos. Da ist Deutschland schon wieder als einziger großer Garten geträumt.

Da träumt mir heute anderes. Ich bin süchtig nach den Versuchungen und Verlockungen des Weltmarkts, die deutsche Stahlindustrie interessiert mich wenig, wenn die Dritte Welt den Stahl doch billiger anbietet; es ließe sich mit den freiwerdenden Kapazitäten sicher etwas anstellen, was anderen Ländern attraktiv erscheint – vielleicht sogar etwas Besseres als die Atomkraftwerke, die wir ihnen als letzten Schrei anbieten, damit sie ihre Regenwälder nicht mehr abholzen müssen.

Her mit dem Kardamom aus den Usambara-Bergen, damit das Rotkraut hierzulande endlich mal anders schmeckt! Wir schicken im Gegenzug jedem Massai einen Walkman, damit ihn das schwere Kofferradio nicht am Fahrradfahren hindert und die afrikanischen Papageien nicht die falsche Musik nachzuahmen lernen.

Es wird Zeit, daß wir statt deutschem Wesen Krämerseelen entwickeln. Wer weiß: wenn wir nicht so viel geträumt hätten, von deutscher Größe und dem deutschen Reich, wenn wir damals bei einem lockeren Verbund der ganzen deutschen Kleinstaaten gelandet wären, bei einer fröhlichen

Stammeskultur, verbunden durch Handel und Wandel: Gewürze aus Sansibar, Früchte aus Kenia, Liebesszenen aus Casablanca ...
Dann gehörten wir heute vielleicht zu Frankreich. Aber eins muß man zugeben: sie kochen besser als wir.

Anmerkungen

1 Nach einer Schilderung von Renate Hücking und Ekkehard Launer, *Aus Menschen Neger machen. Wie sich das Handelshaus Woermann an Afrika entwickelt hat*, Hamburg 1986, S. 12.
2 Zitate aus: Horst Gründer, *Geschichte der deutschen Kolonien*, Paderborn 1985, S. 22, 51, 59.
3 August Bebel, *Schriften 1862-1913*, Hg. Cora Stephan, Frankfurt 1981, Band 2, S. 257.
4 Eine mit den nötigen Details versehene Schilderung findet sich bei Renate Hücking und Ekkehard Launer, a. a. O., S. 50 ff.
5 Eine erstmals von Erich Eyck 1941/44 vertretene These, wiedergegeben nach Horst Gründer, a. a. O., S. 53 ff.
6 Renate Hücking und Ekkehard Launer, a. a. O., S. 20.
7 Zahlen nach Horst Gründer, a. a. O., S. 235 ff.
8 Nach einem Bericht von August Bebel, a. a. O., S. 49.
9 Zitiert nach Hücking und Launer, a. a. O., S. 119.
10 Zitiert nach Hücking und Launer, a. a. O., S. 187.
11 In beängstigender Detailfülle beschrieben von Gert Gröning und Joachim Wolschke-Bulmahn, *Die Liebe zur Landschaft*, Teil III: »Der Drang nach Osten. Zur Entwicklung der Landespflege im Nationalsozialismus und während des Zweiten Weltkriegs in den ›eingegliederten Ostgebieten‹«, München 1987.
12 Zit. nach Gröning und Wolschke-Bulmahn, a. a. O., S. 29.
13 Zit. nach Gröning und Wolschke-Bulmahn, a. a. O., S. 134.

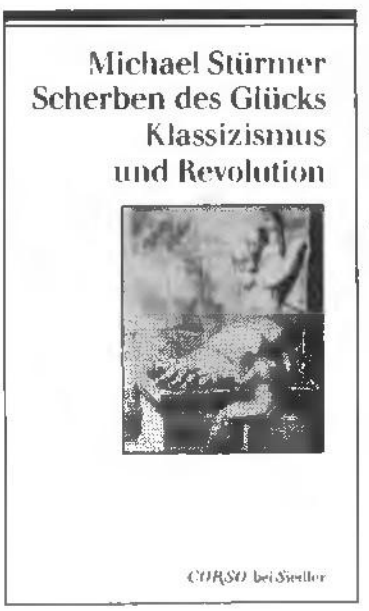
Marion Gräfin Dönhoff

Ein kritischer, aber versöhnlicher Bericht von Preußen, dem Land und seinen Menschen.

Peter Bender

Berlins wichtigste noch ungelöste Aufgabe ist es, dem Widersinn des Inseldaseins nochmals einen Sinn zu geben.

Michael Stürmer



Klassizismus und Revolution – das war beide Male die Suche nach dem Glück als einem irdischen Ersatz für das jenseitige Paradies.

Jeder Band ca. 120 Seiten, mit Abb., Leinen, DM 20,-

Siedler

HANSER

Kritik am Antihumanismus der französischen Meisterdenker

Gegen den französischen Post- und Neo-Strukturalismus, gegen seine Rede von der Auflösung des Subjekts, von der Beliebigkeit der Wahrheit, von der Lächerlichkeit der Vernunft haben in Deutschland schon Jürgen Habermas und andere ihre Stimme erhoben. Nun haben zum ersten Mal zwei Franzosen, selbst Professoren für politische Philosophie, das Wort ergriffen und eine sachkundige Polemik gegen die Meisterdenker dieses Antihumanismus, Michel Foucault, Jacques Lacan, Louis Althusser, Jacques Derrida, Pierre Bourdieu, verfaßt. Ein Buch, das die Grundgedanken des Poststrukturalismus darlegt und kritisch überprüft; eine Streitschrift, die in Frankreich zu vehementen Kontroversen geführt hat und in Deutschland den gebannten Blick nach Paris aus der Starre lösen könnte.

Luc Ferry/Alain Renaut **Antihumanistisches Denken**
Gegen die französische Meisterphilosophen
264 Seiten · Broschur · DM 36,–

Karl Markus Michel
Rückkehr zur Fassade

> »Einmal gab es einen Wettstreit zwischen den Malern Zeuxis und Parrhasios ... Man errichtete eigens dafür mitten auf der Agora eine Holztribüne, damit das ganze Volk von Athen die Gemälde beurteilen konnte. Dem Reglement gemäß mußten beide Werke bis zum letzten Moment von roten Tüchern bedeckt sein und dann eines nach dem anderen dem Publikum gezeigt werden. Der Sieger sollte durch den heftigeren Applaus bestimmt werden. Das Los zog Zeuxis, das Tuch als erster wegzuziehen. Sein Gemälde stellte eine Weintraube dar. Ja, und ob ihr's glaubt oder nicht, er hatte die Traube so naturgetreu gemalt, daß sich ein paar umherfliegende Vögel auf dem Bild niederließen und versuchten, sie anzupicken ... Da sagte Zeuxis, der sich schon als Sieger fühlte, zu seinem Gegner: ›Es tut mir leid für dich, Parrhasios, aber ich denke, diesmal hast du wohl verloren; doch ziehe auch du das Tuch weg und laß uns dein Werk sehen.‹ – ›Das ist unmöglich‹, erwiderte Parrhasios, ›mein Tuch ist gemalt!‹« (Luciano De Crescenzo, *oi dialogoi*)

Als wir die Wende so halbwegs geschafft hatten, brauchten wir ein neues Gesicht. Das war nicht leicht zu finden. Immer wieder saßen wir, die deutsche Halb-Nation, vor dem Spiegel und probierten herum, mit Pinseln und Stiften, mit Schwarz, Rot und Gold. Umsonst. Nichts stand uns. Jetzt rächte es sich, daß wir uns so lange nicht um unser Aussehen gekümmert hatten. Wir wollten ja nichts hermachen von uns, nicht wieder unangenehm auffallen. Nur brav sein wollten wir, sauber und tüchtig. Warum genügte das jetzt nicht mehr? Dafür gibt es Gründe, sie reichen weit zurück.
Kaum hatten wir nach dem Krieg die Trümmer ein wenig beiseite geräumt und den gröbsten Hunger gestillt, da zog es uns zur Seife hin. Die fünfziger Jahre standen im Zeichen von Reinigungs- und Pflegemitteln aller Art. Wir rückten damit dem Schmutz zuleibe, der an uns hing: Die westdeutsche Entnazifizierung fand bei der Toilette statt. Wir wuschen unsere Schuld ab, heimlich, doch ostentativ. Und vor den Augen der Nachbarn. Statt der Hakenkreuzfahne hing jetzt die saubere Wäsche im Fenster, damit jeder sie sah. Das waren unsere neuen Fassaden. Die Meinungs- und Marktforscher, die uns auf allen unseren tapsigen Schritten in die Demokratie begleiteten, interessierten sich bis in die sechziger Jahre hinein vornehmlich für zwei Dinge: wie weit wir uns von autoritären Überzeugungen gelöst hatten, und wie oft wir die Unterwäsche wechselten. Jede Verbesserung der anfänglich noch schlechten Noten in beiden Disziplinen – oder war es nur eine? –

wurde in der Presse fröhlich verkündet, wie Sondermeldungen von der politischen Konsumfront. So lernten wir brav um und verloren den üblen Geruch. Das Klassenziel war die amerikanische Unschuld und Modernität.

Was die *Unschuld* betrifft, so mag man an der Tiefenwirkung unserer Waschungen zweifeln; den meisten ging es ja nur um einen Persilschein. Aber die *Modernität* haben wir uns tüchtig eingeseift, und zwar gleich in zwei Versionen, die sich feindlich gegenüberstanden: als konformistische und als nonkonformistische Modernität. Die der letzteren Version anhingen, verstanden sich als Avantgarde. Das waren vor allem wir Jüngeren. Wir setzten auf alles, was vom Nationalsozialismus verfemt und verfolgt worden war, politisch und ästhetisch. Wir fühlten (oder träumten) uns als international, und indem wir beflissen das lernten, was wir die »Weltsprache« der modernen Kunst, Literatur, Musik nannten, stahlen wir uns aus dem deutschen Elend davon. Zugleich aus der deutschen Schuld. Daß die große Mehrheit unserer Landsleute uns nicht folgen mochte, erklärten wir mit ihrer fortdauernden Verstrickung ins Nazi-Netz, an dem der CDU-Staat weiterknüpfte. Die bundesrepublikanische Wirklichkeit erschien uns als eine finstere Verschwörung von konservativen, klerikalen und kapitalistischen Kräften, die mit bigotter Moral und antikommunistischer Ideologie das braune Erbe weniger bannten als in ihren Dienst stellten. Die braunen Herren auch.

Das war nicht ganz falsch gesehen, aber es war nur ein Teil der Wahrheit. Denn gleichzeitig entwickelte sich in der Republik ein wohlständiger Modernismus, der auf breiter mittelständischer Basis ruhte. Zum erstenmal in der deutschen Geschichte zahlte es sich aus, »demokratisch« zu sein – im Sinne der erwähnten Waschungen des Körpers und der Kultur. Dabei ging es nicht nur um »saubere Leinwand«, im Kino wie im Bett, sondern auch um saubere Gesinnung, nur daß der Dreck, den man verfolgte, jetzt rot war statt braun. Es entstand eine echte Volksbewegung, gegen uns, die Pinscher und Ratten gerichtet. Und wer auf braune oder schwarze Flecken deutete, war natürlich ein Nestbeschmutzer. »Geh doch nach drüben!« wurde er prompt beschieden. »Drüben«, das war die Sowjetzone und der ganze Ostblock, also das »Reich des Bösen«, wie man von Adenauer wußte. Dorthin war gleichsam auch die Schmutzbrühe von den westdeutschen Waschungen geflossen. Aber der Dreck floß zurück: von drüben kamen Agenten in Scharen, wir wurden unterwandert, und selbst im eigenen Nest wuchs mancherlei Ungeziefer heran, das es zu vertilgen oder zu vertreiben galt. Richtig schrill wurde der Ruf »Geh doch nach drüben!«, als dann Ende der sechziger Jahre ein paar tausend Studenten durch die Straßen liefen. Wo ihre

wahre Heimat war, bezeugte schon ihr Auftreten: ungewaschen und ungezogen waren sie.
Die Spaltung der frühen Zeit wirkt nach bis heute, als Konkurrenz um Modernität. Damals wurde sie allerdings gemildert durch eine Art Symbol, in dem wir uns wiederfanden, zwar nicht schon als Nation, aber als ein Wir. Denn was war die politische Identität dieses geschichts- und gesichtslosen Staates, der sich als Provisorium verstand, dieses bleichgeschruppten Volkes, das in Scham und Trotz und Vergessen nur noch eines wollte: überleben, möglichst ungeschoren, vielleicht sogar anständig? Diese Frage wurde damals nicht gestellt. Und wenn sie gestellt worden wäre, hätte sie keine Antwort gefunden. Noch heute, wo die Frage der westdeutschen Identität unermüdlich erörtert wird, fallen die Antworten verwirrend aus. Aber im Rückblick scheint es, als hätte es in der deutschen Geschichte kaum je eine Phase gegeben, die so dumpf »identisch« war wie die ersten fünfzehn Jahre der Bundesrepublik.
Der Schlüssel dazu ist banal: die Rundung. Überall Kurven, Bauchiges, Schwingendes. So als sollte die böse Zackigkeit von Hakenkreuz, Hitlergruß und SS-Rune durch die Gnade von Käfer, Muschel, Niere vergeben und vergessen werden. In diesen Formen fühlten wir uns versöhnt. Der VW-Käfer hatte dabei eine Schrittmacherfunktion. Nicht allein, daß er – im Verein mit den sanften Kurven der Autobahnen, den Kleeblättern ihrer Kreuzungen, den Pilzen ihrer Service-Pavillons – einen Rest geschichtlicher Kontinuität symbolisierte, zu dem man sich bekennen konnte. Dieses Bekenntnis war zugleich ein Wechsel auf eine bessere Zukunft. Man wollte *fahren*. Aber nicht mehr für Deutschland, sondern ein jeder für sich. Man wollte die *persönliche* Zukunft statt der völkischen. Das *eigene* Reich. Die *private* Bewegung. So machte bald jeder seinen Führer-Schein, bereit, sich zu opfern auf den Straßen der Ehre (die Zahl dieser Opfer summiert sich bis heute auf eine halbe Million). Denn was anfangs nur ein Traum gewesen, kroch nun bald vieltausendfach, in Blech und Plastik materialisiert, über die Straßen, rollte über die Grenzen, überwand den Ozean, »denn heute gehört uns Deutschland und morgen ...« – nicht die ganze Welt, versteht sich, nur die westliche; die andere hatten wir im Rücken, gleich hinter Wolfsburg, der Käferstadt.
Zum Käfer, unserem nationalen Ersatzsymbol, gesellte sich viel anderes heraldisches Gefährt, von Goggomobil bis Mercedes, das gleichermaßen bauchig oder kurvig war und unserem Waschzwang unterworfen – so wie fast alles auch daheim in den vier Wänden, dem neuen Kleinfamilienbunker, der raumsparend und heimelig den Babyboom betrieb. Der Schwung von Möbeln, Lampen und Blumenständern, die Kurven an Hausbar und Kul-

turtruhe, die Blasen auf Tapeten-, Vorhang und Teppichmustern – wir lebten wie in Gedärm. Und wer vorwitzig über den Nierentisch lästerte, erbaute sich dafür an dem Prunkstück der modernen Architektur, das ebenfalls aus dem Geist der Niere gezeugt war: Scharouns Neuer Philharmonie in Berlin. Man war sich einig im swingenden Industrie-Biedermeier, das in Ulm seinen letzten Schliff erhielt, bis zu den Gummiknüppeln der Polizei.

Das alles war natürlich keine spezifisch deutsche Ausgeburt (obwohl die Wiege dieses Stils in Weimar gestanden hatte). Es kam von außen, zusammen mit der CocaCola-Flasche und dem Atompilz von Bikini, der bald Pate stand für Myriaden von Plastikpilzchen in unseren Vorgärten, auf unseren kalten Buffets. Denn der privatisierte Funktionalismus traf in Westdeutschland auf keine Widerstände, an denen er sich hätte profilieren können, bedurfte nicht der Überredungs- und Verführungskunst, um siegreich zu sein. Er wuchs uns zu, umschlang uns, vollendete unser postfaschistisches Styling. So mogelten wir uns ins deutsche Wunder und standen bald glänzend da.

Nein, es war keine Fassade. Es war Anpassung. Statt der frechen Lüge das schlaue Buckeln. Das zeigt, stellvertretend für die ganze öffentliche Sphäre, die Architektur jener Zeit. Sie haßte die Fassade, sofern sie Rhetorik ist, nach außen gekehrte Demonstration. Gefragt war die Einkehr, ganz wörtlich gemeint: es herrschte Wohnungsnot. Doch das erklärt nicht alles. Vielleicht hat der obszöne Anblick von Fassaden, hinter denen nichts war als Schutt, und von aufgeschlitzten Häusern, die ihre Eingeweide zur Schau stellten, mehr als alle architektonischen Konzepte das Bauen nach dem Krieg beeinflußt, sei es auch unbewußt. Man wollte die einmal verletzte Spannung von privatem und öffentlichem Raum gar nicht erst wiederherstellen. Vor allem die urbanen Straßen und Plätze fielen der Stadtplanung zum Opfer. Was die Sprengbomben begonnen hatten, vollendete die Abrißbirne; sie öffnete die alten Stadtviertel dem Luftzug, den die neuen Architekten ihnen schon längst verordnet hatten. Es sollte nur noch Verkehrswege geben, und dann die Einkehr ins Heim. So wurde oft auch das noch niedergelegt, was stehengeblieben war, wurden zumindest die Fassaden ihres ornamentalen Schmuckes beraubt wie die Innenräume ihrer Stukkatur. Jedes Ornament schien behaftet zu sein mit einer Vergangenheit, die man dadurch zu bewältigen glaubte, daß man es übertünchte oder abschlug. Ob nun im Banne einer Utopie oder einfach im Zuge der Zeit: man wollte da raus. Aber wohin? Luft, Licht und Sonne, diese drei uneingelösten Versprechen aller Reformbewegungen des 20. Jahrhunderts, von links bis rechts, wurden in der Trümmerwelt der Nachkriegszeit mehr denn je des Städters

Traum. Hauptsache ein Auto und ein Balkon. So bekamen wir Landschaften aus Beton und Bitumen verpaßt, mit standardisierten Wohnwaben, neben- und übereinandergestapelt zu Häusern, die nackt und isoliert dastanden, keine öffentlichen Räume bildeten, nur Zwischenräume für Autos und ein paar mickrige Bäume, die ultima ratio der modernen Architektur. Das Neue Bauen verwirklichte sich uns als Neue Heimat, hygienisch und zugig, fassadenlos. Aber innen war's gemütlich.
Repräsentativbauten wurden in den fünfziger Jahren nicht errichtet, wenn man absieht von Kinos und Kirchen, die ebenfalls zur Einkehr einluden. In den sechziger Jahren kamen die Scheiben und Dampfer der Banken, Versicherungen, Zentralverwaltungen hinzu. Erst in den siebziger Jahren baute die öffentliche Hand ostentativ: Krankenhäuser, Gefängnisse, Hochschulen, die alle einander ähnlich sehen. Es sind Dienstleistungsunternehmungen, in deren Betrieb sich »der Staat« erfüllt. Er braucht nicht mehr, wie im 19. Jahrhundert und im Faschismus, zu repräsentieren. Er ist ubiquitär geworden. Für seine Inszenierungen genügt ihm die Bonner Provinzbühne. Den Staatsbürgern genügt sie auch.

»Kann der Staat schön sein?« Fast versonnen wiederholt der Referent für Öffentlichkeitsarbeit diese Frage, indes sein Blick hinausschweift zu der trostlosen Rasterfassade des Adenauerhauses und wieder zurück in das ebenso trostlose Büro, wo er am einzigen Wandschmuck hängenbleibt, Christos Entwurf für die Verpackung des Reichstags in Berlin. »Ein Staat kann nur so schön sein, wie seine Bürger ihn erleben.« – »Dann sind Sie nicht zu beneiden!« Nein, er sieht nicht glücklich aus. Aber er gibt sich einen Ruck: »Bedenken Sie, daß der Staat sich gewandelt hat, er ist sozusagen vom Vater zur Mutter geworden. Er bedarf nicht mehr der herrschaftlichen Rituale und Symbole. Die nationale Identität gründet mehr im Bewußtsein der Bürger als in staatlichen Hoheitsakten.« – »Also im Sinne von Habermas: die kulturelle Identität der Deutschen hat sich aus der einheitsstaatlichen Organisationsform gelöst...« – »Warum Habermas bemühen? Ich zitiere lieber aus der Regierungserklärung vom 18. März 1987: ›Die deutsche Nation besteht fort, getragen durch das Bewußtsein der Deutschen in Ost und West. Sie schöpft ihre Kraft aus der gemeinsamen Geschichte, der gemeinsamen Kultur und der gemeinsamen ...« – »Mit diesen Gemeinsamkeiten kann es nicht so weit her sein, wenn nur einer von hundert Bundesbürgern die Wiedervereinigung für die wichtigste politische Aufgabe hält.« – »In der DDR sieht es anders aus.« – »Heißt das, daß Sie die westdeutsche Identität aus der DDR herleiten?« – »Nein. Ich begrüße den politischen Realismus

der Bundesbürger. Aber ich begrüße auch, daß er – bei 77 Prozent – von dem Wunsch begleitet ist, am Wiedervereinigungsgebot in der Präambel des Grundgesetzes festzuhalten.« – »Also festzuhalten an einer schönen Fassade, die uns viel kostet!« – »Warum denn nicht? Oder meinen Sie, unser Staat sähe besser aus ohne diesen Luxus?«

»Sind Sie stolz darauf, ein Deutscher zu sein?« Ja, sagen die siebziger Jahre hindurch ca. 76 Prozent der Bundesbürger. Wobei nur der Anteil derer, die es »unbedingt« und die es »überwiegend« sind, ein bißchen schwankt, was ja menschlich ist. Nur etwa 12 Prozent sind »eher nicht« und »gar nicht« stolz. Worauf nun ist (im Juli 1982, kurz vor der politischen Wende) jene große Mehrheit der Stolzen besonders stolz? Zunächst auf die schönen Landschaften, die wir haben (46 Prozent), auf Fleiß und Strebsamkeit, die wir zeigen (44 Prozent), auf den Wohlstand, den wir erreichten (37 Prozent); sodann auf unsere Dichter und Denker (37 Prozent), unsere Komponisten und Musiker (28 Prozent), unsere Erfinder und Entdecker (26 Prozent); es folgen die deutsche Sprache, das deutsche Brauchtum, die deutsche Tradition mit jeweils 25 Prozent, und dann verläppert es sich. Die demokratische Ordnung, die politischen Institutionen kommen gar nicht erst vor. In den sechziger Jahren, als unsere Freunde, die Amerikaner, ihre Institutionen über alles stellten (85 Prozent), ließen wir die unseren durchfallen (7 Prozent); deshalb wurden wir später nicht mehr danach gefragt, man muß ja nicht alles ausplaudern. Keine Chance also für den »Verfassungspatriotismus«, der uns neuerdings angedient wird, als Ersatz für einen ordentlichen.

Etwas anders sieht es aus, wenn man die Deutschen mit ihren Nachbarn in der Europäischen Gemeinschaft vergleicht. Da rangiert, was den Stolz betrifft, die BRD zusammen mit Holland an letzter Stelle. Sehr und ziemlich stolz sind nur etwa 60 Prozent, nicht sehr und überhaupt nicht stolz 30 Prozent. (An der Spitze des Stolzes stehen die Iren mit 91 und die Engländer mit 86 Prozent, es folgen die Spanier, Italiener und Franzosen.) Diese 60 Prozent stolzen Bundesbürger dürften jenen entsprechen, die im selben Jahr (in einer Allensbach-Umfrage) erklärten, das Wort »Vaterland« habe für sie einen guten Klang, in abnehmender Stärke von den Alten (ab 60 Jahre: 81 Prozent) zu den Jungen (16–29 Jahre: 35 Prozent). Allerdings sind 1982 ebenso viele Bundesbürger stolz darauf, Europäer zu sein (60 Prozent), und wiederum mehr die Alten (71 Prozent) als die Jungen (48 Prozent). Das ist etwas verwirrend (wie es solche Ergebnisse immer sind: wer dumm fragt ...), aber es läßt doch den Schluß zu, daß die älteren Bürger

eher zum Stolz neigen als die jüngeren, und daß das Vaterland ihnen näher steht als Europa, während die Nachgeborenen, wenn überhaupt, sich mehr für Europa als für Deutschland erwärmen.
So war der Stand in den siebziger und frühen achtziger Jahren, als die konservativen Kräfte grollten. Die Bundesrepublik war aus der Kurve geraten, hatte die Rundung ihrer dumpfen Identität durchbrochen. Die Dissonanz in der Frage der Modernität aber hatte sich verschärft, war zur politischen Konfrontation geworden. Reformfieber ging um, auch antiautoritärer Protest. Gemessen an den ersten drei Jahrzehnten der Republik änderte sich innerhalb weniger Jahre unendlich viel. Es gab die Chance der Demokratie, es gab Ansätze einer politischen Debatte, die auch die NS-Vergangenheit einbezog. Von außen gesehen, bekam die Republik dank der sozialliberalen Regierung fast ein demokratisches »Gesicht«. Aber im Inneren sah es anders aus. »Ob Demokratie oder Diktatur, ist gar nicht so wichtig. Die Hauptsache ist, daß fähige Staatsmänner an der Spitze stehen.« Nein, das meinten wir nicht. Oder genauer gesagt: diese Meinung hat bei uns von 1969 bis 1976 lediglich um neun Punkte zugenommen, von 19 auf 28 Prozent, und selbst in Bayern erreichte sie nur 44 Prozent. Trotzdem scheint den Meinungsforschern mulmig geworden zu sein; sie haben in den folgenden Jahren nicht mehr danach gefragt. Aber die Unruhe, die Verwirrung breiter Schichten, nicht nur an den Rändern des politischen Spektrums, spiegelt sich auch in anderen Antworten, etwa denen auf die demoskopische Standardfrage nach der Zufriedenheit mit der Demokratie:

»Glauben Sie, die Demokratie, die wir in der Bundesrepublik haben, ist die beste Staatsform, oder gibt es eine andere Staatsform, die besser ist?«

Jahr	Beste Staatsform	Gibt bessere	Unentschieden
1967	74	4	22
1972	90	7	3
1974	72	14	14
1975	74	9	17
1976	90	6	4
1977	60	14	26
1978	71	11	18

Die demokratische Staatsform sei in der Gesellschaft fest verankert, entnehmen die Politologen diesen schwankenden Urteilen, die doch in erster Linie ein starkes Harmoniebedürfnis (vulgo: Intoleranz) zum Ausdruck bringen. Das Absacken der Zufriedenheit mit der Demokratie im Jahr des »Deut-

schen Herbstes« ist bezeichnend. Damit war die Wende schon eingeleitet. Sie wurde durch die »Deutsche Krankheit« und die deutsche Weltuntergangsstimmung geradezu herbeigebetet. Als sie dann politisch vollstreckt war, begann die Suche nach einem neuen, dem »menschlichen« Gesicht für diese Gesellschaft, die sich mittlerweile, von grün bis schwarz, darauf eingerichtet hatte, mehr ihrem Bauch als ihrem Kopf zu trauen. Die jahrzehntelang gehegte Privatsphäre, der die Spannung zur öffentlichen Sphäre fehlte, weil diese, elliptisch gesagt, fassadenlos war, platzte aus ihren vier Wänden, schluckte die Reste von Öffentlichkeit; die Politik geriet unter die Tyrannei der Intimität, das heißt der Borniertheit und Gehässigkeit: das »menschliche Gesicht« als Karikatur.

Ein Blick auf Frankreich: Anläßlich ihrer hundertsten Ausgabe (1987) veranstaltete die Zeitschrift *L'Histoire* eine Umfrage unter den Franzosen, deren Ergebnisse sie von bekannten Historikern kommentieren ließ (vgl. FAZ, 11.7.87). Das wichtigste Ergebnis: »Die Franzosen fühlen sich vor allem westlich« (Paul Veyne); das Land öffnet sich, gewinnt Abstand von seinem ererbten Chauvinismus, ohne daß dadurch die französische »Identität« beeinträchtigt würde. Aber auch sie hat sich gewandelt: »Franzose sein« bedeutet den Franzosen an erster Stelle »in Frankreich geboren sein« (und nicht: »französische Eltern haben«); gleich an zweiter Stelle folgt »die Freiheit verteidigen« (und später erst: »das Vaterland verteidigen«). Auch »französisch sprechen« und »sich einer gemeinsamen Geschichte und Tradition zugehörig fühlen« rangieren niedriger, als man erwartet hätte. Andererseits ist die »gemeinsame Geschichte«, auch hinsichtlich der jüngsten Vergangenheit, für Franzosen viel unproblematischer, als sie es für Deutsche sein kann. Zur selben Zeit, als bei uns der »Historikerstreit« wieder einmal Schleusen des Hasses auf die Achtundsechziger öffnet, stellen die französischen Historiker gelassen fest, daß ihre Landsleute zwei neue Ereignisse, die die Nation in feindliche Lager spalteten, ganz selbstverständlich der nationalen Geschichte und Mythologie zuschlagen. Als wichtigstes historisches Ereignis des Jahrhunderts – nach den beiden Weltkriegen – gilt der Pariser Mai '68; und auch der Wahlsieg Mitterrands am 10. Mai 1981 wird bereits als historische Stunde eingeschätzt. Mitterrand selbst erreicht zwar nicht die Popularität de Gaulles, übertrifft aber schon Napoleon.

Diese Verschlingung von Gegenwart und Geschichte, die Jean-Pierre Rioux in seinem Kommentar hervorhebt, ist in Deutschland undenkbar, aus vielen schlimmen Gründen, die weiterwirken. Deshalb soll jetzt, durch Relativierung der NS-Verbrechen, eine historische Kontinuität hergestellt werden – als Nährboden für ein neues Nationalgefühl.

»Keine nationale Identität? Keine nationale Mythologie?« fragt die Journalistin aus dem Nachbarland erstaunt. »Das geht nicht. Die Bürger brauchen so etwas. Und wenn sie es nicht haben, holen sie es sich eines Tages. Das könnte gefährlich werden. Man sieht es doch jetzt schon an der neofaschistischen Brunst unter den Jugendlichen. Ist euch davor nicht bange?« – »Leider lodert diese Brunst am stärksten gerade dort, wo dem Nationalgefühl von oben am meisten Zucker gegeben wird, nämlich in Bayern.« – »Weil Bayern zu klein ist für das große Gefühl!« – »Und die Bundesrepublik, ist die nicht auch zu klein?« – »Ihr wollt wieder einmal alles haben – oder gar nichts!« – »Wir wollen ausprobieren, ob es nicht auch ohne die nationalistische Ideologie geht, die dem 19. Jahrhundert angemessen war und heute nur noch dazu taugt, Länder der Dritten Welt zu mobilisieren. Oder wünschen Sie uns etwa den Hurra-Patriotismus, der die Briten ihre Falklands zurückerobern ließ?« – »Daß ihr Deutschen, selbst noch in der Negation, immer in Begriffen von Bewegung und Eroberung denken müßt! Mit einer Landkarte vor Augen, in die ihr Fähnchen steckt. Könnt ihr nicht auch mal sagen: Das haben wir, und es ist nicht schlecht? Es ist jedenfalls besser als alles, was ihr früher hattet. Was für die Briten, nebenbei bemerkt, nicht gilt; im Grunde wart ihr *die Kriegsgewinnler. Trotzdem, wenn ihr jetzt hin und wieder ein paar ordentliche nationale Interessen artikulieren würdet, wärt ihr euren Nachbarn viel lieber. Die wollen schließlich nicht dauernd von euch beschämt werden, weil sie nicht genügend europäisch denken und ihr Nationalbewußtsein nicht täglich in Frage stellen. Ihr seid so verdammt überheblich in eurer Bescheidenheit!«*

Wir sind Deutsche. Ob wir uns dessen rühmen oder schämen, tut wenig zur Sache, solange wir in diesem Lande leben, als Bürger der deutschen Teilnation (West), die nicht nur *de jure* in der Nachfolge des Reiches steht. Aber wir sind auch Europäer, fast lieber als Deutsche, zahlen fleißig in die Kassen der EG und müssen erleben, daß die anderen uns dafür nicht lieben. Auch wenn wir uns selbst nicht lieben: geliebt werden, als Deutsche, das wollen wir schon. Da die Gemeinschaft aber, wie de Gaulle einst entschied, das Europa der Vaterländer ist, scheint es, daß wir, je europäischer wir uns geben, desto weniger als vollgültige Europäer gelten, denn wir haben ja nur ein halbes Vaterland und sind mit seiner Geschichte zerfallen. Für die Nachwachsenden, die nichts mehr wissen von dieser Geschichte, ist das ein Problem. Wenn sie mit Engländern oder Franzosen zusammenkommen, die ein normales Verhältnis zur Vergangenheit ihres Landes haben, vielleicht sogar einen Stolz, dann merken die Deutschen, daß ihnen etwas abgeht. Sie

können, um diesem Mangel abzuhelfen, nur auf »Landschaften« pochen, die keine mehr sind, oder auf »Leistungen«, die nicht die ihren sind, deren Bedeutung sie deshalb übertreiben müssen, was dem Stolz nicht bekömmlich ist. Früher oder später wird man diesen Nachwachsenden zubilligen müssen, was dem, der es forderte, als einem der letzten zustünde, nämlich herauszutreten aus dem »Schatten der Vergangenheit«. Aber in welches Licht?

Die Zukunft erscheint düster. Positive Utopien haben vorerst abgewirtschaftet. So bleibt für den, der Orientierung sucht, nur die Rückschau, »weil in geschichtslosem Land die Zukunft gewinnt, wer die Erinnerung füllt, die Begriffe prägt und die Vergangenheit deutet«. Sagt Michael Stürmer, der Mentor des Kanzlers. Der jüngste Versuch, die deutsche Vergangenheit zu deuten und ihr eine politische Sinnstiftung abzuringen, ist kläglich gescheitert. Die »Einzigartigkeit« der nationalsozialistischen Verbrechen sollte relativiert werden: jedes Volk hat seine Leichen im Keller, und die Deutschen mordeten nur in Notwehr und nach dem Vorbild des stalinistischen Terrors. Nolte und die Seinen merkten gar nicht, daß diese Unterordnung der deutschen Taten unter die »asiatische« Barbarei schlecht in die politische Landschaft paßt, die sie doch konservativ herausputzen wollten. Und als dann noch Joachim Fest in der FAZ die Kritik an solchen rechtfertigenden Vergleichen als Herrenvolk-Allüren abtat, war es selbst dem Kanzler zuviel. Jedenfalls erklärte Kohl öffentlich, die Judenvernichtung sei einzigartig gewesen, und es klang fast wie »großartig«, womit er sonst seine eigenen Taten preist. (Es gibt ja auch Grund zu der Annahme, daß sein Vergleich zwischen Goebbels und Gorbatschow dem letzteren schmeicheln wollte, was leider mißverstanden wurde.)

Der Historikerstreit hat die Geister der Vergangenheit geweckt, die bösen, nicht die guten, die man rief. So wie vorher schon Bitburg und andere großartige Gesten des Kanzlers. Umso dringender wird die von der CDU schon seit vielen Jahren geforderte Restaurierung »der tausend Jahre heiler Geschichte jenseits des Nationalsozialismus«, der schließlich nur zwölf Jahre währte – soll er uns denn auf ewig den Nationalstolz versalzen? So richten sich jetzt große Hoffnungen auf das Museum der deutschen Geschichte in Berlin, dessen Grundstein schon darauf wartet, vom Kanzler gelegt zu werden. Was sonst dort hingelegt werden soll, weiß niemand. Nur soviel steht fest: In einem solchen Haus bräuchte man nicht erst die NS-Barriere zu überwinden, um in die heile Welt des sieben- und des dreißigjährigen Krieges zu gelangen. Nein, man tritt vorne ein und kommt sogleich ins Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Das Dumme ist nur, daß der Besucher, wenn er munter fürbaß schreitet, zum Alten Fritz, zum Eisernen

Kanzler, zum Helden von Tannenberg, am Ende wo ankommt? Bei Auschwitz. (Vielleicht läßt sich dieses Problem ja technisch lösen, etwa durch Ableitung der Besucherströme in ein Bierzelt.)
Gleichviel: es wird noch Jahre oder Jahrzehnte dauern, bis dort etwas zu besichtigen ist, was der nationalen Identität auf die Beine hilft. So lange können wir nicht warten. Wäre es deshalb nicht zu empfehlen, unser heiles tausendjähriges Reich an einer Stelle vorzuführen, wo auch hingeschaut wird, nämlich im Fernsehen, anstatt dort immer nur das heile Tierreich zu bemühen? Das hätte überdies den Vorteil, daß bei regelmäßigen Sendungen die Message vom Medium schon mitgeliefert wird. Im abgerundeten, leicht schwangeren Rechteck des TV-Schirms überlebt außerdem die Rundung der fünfziger Jahre, die den Deutschen einst zur Identität verhalf und sie noch heute zu einen vermag, wenn sie als sinnstiftender Rahmen dient für unsere blonden Jungs und Mädels, die uns und der Welt wieder zeigen, was Deutsche alles fertigbringen, sei's auf einem grünen Rasen oder einem roten Platz.
In Wahrheit liegt genau hier das Problem: in deutschen Erfolgen. Wir waren jahrzehntelang so bescheiden und rühmten uns weniger unserer Tüchtigkeit als der Produkte, die durch sie entstanden und in alle Welt gewandert sind. Unser Wirtschaftswunder – mehr wollten wir nicht. Schon das »Fräuleinwunder« der frühen Jahre war uns nicht ganz geheuer, denn schön zu sein stand uns nicht zu. Und als dann noch aus dem Ausland das Gerücht zu uns drang, wir hätten eine Literatur-, eine Theater-, eine Filmblüte, kamen wir uns verräppelt vor. Das mochten wir nicht, ästhetisch blühen. Wir haben deshalb, seit den späten sechziger Jahren, diese Zumutung entschieden zurückgewiesen. Vorbildlich verhielt sich dabei unsere National-Elf. Aber wir gingen weiter. Das, was die Soziologen »Wertewandel« nennen, haben wir dramatischer vollzogen als andere westliche Länder. Disziplin, Fleiß, Tüchtigkeit – weg damit! Wir möchten nicht bewundert oder beneidet werden. Nur geliebt.
Es half nichts. Was immer wir zustande brachten, ob nun das »Modell Deutschland« oder »Die Grünen«, die Rasterfahndung oder den Datenschutz, es galt als vorbildlich und wurde im Ausland imitiert. Und dann noch Nina, Boris, Steffi, Mathias ... Damit (und mit den Nobelpreisen, die uns nach langer Karenz wieder zufallen) müssen wir fertigwerden. Dürfen wir auf solche Treffer einfach stolz sein, so wie auf unsere Landschaften im sauren Regen? Oder sogar noch mehr? Die Wendeprediger sagen Ja. Sie fordern uns schon lange mehr Leistung ab und wollen sie belohnen. Sie wünschen sich eine neue Elite, die wir übrigen bewundern können. Denn die alte Elite der Wirtschaftsbosse, Baulöwen und Finanzgenies, die hält

sich ja bedeckt, tritt auch nur selten im Fernsehen auf; und die Politikerelite, die dort dauernd zu sehen ist – na ja, wenn man vom Bundespräsidenten absieht, gibt es da wenig, was Nationalgefühl wecken könnte, es reicht kaum für ein halbes. Was ja auch wieder gut ist, denn ein ganzes Gefühl steht der halben Nation gar nicht zu. So gesehen, ist unser Kanzler fast ein Glücksfall. Er untergräbt jeden nationalen Übermut, man muß sich seiner dauernd schämen.
Da uns also die Vergangenheitsschau vermauert ist und die Tagesschau wenig bringt, was deutsche Herzen höher schlagen ließe, wenn nicht gerade die Gunst der Stunde uns einen Wimbledon-Sieg beschert – ach, dieser Sommer hat uns wieder zurückgeworfen –, beschlossen unsere Betreuer in Bonn, das deutsche Nationalgefühl nicht auf deutsche Leistungen zu gründen, die unberechenbar sind, sondern – umgekehrt – die Leistungen vom Nationalgefühl zu erwarten, Modell »Reiten für Deutschland«. Wenn dieses Gefühl absolut gesetzt und den Bürgern beizeiten eingepflanzt wird, dann kann es sie zu Großem beflügeln. Hier sind die Schulen gefordert, die es über Jahrzehnte versäumt haben, uns auch nur den Text der Nationalhymne beizubringen. Mal ehrlich gefragt – oder lieber EMNIDisch: »Es wird vielfach behauptet, daß eine ganze Reihe von Bundesbürgern den Text der deutschen Nationalhymne nicht beherrschen. Würden Sie nach Ihrer Kenntnis dieser Behauptung zustimmen?« Ja, sagen fünf von sechs der Bundesbürger. So schätzen wir uns selbst ein.

»Kein Problem alles klar schönen Tag noch«, sagt der Taxifahrer (Dr. rer. pol.), als er die Quittung schreibt. Dann holt er nochmals aus: »Und lassen Sie sich nicht verrückt machen, von wegen ›verletzte Nation‹ und so. Damit können wir leben, falls wir uns nicht gerade im Allensbach bespiegeln, in den wir vorher hineingerotzt haben, kollektiv. Was soll das schon heißen: es mangele uns an Höflichkeit, guten Manieren, Treue und Loyalität, Sparsamkeit und Leistungsbereitschaft, kurz, an Disziplin, verglichen mit anderen westlichen Nationen – und warum? Weil uns im Gegensatz zu jenen der Nationalstolz abgeht! Sagt die Tante Noelle. Sagen schon lange der Strauß und der Kohl und neuerdings auch noch der Burt aus den USA. Jetzt soll dem abgeholfen werden. Vom Staat. Der nimmt uns in die Zange von Historikern und Demoskopen und verpaßt uns einen Stolz. Gratis. Aber wenn wir den haben, dann werden wir zur Kasse gebeten, ist doch klar. Denn wo ein Nationalstolz ist, das hat die Noelle ermittelt« – er greift nach dem Buch neben sich und zitiert – »da gibt es auch ›Verteidigungsbereitschaft, Vertrauen in die Institutionen, Bereitschaft zur Einordnung in die

Person übergreifende Zusammenhänge‹, was immer das sein mag. Nur deshalb verschreiben die uns doch den Nationalstolz statt unserer ›Selbst-Demütigung‹. Nein danke, darauf fallen wir nicht herein. Das verbietet uns schon die Selbstachtung. Schließlich sind wir ja keine Fellachen!«

Wir sind wieder wer. Dieses Gefühl schleicht uns an, nistet sich ein in uns, unaufhaltsam, und läßt uns – nein, noch nicht strahlen, aber ein bißchen glimmen. Ganz ohne Ziel übrigens. Und fern aller nationalen Emotionen. Die gibt es eher bei den Zukurzgekommenen, das macht sie uns doppelt unangenehm. Wir anderen haben ja, seit den späten Sechzigern, die traditionelle deutsche Untertanenhaltung abgelegt, samt Vaterlandsbonus. Wir sind souverän. Und entspannt. Nicht auf Fleiß und Disziplin sind wir stolz, eher auf unsere Lässigkeit. Aber mit Stil. Zumindest mit Gusto.
Früher als in anderen Bereichen zeigte sich das in unserem Urbanismus. Die Avantgarde nahm die Altbauwohnungen in Besitz. Sie wurden mit Geschmack renoviert, der Stuck unter dem Verputz herausgekitzelt, alles Plastikzeug entfernt, und vom Trödel holten wir uns das passende Mobiliar. Auch ländliche Mühlen und alte Fachwerkhäuser waren begehrt. Aber in erster Linie ging es uns um die Stadt, die wieder eine werden sollte, mit richtigen Straßen und Plätzen. Das war sozusagen der ästhetische Mehrwert unserer Demonstrationen. Die Bürger zogen nach, die Stadtplaner auch, notgedrungen. Sie machten sich über alles her, was alt und noch irgendwie zu retten war. So leuchteten nacheinander die greisen Fassaden auf, in Pastell- oder Bonbonfarben. Und schon trat auch die postmoderne Architektur auf den Plan. Sie kam von Amerika, aber sie hat sich wohl nirgendwo so triumphal verbreitet wie in den westdeutschen Städten und in Berlin. Als hätte man schon lange auf sie gewartet und Natursteine für sie gespart.
Die Arkaden. Die Erker. Die Türmchen. Die Säulen. Die Gesimse. Die Balken. Die Giebel ... Gezeugt aus der Einsicht, daß das Äußere nicht das Innere ist. Die moderne Architektur hatte es anders gewollt: »Das Äußere ist das Resultat des Inneren« (Le Corbusier 1927). »Eine organische Form entsteht ... von innen heraus« (Frank Lloyd Wright 1931). »Die äußere Erscheinung soll Ausdruck des inneren Zwecks sein« (Louis Sullivan 1947). Das war nicht nur eine ästhetische Forderung, es war auch ein moralischer Imperativ: das architektonische Bekenntnis zu Sauberkeit, Ehrlichkeit, Transparenz, zur Durchdringung von Innen und Außen im Namen des Zwecks, der Funktion. Die Ergebnisse waren entsprechend: manchmal faszinierend, meistens mies, eben der Funktion entsprechend. Innen Waben, außen Raster. Damit soll jetzt Schluß sein, der Unterschied des Äußeren

vom Inneren wieder kräftig herausgestrichen werden, bis hin zur »Verkleidungssymbolik«. Die Elemente findet man fertig vor, man braucht nur auszuwählen aus dem klassischen Bestand der Architektur, Säulen, Bögen, Balken und so fort, ganz nach Belieben. Dann beginnen die Fassaden auch wieder zu reden, was die modernen Bauten bekanntlich nicht taten, sie waren stumme Zeichen, unmenschlich. Jetzt aber plaudern die Fassaden vor sich hin oder tratschen untereinander, daß es eine Lust ist. Und ob man diese Zitate, diese Dialekte, dieses Kauderwelsch nun versteht oder nicht: es geht um Bedeutungen, anstatt nur um Zeichen. Aber nicht um große Bedeutungen, die etwas fordern oder versprechen, wie in der alten »Herrschaftsarchitektur« – die Zeit dieser affirmativen Repräsentation ist vorbei, heute herrscht die ironische Repräsentation, man scheut ja das Pathos.

»Postmoderne«: das ist kein Programm und keine Perspektive. Es meint nur die Entlassung aus einem rigorosen moralischen Anspruch, der sich schwer leben ließ. Die Übertragung dieses Etiketts von der Architektur auf das ganze kulturelle Leben, als bezeichnete es einen neuen Epochenstil, ist Unfug und deshalb im Schwange. Gleichwohl gibt es Analogien zu unserem Verhalten, unserer Selbstdarstellung: Das Innen ist nicht das Außen. Der Terror der Authentizität, der sich in den siebziger und frühen achtziger Jahren ausgebreitet hatte, scheint gebrochen zu sein. Wir legen uns Fassaden zu. Das ist ein Ergebnis der gesellschaftlichen Wende, das von der politischen nicht beabsichtigt war. Auch diese wollte Fassaden, aber nationale. Sie scheitern schon an den Auftritten von Helmut Kohl. (Ihn sollte Christo verpacken.)

Wie aber wäre unser neuer Stil zu bezeichnen? Es mangelt ihm an einem verbindlichen Symbol, wie es in den fünfziger Jahren der VW-Käfer war. Unser »Zeitgeist« nährt sich von Reminiszenzen, ohne sie zu formen. Vergleichen läßt er sich allenfalls einer geschichtlichen Gestalt, die selbst schon eklektizistisch war: dem Viktorianismus, verstanden als europäisches Muster, das nationale Prägungen wie Belle époque und Wilhelminismus übergreift. Natürlich sind wir keine Viktorianer. Geschichte wiederholt sich nicht. Aber es fällt ihr auch nicht viel Neues ein. Deshalb werden, wie ein berühmter (echter) Viktorianer sagte, große weltgeschichtliche Szenen sozusagen zweimal aufgeführt, das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Komödie, aber in den Kostümen und Kulissen von einst. Unser Remake freilich beschwört keine weltgeschichtliche Szene, es ist Privattheater.

»... Umrankt, ihr Friedenskränze,
Dies Scepter blüthenreich;
Es wecke geist'ge Lenze,
Dem Zauberstabe gleich!

Wächst in des Landmanns Pflege
Der Garben Fülle auf:
O Kunst und Wissen lege
Den schönsten Kranz darauf!

Und wenn's den Feind gelüstet,
Dem Friedensreich zu drohn,
Dann steht Dein Volk gerüstet
Sturmfest um Deinen Thron ...«

So feierte Rudolf von Gottschall, der Reichspoet, im Jahre 1888 die Thronbesteigung Wilhelms II. Unser Problem ist, daß wir so nicht mehr reimen können. Daß wir die Kränze und Szepter, die Ornamente und Kokarden missen müssen. Das Verlangen nach Reputation, nach den Symbolen des Ruhms, den Emblemen des Stolzes, den Insignien der Ehre meldet sich überall, verbohrt oder verstohlen und vornehmlich dort, wo sich Besitz und Macht konzentrieren, aber der nötigen Weihe entbehren. Doch alle Versuche von Regierungen und Organisationen, Firmen und Individuen, sich eine Würde zuzulegen, nämlich durch den demonstrativen Einsatz dessen, was der Würde gerade ermangelt, sind vergeblich. »Kunst und Wissen«, die man sich kauft, werden nicht zu Kränzen, sie bleiben Kapital. Vor hundert Jahren hingegen dienten Geschmack und Bildung der Distinktion. Man kehrte sie heraus, nach unten. Die viktorianische Kultur war eine Oberklassenkultur, wir haben eine Massenkultur. Die zunächst schleichende, dann dramatische Bildungsexplosion in unserem Jahrhundert hat die Bildung weniger vermehrt als zerstäubt. Verloren ging dadurch nicht nur ihre Exklusivität, sondern auch ihre Verbindlichkeit. Es gibt keinen Kanon mehr. Man sucht zwar nach kulturellen Bindungen – der nostalgische Ruf nach dem humanistischen Gymnasium, die rührende Rehabilitation der Geisteswissenschaften, die andächtigen Prozessionen durch Museen und Ausstellungen bezeugen es –, aber mit dem Druck von unten erschlaffte auch die elitäre Disziplin. Anything goes. Der »gute Geschmack« wie der »gute Ton«, die einst aus derselben Erziehung resultierten, können nur noch individuell erzeugt und bewiesen werden, sie binden nicht.
Gesellschaftliche Distinktion gibt es heute allein durch »demonstrativen Konsum«, eines der beiden Merkmale, die Thorstein Veblens grimmiger Blick 1899 an der *leisure class* des späten 19. Jahrhunderts ausmachte. Uns fehlt das zweite Merkmal dieser Klasse, das ihr den Namen gab: der »demonstrative Müßiggang«, die Hingabe also an das, was heute postmaterialistische Werte genannt wird und oft auf Konsumverzicht hinausläuft. Dieses Auseinanderdriften der früher verbundenen Merkmale ist in der Tendenz kulturfeindlich. Unserer Leistungs- und Freizeitgesellschaft fehlt die ge-

pflegte Muße, wir können sie nur spielen, so wie wir Feste und Empfänge spielen, Wohlstand und Wohlanständigkeit zur Schau tragen – unbehelligt von den strengen Blicken derer, die einst die Garanten der Vornehmheit waren: der Dienstboten. Die Emanzipation der Dienstboten zum Dienstleistungsgewerbe hat zwar mehr Bequemlichkeit in unsere Privatsphäre gebracht, aber auch eine neue Tyrannei in ihr errichtet: Unsere Intimität wird von keinem häuslichen Personal gemildert und von keiner gesellschaftlichen Konvention daran gehindert, sich nach außen zu stülpen, in die Öffentlichkeit einzudringen. Was einmal Befreiung war, ist zum Zwang geworden: Selbstverwirklichung, Selbstausdruck, unter dem Diktat, daß jeder ein Genie sei. So verkommt auch Widerstand zur Anpassungsleistung.
Die Reaktion darauf ist der Neo-Viktorianismus. Aber er verweist mehr auf Defizite unserer Zivilisation, als daß er sie schon beseitigen würde. Gewiß: Konventionen sind gefragt, Zeremonien werden erfunden, individuelle Moral hat Konjunktur, Aids-gestützt. Man trägt wieder Kostüm, legt Wert auf sein Outfit. Auch gegenüber den kalifornischen, indischen und sonstigen Heilslehren, die jahrzehntelang gierig aufgegriffen und oft noch überboten wurden, gehen jetzt viele auf Distanz. Statt authentisch ist man schon lieber blasiert. Aber dieser Trend – wenn es denn einer ist – setzt noch keine kulturellen Spielregeln, er ermuntert nur dazu, sie zu fingieren; ihre Verletzung bleibt deshalb folgenlos. Unsere neuen Fassaden sind, wie die der postmodernen Architektur, beliebiger Zierat. Er könnte jederzeit abfallen, es würde nicht viel ändern. Denn diese individuellen Fassaden bilden, ebenso wie die architektonischen, noch keinen öffentlichen Raum. Sie schaffen keine nationale Identität, die binden würde, höchstens ein modisches deutsches Gesicht, ein bißchen weniger verkniffen als das gestrige, aber nicht besonders geistreich.

»Was haben Sie gegen ein deutsches Disneyland, wenn sogar die Franzosen ... Also ich«, sagt die PR-Chefin mit gekonnter Unschuld, »ich stelle mir das wunderbar vor. Zum Beispiel an der Bergstraße oder im Teutoburger Wald ... Wie, das sei kitschig? Dann können Sie auch Bayreuth abschaffen und die Heimatfeste gleich dazu.« Sie klappt den Märchenstraßenleporello zusammen und legt ihn zu den anderen Hochglanzprospekten. Auf ihrer Stirn steht jetzt eine Falte: »Man redet heute soviel über den Geschichtsverlust der Deutschen. Das ist reaktionärer Quatsch, egal, ob rechts oder links gestrickt. Ohne den Bruch mit der Vergangenheit nach dem Krieg hätten wir niemals den Sprung in die Modernisierung machen können, der uns an die Spitze der europäischen Länder gestellt hat. Und nur weil wir von dieser

Vergangenheit entlastet sind, können wir jetzt frei über die Geschichte verfügen. Über die ganze! Aus Last wird Lust, möchte ich fast sagen. Mit nationalen Traditionen hat das natürlich nichts zu tun. Die Nibelungen, die Apachen, die Hobbits – wo liegt der Unterschied? Oder meinen Sie, Frau Kohl bekommt nationales Leibgrimmen, wenn sie ›Casablanca‹ sieht? Nicht einmal Dregger, vermute ich, würde wegen ›Momo‹ den Verfassungsschutz bemühen. Die Leute brauchen heut keine Traditionen, sondern Emotionen, sie wollen Fantasy. Oder Mythen, wenn Ihnen das lieber ist ... ›Amerikanisierung‹ – na und? Da zitiere ich ausnahmsweise sogar mal Goethe: ›Amerika, du hast es besser.‹ Heute haben auch wir es besser. Und nutzen unsere Chance. Keiner will doch zurück zu Kaisers Geburtstag mit Gratisbrezeln!«

Die deutsche Identität war jahrhundertelang ein lockeres Bündel aus Stammes- und Klassenidentitäten, nach Westen devot und abgeschirmt, nach Osten arrogant und offen, auch aggressiv offen. Dann wurde das Bündel zerschnitten. Es machte ihm nicht viel aus, jedenfalls nicht der westlichen Hälfte. Sie gedieh, gedieh gleichsam durch Inversion, durch die Umkehrung des tausendjährigen deutschen Dranges nach Osten. Sie holte alles zurück. Sie schluckte viele Millionen von Flüchtlingen, Vertriebenen, Umsiedlern, dazu Hunderttausende von Ausländern, die nach Deutschland verschleppt worden waren, und Auslandsdeutschen, die es »heim«getrieben hat. Noch heute wird jeder Umsiedlerschub, der bei uns ankommt, wie ein geglückter Beutezug gefeiert – falls es sich nicht gerade um DDR-Dissidenten handelt, die uns unangenehm an den Sinn jener Dritten Strophe gemahnen, die wir einfach nicht lernen mochten.

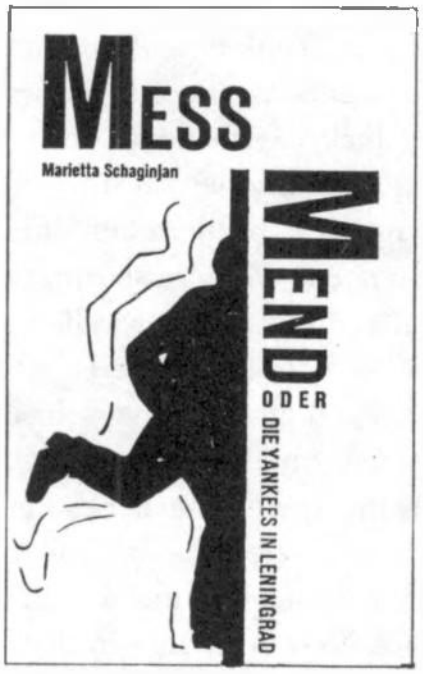
Die Integration all dieser Umsiedler, dieser Wahl- und Beutegermanen war keine geringe Sache. Viel Angestammtes ging dabei drauf. Schließlich aber waren die Stämme, die Dialekte, die Konfessionen, die Küchen und Betten glücklich durchmischt. Zwischen Elbe und Rhein entstand eine Art Mitteleuropa en miniature, jedoch ein nivelliertes, ein kulturell indifferentes, geschichts- und gesichtsloses. Das anfangs noch trotzige, dann beflissene, schließlich nur noch schlampige Verleugnen der Vergangenheit und Vergessen der Herkunft hat auch sinnlose Heimatansprüche absterben lassen. Was immer die Funktionäre der landsmannschaftlichen Verbände von sich geben, wenn an Pfingsten der deutsche Geist über sie kommt: diese jährlichen Treffen der Ostpreußen, Schlesier, Sudetendeutschen usw. sind pseudofolkloristische Veranstaltungen mit Trachten aus dem Quellekatalog, in denen das kollektive Vergessen gefeiert wird, wie bei einem x-beliebigen Heimatfest mit historischem Klimbim.

Der westdeutsche Einheitstyp, der sich nach dem Krieg herausgebildet und fortgezeugt hat, ist das Produkt einer Modernisierung, die fast alle überkommenen Lebenswelten und Sinnbezüge aufgelöst hat: aufgehoben im Imperativ des materiellen Wachstums, der sich durch wachsende Gratifikationen legitimiert. Erst als gewisse Gratifikationen ausblieben, wurde der »Selbstzweck« der Modernisierung in Frage gestellt; oder nicht einmal das, sondern nur ihre Selbstläufigkeit bezweifelt. Seitdem ist, in modischen Wellen, viel von Traditionsverlusten und Fortschrittsschäden die Rede, es werden »Kompensationen« angeboten, d. h. mehr oder weniger radikale Kuren oder Reparaturen, die letztlich nur darauf hinauslaufen, neben dem Atommeiler ein Heimatmuseum zu errichten. Ob das KKW dann gleich oder allmählich oder gar nicht abgeschaltet werden soll, ist eine politische Geschmacksfrage. Um sie geht heute der Streit. Dabei besteht ein heimlicher Grundkonsens: je mehr (oder weniger) Modernisierung, desto mehr (oder weniger) Kompensation – im Sinne der Konservierung von beschädigten »Werten«, beispielsweise »Fleiß«, »Familie«, »Fassaden«.

Die Wende-Politik muß demnach im selben Maße *konservativ* sein, wie sie *technokratisch* ist. Sie »besetzt« die Vergangenheit im Namen der Zukunft, und zwar die *nationale* Vergangenheit. Das ist ein bemerkenswertes Mißverständnis, das uns in jüngster Zeit einige Historiker und Philosophen einreden wollen. Denn die technische Zivilisation ist – zumal in Deutschland – *gegen* die nationale Tradition gerichtet. Durch ihre Rückbindung an diese Tradition könnte sie ernsten Schaden nehmen, es sei denn – doch das möchte man nicht einmal der Stahlhelm-Fraktion unterstellen –, daß ein aggressiver Führerstaat angestrebt wird, der den Krieg vorbereitet. Aber welchen Krieg? Einen Nato-Krieg, der das deutsche Territorium unweigerlich zur atomaren Walstatt machen würde? Oder einen nationalen Revanche-Krieg, der zuerst die »Brüder und Schwestern« heimsuchen würde? In beiden Fällen wäre ein geschärftes Geschichtsbewußtsein nur hinderlich: wir zögen nicht mit. Nachdem dies erledigt ist: wozu sonst könnte ein Neo-Chauvinismus gut sein, wem würde er nützen? Wenn die herrschende Klasse bei Sinnen ist, muß sie dringend davor warnen. Denn das deutsche Kapital ist ja nicht eben national eingestellt. Eine Partei aber, die nationale Interessen mobilisiert, könnte eines Tages gehalten sein, Kapitalexport und Steuerflucht zu unterbinden, die Ausbreitung der Multis zu stoppen – eine gift-grüne Vision! So bliebe nur das Volk, das angeblich unter Geschichtsverlust leidet und nationale Bedürfnisse hegt. Schuld daran ist bekanntlich die sozial-liberale Erziehung, die den Schülern die deutsche Geschichte vermiest hat. Aber die damaligen Lehrer waren ja die Schüler der Adenauer-Zeit; folglich wäre diese anzuklagen. Entsprechend wäre dann das neu er-

wachte Geschichtsinteresse der heutigen Jugendlichen gerade den Geschichtsverächtern der siebziger Jahre zu danken. Schlimme Aussichten für die nächste Schüler-Generation! Immer vorausgesetzt, es gibt dieses Geschichtsbedürfnis infolge von »Orientierungslücken«, die durch den technischen Fortschritt gerissen und durch nationale Traditionen zu stopfen sind. Was es in Wahrheit gibt, ist jedoch kein Sinndefizit, sondern ein Sinnüberfluß; kein Modernisierungsschaden, sondern ein Modernisierungssegen. Wir hatten die Freßwelle, die Tourismuswelle, die Elektronikwelle undsofort. Dann kamen die Sinnwellen, immer neue, in immer kürzeren Abständen. Die erste war der Freudomarxismus. Es folgten die verschiedenen kostspieligen Nostalgien, sodann die diversen Kniefälle vor dem Luxus Sinn: der feministische, der ökologische, der therapeutische, der esoterische und spiritistische... Schließlich die große Endzeitfeier, die das Volk nochmals einte im berauschenden Blick auf seinen Ruin. Das machte uns froh und stark für einen neuen Aufbruch, sei's ins New Age, sei's in den Neo-Viktorianismus, die darin konvergieren, daß sie in der Beliebigkeit von Sinn Erfüllung suchen.

Auch in der Geschichte, ja doch: Die Staufer. Die Pharaonen. Die Nibelungen. Die Ufos. Ludwig II. Peter der Große. König Artus. Kaiser Pu Yi. Der Herr der Ringe. Der kleine Prinz. Der große Gatsby. Hitler und Holocaust. Lauter Rückführungen in frühere Leben, oder in künftige, oder in fiktive. Alles wird uns Fantasy, indem wir es konsumieren. Und alles Second hand. »Geschichte als Religionsersatz«? Das warfen im Historikerstreit die alten Aufklärer den neuen Dunkelmännern vor. Aber die Religion ist längst schon ersetzt, durch den wundersamen Synkretismus unseres medialen Überbaus: Schwingungen, Botschaften, Simulationen, Epiphanien, Katastrophen... Das sind die wahren Fassaden unseres Modernismus. Wer sich unterfinge, diesen fantastischen Reichtum zu beschneiden auf *Deutsches* allein, zum Zwecke einer *nationalen* Geistheilung, der müßte uns wahrlich einen Ersatz anbieten; zumindest einen inneren oder äußeren Feind, an dem sich unsere Wut entladen könnte, wie einst: sie wäre fürchterlich.



Marietta Schaginjan (Jim Dollar)
MESS MEND oder Die Yankees in Leningrad
Roman. Aus dem Russischen von Eduard Schiemann.
Mit einem Vorwort von Fritz Mierau.
Englische Broschur, Format 13,5×23,5 cm,
360 Seiten, DM 48,00

MESS MEND war der erste sowjetische Kriminalroman, 1924 zuerst als Heft-Roman-Serie veröffentlicht unter dem männlichen Pseudonym Jim Dollar. Die Titelseiten gestaltete der russische Avantgardist Alexander Rodtschenko. Sie sind in der vorliegenden deutschen Ausgabe von Hand eingeklebt und geben dem Buch somit einen großen bibliophilen Reiz. MESS MEND, geschrieben in einer Epoche, in der sich die russische Revolution künstlerische Experimentierfreudigkeit leistete, die auch heute wieder von Interesse ist, war für seine Leser Gegenstand der Identifikation wie des Vergnügens und deshalb ein Riesenerfolg. »Die Gruseltricks der viktorianischen Melodramatiker (Wilkie Collins), französisches Grand Guignol, amerikanische Slapsticks und russische Doppelgängertechniken wirbeln wild durcheinander, und von Nat Pinkerton bis Andrey Belys symbolistischem Terror-, Spitzel- und Provokationsroman ›Petersburg‹ wird alles parodiert, was irgend ins Fach schlägt.«
(Fritz Mierau in seinem Vorwort)

Gesamtverzeichnis anfordern

anabas

Anabas-Verlag Günter Kämpf KG
Unterer Hardthof 25 · D-6300 Gießen

ZUM BEISPIEL
FRAUEN
ALLTAG

Die Frauen der Welt leisten zwei Drittel der Arbeit, erhalten aber nur ein Zehntel des Einkommens und besitzen nur ein Prozent des Eigentums.

Süd-Nord
LAMUV

Süd-Nord: Die neue Buchreihe, die Probleme und Konflikte benennt, deren Lösung überlebensnotwendig ist. Ein konkretes Dritte-Welt-Thema wird jeweils aufgegriffen:

Zum Beispiel Frauenalltag
Zum Beispiel Umweltzerstörung
Zum Beispiel Apartheid
Zum Beispiel Chile
Zum Beispiel Soja
Zum Beispiel Entwicklungshelfer

Das sind die ersten sechs Bände der Reihe »Süd-Nord«. Sie besitzen alle Lesebuchcharakter; eine einführende, leicht verständliche Lektüre. Jeder Band hat 128 Seiten und kostet nur 7,80 DM.

Süd-Nord
LAMUV

Martinstr. 5, 5303 Bornheim 3

Bernhard Windisch
Die Meistersinger
Mittelfränkische Prospekte

Die Stadt Nürnberg, berühmt durch Lebkuchen, Bratwürste, Bleistifte, Spielwaren und Speiseeis, gehört zum Freistaat Bayern und besitzt allein in der Innenstadt eine im Vergleich zu anderen deutschen Städten stattliche Ansammlung neu erbauter Altbauten, mindestens zweiundsechzig Sehenswürdigkeiten, darunter den Handwerkerhof »Alt-Nürnberg«, die Lorenz- und Sebalduskirche, diverse Museen und Brunnen, Kaiserburg und Kaiserstallung. Auch sonst mangelt es Nürnberg an nichts Städtischem. Bibliotheken, Entbindungsanstalten, Legionen von Gastwirtschaften, ein Klinikum, Fabriken, ein Schlachthof, ein weitläufiges Eisenbahngelände mit Reparaturwerkstätten, die Hunderten von Menschen den Mund stopfen, Spezialkinos, mehr als ein Dutzend Bordelle allein an der Frauentormauer sowie Aidsbefall im Bundesdurchschnitt: all das macht Nürnberg zweifellos zur zweiten Stadt im Freistaat. Das Flüßchen, das mitten hindurch fließt, ist nur kleiner als die Isar, weil es innerhalb der Stadt in ein Beton- und Steinbett gezwängt wurde, damit die Neubaumeister die Häuser traditionsgemäß so eng wie möglich zusammenbauen konnten. An einigen Stellen läuft man sogar an der Pegnitz über die Pegnitz entlang; der Zutritt zum Ufer wird, als scheuten die Nürnberger die Berührung mit dem Wasser, nur aus der Höhe gestattet.

Daß die Stadt schon neunhundertzweiunddreißig Jahre stehen soll, ist freilich gelogen, sie steht seit dem 2. Januar 1945. Wer sich weiter zurück in die Geschichte wagt, gerät in einen Wirrwarr sich widersprechender Meinungen darüber, was Nürnberg nun sei und was nicht. Die zwölf Jahre vor dem Zusammenbruch gehören demnach eher nicht zu Nürnberg, dafür die erste Eisenbahn und Albrecht Dürer. Ich tue also gut daran, Nürnberg gleich als eines der aus dem Nichts gestampften Häusermeere zu verstehen, derer sich Deutschland in den fünfziger Jahren noch rühmte und denen es jetzt am liebsten künstliche Jahrhunderte anhängen möchte, damit der schöne Schein auch ein zeitgeprüfter Schein werde und das Geschäft mit der Einfalt, die dafür zahlt, von schönen Bildern und süßen Geschichten an der Nase herumgeführt zu werden, weiter blüht.

Denn die Gräßlichkeit dessen, was in den letzten dreißig Jahren entstand, ahnt wohl inzwischen selbst das Stadtbaumeisteramt. Wie wäre sonst die Unverdrossenheit zu erklären, beigemischt ein Schuß Verzweiflung, als triebe das schlechte Gewissen, mit der an der Schönheit von Nürnbergs erst kürzlich unter Denkmalschutz gebrachten und zur vollendeten Schönheit erklärten Innenstadt weiter geschönt wird. Da holzt man ein paar Bäume ab, das ist immer das erste, um eine der letzten Innenhofidyllen zu verbauen, da historisiert man historische Häuser, indem man sie blank- und fleckenrein putzt, gleichsam in einem Sprung über die Jahrhunderte ihre Neubaulichkeit herausschälend und sie dem neunürnberger Historienstil anähnelnd, da füllt man die Häuserlücken und Plätze mit dieser auf alt gemachten, neu gelackten, herz- und hirnerweichenden, aufgeleimten Plattenseligkeit wie ein Gebiß mit Plastikzähnen, da läßt man Nürnberg lächeln wie von einem Werbeplakat für ein Geriatrikum herab. Wer wen vor was durch den Denkmalschutz schützen soll, kommt weniger deutlich heraus als die Tatsache, daß in Nürnberg nur die sogenannte Altstadt zählt, drum herum sich Fett angesammelt hat und Cellulitis, und weiter draußen alles in Geschwulst übergeht, die kanzerös zu nennen heutzutage jedermann sofort auf der Zunge liegt. Drinnen wird fleißig Kosmetik getrieben und konserviert, das ist: etwas durch Abtöten und abgetötet zur Schau stellen, dem lebendigen Dasein entringen und in einen heterothetischen Rang erheben. Wir erleben Nürnberg bei der Geistesarbeit. Und so nimmt es nicht Wunder, was sich längst herumgesprochen, daß sich das Oberhaupt der Bürgerschaft in der tertiären persona singularis ansprechen läßt – geht es doch schließlich um den Beschluß, was von Nürnberg bleiben soll und wer. Lange genug mußte ich Fest- und Eröffnungsreden nicht halten, aber schreiben für den Meister und seine Genossen; ich verstand mich auf den Ton einzustimmen. Trotzdem blieb immer etwas zur Korrektur: ein Pfiff zuviel, ein witziges Wort, eine schnelle Passage, eine die bei solcher Gelegenheit selbst *vor* dem Biergenuß unauffällig zur Schläfrigkeit neigende Zuhörergemeinde aufmunternde Wendung, eine Floskel des Auf-sie-zu-Gehens: Raus damit! Am Ende lauschte ich Nürnberger Esprit, in dem ich mich nur grau wiedererkannte, verknittert und lahm; mein Glück, daß niemand im Saale erfuhr, wer zu dieser Wortekötelei den Grundstein gelegt.

Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß ich noch einmal auch nur ein Sterbenswörtchen über Nürnberg verlieren würde. Angekommen, geblieben, und schon gleich verschlug es mir die Sprache zu stummer Nörgelei. Nun heißt es Abschied nehmen. Ob ich Nürnberg wirklich verlassen werde und über welche Straße, bleibt ungewiß, doch Abschied wird genommen,

selbst wenn ich hier sterben sollte, denn Nürnberg zeichnet sich allein dadurch aus, daß man ständig von ihm fort will. Die einen läßt es unbemerkt ziehen, die andern sich in ihre vier Wände verkriechen. Die dritten, die hängen sich auf oder machen dem Elend ein Ende durch Selbsttrunk. Um es hier auszuhalten, muß man hier geboren oder so auf den Hund gekommen sein, daß einem alles egal ist, selbst Nürnberg. Von Nürnberg nimmt man immer Abschied: solange man lebt. Darum bevölkern lauter Tote die Stadt, lebende Leichname und sterbende Vivazität, die einen glücklich in den Stand gesetzt, nicht am eigenen Zustand zu partizipieren, die anderen in eine Melancholie verstrickt, die den Abgang nicht zum Abgesang erhebt, weiß Gott nicht, sondern zu einer unaufhaltsamen und ganz zielstrebigen Sache.

Über all das brauchte ich kein Wort zu verlieren, es geschieht, es ereignet sich – täglich, stündlich; was letztlich alle betrifft, geht keinen Durchreisenden etwas an. Doch quält mich der Selbstvorwurf, seitdem ich einmal das Wort erhielt, am Anfang, als ich frisch eingetroffen war aus einem Land, das ich verlassen hatte, weil mir da eine ganz ähnliche Todesfurcht zusetzte. Ich frage mich, ob ich, der Jungemigrant, nicht zu naiv, zu vertraulich erregt, hereingelegt von meiner Stimmung, das andere Ufer erreicht zu haben, wie über meine neue Heimatstadt in spe gesprochen habe. Von diesem furchtbaren Gedanken muß ich mich reinwaschen. Denn wer verabschiedet sich schon gern mit dem Nachruf: »Tiefsinnig war der Kerl. Er hat so viel Gutes an uns gefunden.«

Wer einmal außerhalb der Altstadt einen Spaziergang versucht, wobei nicht gesagt ist, daß man es innerhalb unbeschadet könne, herumschlendert also in Nürnberg-Nord oder -Süd, der wird bald den Weg zwischen den Beinen spüren und im Kopf jene Leere, die nicht nur fragen läßt, warum er hier, sondern warum er überhaupt auf der Welt ist. Die Straßen haben etwas vom Gros der modernen Kunst. Sie fordern den Verwegenen auf eine Art und Weise, die ihn nicht bereichert als Lohn für seine Anstrengung, sondern erschöpft. Ja, es wäre nicht zu stark, wenn ich sagte, daß das ein viel zu schwaches Wort ist und »entleeren«, »auszehren« oder »ausnehmen« der Sache schon näher käme. Ich kann diese Straßen nicht entlanggehen, ohne mich schon bald betrogen zu wissen um den ästhetischen Reiz und ausgeplündert an aufgestocktem Lebensgefühl, lokalkoloristischer Erwartung, historischem Interesse und gegenwärtigem Geld.

Zwei Jahre wohnte ich in einer der Straßen gleich hinter dem Bahnhof und stand oft am Fenster, nach Lebendigem Ausschau haltend, nach etwas, das die Straße liebenswert gestaltet, in ein Wohnviertel verwandelt, in eines, in dem man möglicherweise sogar gern wohnt, aber Liebenswürdigkeit und

Lebenswärme suchte ich vergebens – und wenn es nur zwei Leute gewesen wären, die stehenblieben, um sich zu unterhalten! Autos stattdessen rauschten unter meinem Fenster vorbei und Wesen wie Menschen huschten in ihre Verließe. Dort spielt sich dann das ab, banal und unentwunden direkt, was Leben zu nennen ich nicht umhin kann, da sich darin die Franken weniger von den Rheinländern unterscheiden als in ihrem Temperament. Nürnbergs lebendigster Ort ist der Bahnhof, wo man nicht, wie ich einmal, ersten Eindrücken erlegen, aufwertungsduselig glaubte, ankommt, um zu bleiben, sondern ankommt, um weiterzureisen, und abreist, um nie wieder einen Fuß auf dieses düsterselige Pflaster zu setzen.

War das nun einmal anders? Gab es in Nürnberg früher Lebensart? Konnten es Nicht-Franken hier aushalten, ohne ihr Lächeln zu verlieren? Schlage ich ein Buch mit alten Photographien auf, so wird mir klar, was Nürnberg vielleicht einmal gewesen. Von Überraschung zu Überraschung blättere ich. Durch die Bilder ein wenig in Gemütspathos geraten, möchte ich Tränen vergießen beim Vergleich der alten, architektonisch wilden Königstraße mit der neuen, der Konservendose »Kaufhof« geopferten; die Karolinenstraße damals: quirliges, großstädtisches Flair, die Häuser unruhig versetzt, am Ende die Lorenzkirche mit ihrem Tor wie ein Maul, bereit, das ganze dem Mammon verfallene Treiben: Menschen, Autos, Straßenbahnen in eins, zu verschlingen, um es im neuen, wehrhaften Glauben wieder auszuspucken. Doch versiegen die Tränen bald, und zurück bleibt eine gleichsam abstrakte Trauer über den um seine finstere Großartigkeit gebrachten Hauptmarkt, die adstringenten Gassen und massiven Brücken, das viele fränkische Fachwerk: über all dem lastet etwas, etwas, das sich schwer fassen läßt, weil es in seiner Natur zu liegen scheint, sich nach innen zu kehren: etwas Unfrohes, Stockprosaisches, als wäre die von den Romantikern umschwärmte Nachtseite des Lebens ans ernüchternde Tageslicht gezerrt und müßte nun bestehen im baren Ernst der Dinge vor der Verdrießlichkeit ihrer Entzauberer. Wird ein Franke heiter, so schlägt er aus, ganz wie ein Ochse, den man zu melken versucht. Und Nürnberg wirkt, als hieße sein Wahlspruch, daß das Leben bei Gott keinen Anlaß zum Lachen biete.

Nein, das neue hat mit dem alten Nürnberg nichts mehr zu tun. Die Fassaden sind glatt, die Fenster nach Einheitsmaß, die Giebel auf Reißbrettern gezogen, der Markt ist ein inhaltsloses Rechteck, die teils bedrückenden, teils öden Plätze – mit freiem Raum konnte man in Nürnberg offensichtlich nie viel anfangen – wurden vom Verkehr annihiliert, man kennt jetzt städtebauliche Dominanten und setzt sie gegen die zu plötzlich an den Straßenecken emporschießenden Traufseiten der Häuser mit Backsteinsäulen und mehrfach gegliederten, durch Schnecken und Säulen verzierten Volutengie-

beln, Fußgänger- oder besser Warenhauszone gegen lebendige Ladenstraßen, Stadtsparkasse statt Stadt der Museen, die Bayerische Landesbank für den »Offenen Zeichensaal«; quält sich da nicht ein aus der historischen Erfahrung verdrängter Menschenschlag durch die Straßen? Nicht etwa darum ist das alte Nürnberg nicht das neue, weil es das Alte neu im Schoße trüge, das wäre nach den Schmähungen nun noch eine Verleumdung. Auch ich verdrücke mir gern die Jahre vor dem Kriege. Der Landesvater hat es gesagt, und er steht, wenn er etwas sagt, nie allein, daß Deutschland endlich aus dem Schatten seiner Geschichte heraus- und, das hat er nicht gesagt, in den Schatten seiner Zukunft hineintreten müsse, damit Deutschland wieder das werde, was es einmal war: eine selbstbewußte, um seine Großtaten nicht verlegene Nation. Die Frage, wann genau es das gewesen wäre, dürfte sie, die uns als nationale Besinnung und Ertüchtigung das tägliche Absingen, wenigstens aber Anhören der Nationalhymne empfehlen, nicht einmal aus dem Konzept bringen.
Wenn Nürnberg nicht ausgerechnet eine so deutsche Stadt wäre! Mit deutscher Gründlichkeit zeigt sie uns, was Deutschland-West nach dem Krieg zu sein wünscht: ein Nichts an wirtschaftlicher Domestikenpotenz mit einer ins Museale und Ästhetische verwünschten Vergangenheit, schön, sich dieser nach Maß zu erinnern, aber nicht wirklich. Und so erscheint Nürnberg als eine Vorstellung für den Kopf, als eine genau gezeichnete, auf Vollständigkeit bedachte, jedes Haus abbildende Panoramakarte, wie sie in Kaffee-, Tabak- und Andenkenläden gekauft werden kann. Wohlig in den Gesamteindruck erhoben, nimmt der Betrachter mit seinem stimmungstrunkenen Blick die strikt enttäuschende Einzelheit des Wirklichen nicht mehr wahr; er sieht, was gar nicht da ist, und übersieht, daß nichts von dem wirklich das ist, was er sieht. Nürnberg hat sich ihn gekauft.

So wenig Deutschland jemals das Land der Dichter und Denker war, sondern das Land gegen sie, so wenig ist Nürnberg eine Stadt der Poesie, vom Gedanken zu schweigen. Mag der Dichter an Deutschland verzweifeln im allgemeinen nach wie vor, der Ort, wo er es im besonderen kann, ist Nürnberg. Darum meide er ihn, wenn möglich. Natürlich hat es auch etwas Spreu hierher geweht, wie Schwerenöter des Wortes und zahnlose Sänger ja überall auf der Welt, von Wunsiedel bis Kuhschnappel, zu finden sind. Und wenn nicht hergeweht, dann sind sie hier festgewurzelt im Generationengeschirr. Dicht muß sich das Häufchen zusammendrängen und, damit man überhaupt von Dichtung sprechen kann, die Erlanger Neue Gesellschaft für Literatur hinzuzählen. Gleichsam anonym tümpelt diese Kunst vor sich hin; ihre verwechselbaren Schöpfer treten zuweilen am Biertisch in Erschei-

nung. Hat aber einer Erfolg, haut er ab, so schnell kann ihn kein Referent festhalten, dem unterstellt, das kümmere ihn. Es lebt in Nürnberg kein Autor von Rang, nicht einmal einer mit Namen, worauf in Deutschland immer mehr zurückgegriffen wird, seit die Ränge sich leeren und die Namen sich mehren.

Nürnbergs Einstellung zum Geist, falls ein Verhältnis überhaupt erwogen werden kann und Geist das, worauf ich hinauswill, beim richtigen Namen nennt, ist nicht originell, dafür disqualifizierend: Man verbannt ihn aus seinen Mauern und läßt ihn, wo er auf Distanz gehalten und argwöhnisch beobachtet wird, läßt ihn, je nach Bedarf und soweit nicht zu vermeiden, durch ein Hintertürchen wieder herein. Ich spreche vom Kopf Nürnbergs, der in Erlangen sitzt. Nürnberg hat auch seine reizende Nichtigkeit, die Posteriora: Fürth, aber keine Beine – das ganze anatomische Gebilde denkt nicht daran, sich in irgendeine Richtung zu bewegen, selbst wenn in Erlangen gedacht wird und, wie es gemeinhin heißt, der Kopf denkt, der Bauch aber lenkt. Der lenkt auf die Stelle, auf der er sich befindet. Wer hat einen Bier- und Bratwurstwanst schon Sprünge machen sehen? Kopf und Bauch liegen fünfzehn Kilometer auseinander. Dazwischen gibt es viel Knoblauch um den Hals, der gleich in beide Richtungen schützt: in die eine vor Geistesbissen, in die andere vor Verkalkung. Dem beleidigten Erlanger, der nichts mit Nürnberg zu schaffen haben will, muß ich entgegenhalten, daß der Kopf leicht zur Splendid isolation neigt. Aber seine Autonomie war immer nur eine in der Einbildung.

Das Leben in Erlangen ist demzufolge und auch volkstümlich verstanden nichts anderes als eingebildet. Peinliche achtundsechzig Jeansträger noch, aus Enttäuschung über den verunglückten privaten Lebensplan auf die linke Seite verschlagen, nicht einmal die Hälfte von ihnen mit lässiger Mähne mehr und einem widersetzlichen Vollbart, der Rest in gebügelten Hemden und mit einem die Verwegenheit abbildenden und gleich wieder zurücknehmenden Schnauz. Die anderen teilen sich die Ehre in Professoren, Studenten, Siemensianer und Sonstige, alle zusammen, nun vielleicht doch nicht ganz ausnahmslos, schicken sich in die Einheit eines neudeutschen, fleißneidisch-aufgeschlossenen Kleinstädterstandes. Früher hießen sie Philister. Dieser Menschenschlag ist in Erlangen womöglich noch schlimmer als der in Nürnberg, eben weil er nichts zum Aufblicken hat, sondern nur den herablassenden Blick scheinbarer Selbstgenügsamkeit. Daß dem nicht so sein kann, weist die hohe Selbstvertilgungsneigung der Erlanger aus. Mehr Leute bringen sich nur noch in Berlin um. Ich tippe als Grund weniger auf die Landschaft, das bedrückende metereologische Klima, nicht einmal auf die Verleugnung des Leibes Nürnberg, sondern auf den erzprotestantischen

Ehrgeiz mit seiner Vergötterung der Leistung und die großen Schwierigkeiten und Hindernisse, die die Deutschen jedwedem Drang über das Bestehende hinaus und sogar dem Drang in das Bestehende hinein neuerdings, da das besetzt gehalten wird wie eine Latrine, entgegenstellen, das Klima also, das ich, um im Bilde zu bleiben, leider geistig nennen muß, so falsch es sich plötzlich erweist. Denn Geist wird an der Erlanger Universität nicht gelehrt, dafür Notenjagd, Nachbeten und Anpassung, heute mehr denn je, wie man sich das Liebkind bei seinem Professor erschmeichelt, weil der nur ein solches weiterempfiehlt oder gleich bestens plaziert.

Ich will den Erlanger Studenten nicht grundsätzlich eine Anlage zum Großen, Kraft zum Tätigen und Eifer der Gesinnung unterstellen, das ganze Arsenal eines starken Verstandes und eines mächtigen Gemütes, die dann von der Organisation des heimischen Lebens jedesmal in Schmalspurdenken und Brackwasser sinternde Engherzigkeit umgemünzt werden. Es geht vielmehr um das Arrangement mit dem Mittelmaß, für das es schon bester Empfehlungen bedarf, anders man sein Studium als Taxifahrer beendet oder, eine Erlanger Spezialität, als Rikschachauffeur. Die Universität ist, wie die ganze Republik, auf das funktionale Gerippe abgemagert und dem Heroin der baren Münze verfallen, nichts als eine Versicherungsanstalt gegen das unterständige Leben, eine Postenvermittlungsagentur, der Dienstleistungsbetrieb einer Serie im Sinne des Fortschritts ständig verbesserter Akademiker. Freilich mögen einige wenige berufene Köpfe am Orte wirken, streng zu unterscheiden von den Okkupanten, die auf die gleiche Weise zu ihrem Lehrstuhl gekommen sind, wie sie ihre Doktoranden lancieren, Köpfe, denen es gestattet sein muß, sich einen Nachwuchs gleichen Musters heranzuzeugen, denn auch das Unkörperliche will sich fortpflanzen. Doch die Originale, wo gedeihen die? Und ich, im Köhlerglauben großgeworden, zu einem freien Land, und ich hielt es für frei, gehöre ein freier Geist, und ich hielt ihn für frei, ich mußte begreifen, wie gut einem unfreien Land der freie Geist steht, da er doch *be*freit, und wie er anderenlands schlicht *ge*freit wird.

Ein anderer, der in Erlangen zu unserer Musik »Schwarzer Peter und der Wolf« den Taktstock schlägt, ist ein hünenbrüstiger, kleinköpfiger, kurzgeschorener Kulturerer, ein Mann des Wortes wie kein zweiter im Einzugsgebiet von Neustadt an der Aisch über Herzogenaurach bis Uttenreuth. Mit seinem Amtsgenossen in Nürnberg sollte ich ihn nicht vergleichen, weil er unvergleichlich ist in Erlangen. Der Kulturreferent unseres Bauches hebt sich von dem des Kopfes in erster Linie dadurch ab, daß er eine Yacht besitzt, während es sein Kollege mit der Kulturverteilung zu einem Anwesen gebracht hat, nur. Beide verhielten sich stets mit einer unverbindlichen

Affektion zu mir, ich habe nichts gegen sie, im Gegenteil, für ihre freundliche Art möchte ich ihnen an dieser Stelle ebenso freundlich danken. Während mich der Bauchredner gleich in das Mysterium der Aussichtslosigkeit einweihte und mich auf eine gesunde, entsagende Haltung vorbereitete, warnte mich die Kopfstimme vor I- und De-Solation. Noch selbst dem seine Seele in den kalten Ofen Aushauchenden würde dieser Autor diverser Gartenbücher eine Einladung zu einer seiner Veranstaltungen und veranstalteten Veranstaltungen übersenden mit der Begründung, daß das noch jedem hoffnungslosen Schöngeist wieder auf die Beine helfen könne: Ein solches Charisma nennt er sein eigen. Wer fest daran glaubt, dem winkt nicht nur gelegentlich ein Freibier, sondern der Kulturpreis. Das Publikum ist durchsetzt von zukünftigen Kulturpreisträgern. Es ist weniger die Frage, wer ihn bekommt, als wann er ihn bekommt. Der Preisträger, gewinnt man den Eindruck, braucht sich nicht unbedingt durch seine Werke hervorzutun, wohl aber durch die Frequenz seines Gesichtes, welches allerorts so bekannt sein muß, daß man es schon nicht mehr sehen kann, ohne die Preisverleihung in einen Akt seiner Auslöschung durch Überkleben mit Urkundenpapier umzuwünschen.

Die Bundesrepublik Deutschland erschien mir, kaum war mir ihre Bürgerwürde verpaßt, als eine rechte Schacherrepublik, als ein facettenverschmiertes Geschäftemachersystem, errichtet auf den Eckpfeilern von Macht und Ohnmacht im großen, Machern und Mitmachern im kleinen, wobei den Mitmachern eine bedeutendere Rolle zufällt als den Machern, denn hinter den Machern steht die Allmacht des Geldes und dem Geld pressiert es, die bestmögliche Vermehrung zu wählen; die Macher verdienen also nur die Eintänzer der Nation genannt zu werden und bedürfen der Mitmacher wie der Clown des Publikums. Was für eine bodenlose Aufführung! Wir kennen sie alle oder könnten sie alle kennen. Das Erwachen war immer ein böses, aber aus ihrer Betroffenheit lernen die Deutschen nichts, vielleicht weil jedes Mal – und schlimm, wenn das nicht geschieht – gleich die wieder vor ihnen erstehen, die wissen, wie es gemacht wird, wie die Ruine des heruntergehurten Theaters abzureißen und ein neues Volksprogramm aufzubauen sei: vorausgesetzt, daß auf die Bereitschaft mitzumachen gezählt werden könne. Können sie; bei den Deutschen ist das keine Frage. Nach der halbherzigen, mehr dem Wunsche als der Notwendigkeit gehorchenden, schon gleich von Machern durchsetzten achtundsechziger Erhebung der Wenigeren, einer plötzlichen, mehr durch Ansteckung von außen als aus eigenem Impuls hervorgerufenen Epidemie des Zweifels am System und des Mißmutes über seine Macher, liegen die Deutschen wieder auf dem

Bauch und robben nach Kommandopfiff, im Kopf die Devise: »Mach dich klein und steh's durch! Mach mit!« Der Deutsche, unfähig zum geringsten Widerstand, steht sein ganzes Leben durch und nimmt dafür in Kauf, für Zwecke, die ihn von sich selbst entfremden, eingespannt zu werden, denn der Deutsche, unter uns, kann dem Leben nicht viel abgewinnen, wenn das nicht mitmachen heißt, tätig oder tätlich, egal, Hauptsache mitwirken an einer Sache, die seine selbstgewählte, seine selbstverschuldete Kleinheit transzendiert. Das Machen mußte er erst lernen, von den Amerikanern, die es aus England importierten; er hat es schnell getan. Das Mitmachen, diese tugendsame Ohnmacht, diese treuherzige Ratlosigkeit, dieses aktive Sichgehenlassen, dieses weggeträumte Vertrauen in die eigenen Entmündiger – das wurde ihm in die Wiege gelegt; es entspricht seinem hyperfleißigen Phlegma, seiner Fähigkeit zum Traumduseln, während er im Geschirr steckt, seiner falschen Bescheidenheit.
Was aber wären die Macher ohne die Mitmacher? Sie stünden allein, denn das Geld wäre längst flüchtig geworden oder zauberte wie ein Kartenspieler seinen letzten Trumpf: einen neuen Diktator, aus dem Ärmel. Endlich und: Auch gut, maulte da die Ohnmacht und verschlänge die Macher ohne viel Aufhebens.

Über manches wäre noch zu reden, darüber, daß jedes Thema sein Tabu hat und das offene Wort immer leiser den Besitzer wechselt, je tiefer man in den Provinzmief hinabstrudelt; aber es wird ja hoffentlich noch etwas anderes geben in Erlangen, es wird ja nicht nur aus Geist bestehen, der nicht existiert, und einer Kultur, die sich selbst bestreitet – zu wenig für eine Großstadt. Und wirklich: durchsetzt ist unser Städtchen nicht von Professoren, Doktoren, Studiosi allein, von Schaffenden und Kulturverlassenen, sondern von einer Gattung, die die Unauffälligkeit zu einer Spezies des sexus potior hat avancieren lassen. Man trägt ein Hütchen und unterscheidet sich voneinander, ob die Krempe dieses Hütchens hochgeklappt, hinten, oder wie eine Traufe herabgezogen wird, rundum, das ist schon alles. Von einem Beamten unterscheidet man sich durch die etwas gehobene Qualität der Anzüge und einen etwas weniger faden Ausdruck des Gesichts, in dem ein heimliches Glück lächelt, sowie durch eine Anspannung des Körpers, die von Disziplin und Konzentration zeugt. Man tritt niemals einzeln auf, weil man einzeln nichts ist und einzeln niemals in Erscheinung treten würde; erst in der Verdreifachung, Verfünffachung, wenn möglich als gutes Dutzend ist man, was man ist: man. In Gesellschaft setzt man es als bekannt voraus, und nur gegenüber dem Ignoranten vom Mond und auch erst zu später Stunde und wirklich nur, wenn der Frager nicht locker läßt, spricht

man von Belegschaftsaktien, deren Abgabepreis die Börsenkurse in selige Höhen katapultieren, und von der Dividende, die allein zehn Prozent beträgt. Man lächelt über die Unwissenheit des Zuhörers und darüber, daß man, gegen den eigenen Willen, Gelegenheit erzielt, all seine Privilegien vor sich selber wieder einmal auszubreiten. Unbefragt folgt nun das Haus am Stadtrand oder in den Neusiedlungsdörfern, die so unverfängliche Namen tragen wie Großenseebach, Dormitz oder Neunkirchen. Und der Wagen, gehobenere Mittelklasse, man hat sich auf die Marke nicht geeinigt, darin zeigt man Individualität. Den Urlaub, der noch schöner wird in der Wiederbelebung durch das Wort und durch das stumme Staunen des Zuhörers, kostet man in aller Beiläufigkeit aus. Man reiste familiär und in moderater Kilometerzahl.

Diese Spezies ist ein deutsches Wertprodukt. Sie dient Deutschlands anonymem Nachkriegsruhm und konstruiert seinen Untergang. Doch nicht sie selbst trägt die Last der Verantwortung dafür: es sind die Stifter, die Verursacher, die Verschulder, die Macher; sie macht nur mit. Das Gewissen der Spezies schlägt dafür, daß es bleiben möge, wie es kommt. Für sie ist eine Katastrophe, wie wir sie in Panik erleben, nicht folgenschwerer als ein Aufenthalt im Hochgebirge. Sie strahlt Sicherheit aus, Angst ist ihre Sache nicht, sondern Gleichmut, Gleichmut aus besserem Wissen. Sie steckt in der Materie, täglich geht sie mit ihr um, das Haus nimmt der Spezies so leicht keiner. Sie glaubt noch an das, was sie tut, die Einheit der Gesinnung schwellt ihren Brustkörper. Zweifel könnte sie sich nicht leisten, das gesteht sie offen; Zweifel würden den Wert ihrer Arbeit untergraben, und allein dafür steht sie gerade. Ruhigen Wissens und Gewissens läßt sich die Spezies verkohlen, indem sie den Kopf in den Sand der Elementarteilchen steckt.

Wenn es die Spezies nicht gäbe, könnte ich glauben, das Spiel sei ausgemacht in Deutschland (West): die, die es wissen und es sich erlauben können zu wissen, wüßten Bescheid, es gäbe ein nonverbales Einverständnis, und der zynische Nihilismus hielte sie im Aufsteigbügel, während sie insgeheim am Aussteigbügel probieren: Die privaten Jets stehen vollgetankt bereit. Alles falsch und linke Propaganda! Die Spezies zeigt uns, daß in Deutschland immer Menschen gelebt haben, daß der Wandel der Geschichte über diesen freudigen Umstand hinwegglitt, ohne etwas zu ändern an ihm, folglich werden auch weiterhin Menschen in Deutschland überleben, und wie sich das lohnt, wie es sich entgegen von Bedrohung und Gefahr einrichten läßt, wie erstrebenswert ein Leben auf dem Pulverfaß, auf der Müllhalde ist, wenn man sie nur sauber hält, davon zeugt niemand besser als unsere Spezies und dafür. Zweitens zeigt sie uns, was es heißt, verläßlich zu sein; was es bedeutet, daß Deutschland Verlaß auf sie haben

konnte, auf sie haben kann, auf sie wird haben können und gekonnt haben können. Das eine folgt aus dem anderen, denn verläßlich ist nur der, der da ist und auch bleibt, weil sein Haus da steht, sein Bunker und, zwar nicht steht: sein Erdloch. Aber so weit sind wir noch nicht. Denn drittens wollen wir nicht schwarzmalen, in Erlangen doch nicht, eine dumme Angewohnheit diese Visioniererei – bei dieser Kerwa!

»Erlangen ist eine Stadt«, hörte ich einmal einen Argentinier am Telefon sagen, »mit einer einzigen Straße.« Durch diese Straße wälzen sich Samstag vormittags und am langen Einkaufssamstag auch nachmittags an die hunderttausend Menschen, auf Fahrrädern und auf den Beinen. Es geht friedlich zu, die Bettler machen es sich undramatisch am Rande bequem, die Gesichter wirken im großen und ganzen nicht so vollständig leer bei vollgepackten Tüten wie in Nürnberg, Gesichter sind zu sehen, die die Gemeinheit noch nicht plattgestempelt hat und die Lebenssorge vermickert. Das liegt wohl an dem Wind, der durch die Gassen pfeift, oder an der Übermacht der Jugend im Gedränge; den Reizbonus können ihr die Alten nicht nehmen, solange sie verdrossenere, saurere, sattere Mienen ziehen und sich durch einen Trottelschritt disqualifizieren.

Erlangen ist, anders wäre es ein Mißverständnis, *kälter* als Nürnberg, wie verschieden man das Wort auch auslegen mag. Und trotzdem, das Paradox: das kleine Innenviertel, einmal für die Hugenotten abgezirkelt, die Sträßchen schnurgerade und im rechten Winkel zueinander, mit seinen Kneipen und kleinen Geschäften, den Innenhöfen, erscheint mir heute wohltuend, das Maß der Zimmer, in das man am frühen Abend, wenn die ersten Lampen aufleuchten, einen Blick hineinzuwerfen Gelegenheit hat, ist ein ganz Erlangen-eigenes, niemals protzig, nicht einmal groß, aber auch nicht eng oder schmal, abgespart an des Menschen Raumverlangen wie die Nachkriegswohnungen Nürnbergs: ganz auf die Funktionen des Menschen abgestimmt; Erlangens alte Zimmer sind ausgewogen mit einem Hauch Weimarer Klassik, die es, als die Häuser errichtet wurden, noch nicht gab. Über dieses Maß könnte ich mich begeistern jedesmal, es mögen zwanzig Meter im Quadrat sein, ein bißchen mehr oder weniger, ich frage nicht danach, in einigen Wohnungen war ich und frönte meinem Wohlbehagen.

Außerhalb dieses Viertels bröselt Erlangen auseinander, da noch eine Straße, durch die sich wegen des Innenstadtverbots der Verkehr preßt, dort noch ein paar Häuser, nachgesetzt, nachgesiedelt, langweilig, wieder eine Ausfallstraße, die Autobahn, die die mühsam zusammengehaltene Stadt in zwei ungleiche Hälften zerteilt – aber so ungefähr ist das ja inzwischen überall auf der Welt. Vom Burgberg aus, wo's noch am schönsten ist und wo es mich immer hinauftreibt, aus der Stadt hinaus, in die sich anschlie-

ßenden, von Gleichleidenden freilich hoffnungslos überfüllten Wälder, vom Burgberg aus sieht man in einem Blick zurück auf das Ensemble, wie es lieblos daliegt in seinem Hang zum Disjunktiven, deutsch und protestantisch, mit seinem Wahrzeichen, einem architektonischen Kunststück allergleichen, der Kopfklinik. Niemand kann sich ihres Eindruckes erwehren. Ob von oben, von vorn oder von hinten, ob von unten, immer sieht sie gleich aus: übermächtig. Unser aller Ausweglosigkeit soll sie wohl demonstrieren, Sinnbild dessen sein, daß es nichts anderes mehr gibt als die gemachte Welt und wir uns damit abzufinden haben. Auf diese Weise mildert sie, die Kunst unserer Tage, unseren Ekel vor jedwedem vom Gelde korrumpierten Menschenwerk, sie nimmt uns den Abscheu durch Gewöhnung an das Unabänderliche, beschwichtigt den Aufruhr in uns und weist mit ohnmächtiger oder zynischer Geste auf die Überwältiger, deren von Elephantiasis befallene Hoden immer Neues, Zweckmäßigeres, immer Großartigeres und Gigantischeres, Platzfressenderes, Menschenverschlingenderes über den Planeten hinwegzeugen müssen, bis der vollgestellt ist wie ein Krempelmarkt. Die Kunst ist dabei, sie ist mit von der Partie, sie entmutigt uns immer. Sie hypertrophiert das Hypertrophe, sie *ist* der Dreck, den die Mächtigen fallenlassen. Und sie lebt davon, die Mächtigen subventionieren und wir fressen sie: die Scheiße der Macht.

Damit schließt sich der Kreis. Vor der Kopfklinik Windspiele im Calderlook, eine Serra-Stahlplatte vor dem Eingang eines Verwaltungsgebäudes, Warhols Plastikgesichterserien in den Kaufhausregalen, in der Fußgängerzone zwischen den Einkaufsparadiesen eine zur Abstraktion erhobene, klaffende Vagina von Henry Moore, im Neubaugebiet der Mahnhaufen einer Lastkraftwagenladung Bruchsteine: es gibt nichts anderes mehr als die gemachte Welt, und nichts soll darüber hinausweisen; Verzweiflung wird gefördert bis zur Fügigkeit.

Die einzige Straße, ganz Erlangen, wie der Argentinier am Telefon meinte, ist sonntags, bei geschlossenen Geschäften, wie leergefegt. Der Wind pfeift. Zuweilen lastet auch die Sonne darüber. Oder es ist wie an einem Januartage im Smogalarm, bei brechender Kälte. Immer wieder frage ich mich, wo denn die Erlanger stecken, die tags zuvor noch wie eine Herde Rinder durch die Straßen trieben, hinauf und hinunter, von Reizen angelockt, von Enttäuschungen abgestoßen, immer wieder die Richtung wechselnd. Ich werde es wohl nicht erfahren, denn sonntags geht es zurück, da pflege ich abzureisen: nach Nürnberg.

JEDE WOCHE

INTELLIGENTE

DAS **PLUS**

ZU IHREM BUCH

ES IST ZEIT DIE

Volkszeitung

ZU LESEN

IM HANDEL DM 2,–

3-Wochen-Test **kostenlos.** Tag und Nacht

02 11 / 16 00 10

oder Postkarte an **Postfach 2726, 4000 Düsseldorf 1**

Das Literarische Programm bei Pahl-Rugenstein. Ganz neu in diesem Herbst.

Der erste Roman von Ernest J. Gaines

Ernest J. Gaines
Eine Zusammenkunft alter Männer
Roman. Aus dem Amerikanischen von Peter Liebich
Originaltitel:
A Gathering of Old Men
245 Seiten, Leinen, DM 28,–

„Der beste Roman über Rassenbeziehungen in den Südstaaten seit Jahrzehnten" – so schreibt Village Voice, New York.

Volker Schlöndorff hat dieses Buch verfilmt. Sein Film „Ein Aufstand alter Männer" ist ab Ende September in den Kinos.

Andreas Kilb in DIE ZEIT: „A Gathering of Old Men" von Ernest J. Gaines ist eine der besten Geschichten, die Volker Schlöndorff bisher verfilmt hat.

Ding Ling
Hirsekorn im blauen Meer
Erzählungen. Aus dem Chinesischen
300 Seiten, Leinen, DM 32,–

Artjom Wesjoly
Rußland in Blut gewaschen
Roman. Aus dem Russischen
670 Seiten, Leinen, DM 34,–
Erscheint im 4. Quartal

Cintio Vitier
Eine Straße in Alt-Havanna
Roman. Aus dem Spanischen
369 Seiten, Leinen, DM 29,80

Erasmus Schöfer
Flieg Vogel stirb
Erzählungen
224 Seiten, Leinen, DM 22,–

Daniil Granin
Das Gemälde
Roman. Aus dem Russischen
467 Seiten, Leinen, DM 29,80

Viktoria Tokarewa
Zickzack der Liebe
Erzählungen. Aus dem Russischen
316 Seiten, Leinen, DM 29,80

Henri Lopes
Blutiger Ball
Roman. Aus dem Französischen
388 Seiten, Leinen, DM 29,80

Werner Heiduczek
Verfehlung
Novelle
128 Seiten, Leinen, DM 22,–

Otti Pfeiffer
Der Nachlaß
Roman
240 Seiten, Leinen, DM 28,–
Erscheint Mitte September

Steffen Mensching
Tuchfühlung
Gedichte
102 Seiten, Leinen, DM 18,–

Michail Scholochow
Neuland unterm Pflug
Roman. Aus dem Russischen
Erstes Buch
464 Seiten, Leinen, DM 32,–

Günter Wirth
Heinrich Böll
Religiöse und gesellschaftliche Motive im Prosawerk
300 Seiten, Leinen, DM 29,80
Erscheint Ende September

Hans Brender
Der Mensch, der will fliegen
Einsprüche und Essays zu Politik und Kultur der Bundesrepublik
Herausgegeben von Frank Benseler und Karl-Heinz Braun.
208 Seiten, Paperback, DM 18,–

PAHL-RUGENSTEIN

Unsere Bücher sind Lebens-Mittel.

Peter Weingart
Schnelle und langsame Brüter

Die deutsche Wissenschaft zwischen Mittelmässigkeit und Weltniveau

1. Zwischen nationaler Katastrophe und dem Triumph des Willens

Mit der deutschen Wissenschaft verhält es sich ein bißchen so wie mit Hänsel und Gretel im großen Wald: Da überfällt sie auf einmal die unbestimmte Angst, und um sie zu vertreiben, beginnen sie laut zu singen. Da schon nicht klar ist, wovor sie Angst haben, wissen sie auch nicht, ob das Singen hilft. Die Angst ist selbsterzeugt, und das Mittel, mit dem sie vertrieben wird, ohnehin. Die Gefühlslage läßt sich nicht stabilisieren. Auf jeden neuen Anfall von Angst wird mit neuerlichem ›Sich-Mut-Machen‹ reagiert.

Wie jede Parabel trifft auch diese die Situation zwar nicht in allen Details, aber doch im Prinzip. Zuerst ergriff die Angst die Wissenschaft bzw. ihre Selbstverwaltungen, die DFG und den Wissenschaftsrat. Sie sahen die deutsche Grundlagenforschung in Gefahr, weil die ›demokratisierten‹ Universitäten unter der ›Gleichmacherei‹ der post-achtundsechziger Reformen und deren unmittelbaren quantitativen Konsequenzen litten, nämlich der Vervierfachung der Studentenzahlen gegenüber 1960, wodurch der qualifizierte Nachwuchs unter die Räder zu kommen schien und das Leistungsprinzip diskreditiert wurde. Kurz vor der moralischen Wende warf diese ihre Schatten schon voraus: mit der Entdeckung der »Spitzenforschung« war der psychologische Schritt zur selbsterzeugten Angst getan, die konsistenten Wirklichkeitsdeutungen folgten auf dem Fuß. Die Angst ergriff jetzt auch Politik und Medien, die sie amplifizierten. Die Entdeckung der Spitzenforschung als Grundlage der Überlebensfähigkeit der Nation (1964 hatte Picht mit der Überzeugung, diese Überlebensfähigkeit gründe in der besseren Ausbildung breiterer Bevölkerungskreise, ein Jahrzehnt Bildungsreform in Gang gesetzt) ging mit der Wiederentdeckung der »Elite« einher. Ganz Kluge hatten das selbstverständlich schon immer gewußt, und die »Spitzen« unter ihnen wie der damalige Präsident der Max-Planck-Gesellschaft wußten auch, daß man das sogar wissenschaftlich begründen kann: Begabung ist nämlich »maßgeblich auch durch Veranlagung genetisch bedingt«, und wesentliche Fortschritte beruhen »immer auf der Leistung einzelner...«[1]

Neben dem Nachwuchsproblem waren es auch eine Reihe anderer ominö-

ser Indizien, die Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker plötzlich verängstigten: das Japan-Syndrom – inzwischen ist nicht einmal mehr sicher, daß die Japaner doch nur alles nachmachen können, vielleicht eine genetische Mutation? –; die Verschlechterung der Patentbilanz; die geringe Produktivität der deutschen Wissenschaftler; die Geringschätzung ihrer Arbeiten im Ausland, gemessen in der Zahl der Zitate, die sie erhalten; und schließlich die klägliche Bilanz deutscher Nobelpreise in den Naturwissenschaften: gegenüber den 37 in der Zeit von 1901 bis 1944 seitdem nur 13 bis 1984.

Was diese Angst noch steigerte, war der Umstand, daß es am Geld nicht liegen konnte. Die deutsche Forschung gehört zu der am großzügigsten finanzierten in der Welt, rund 2,8 Prozent vom Bruttosozialprodukt werden für sie verausgabt, nur noch übertroffen von den USA und Japan. Rund 52 Milliarden Mark gehen jährlich in Forschung und Entwicklung (F & E), davon 20 Milliarden aus Steuergeldern, der Rest von der Industrie, die damit – verglichen mit allen anderen OECD-Ländern – den höchsten Anteil in die Wissenschaft investiert. So ging bald der böse Spruch um, die Finanzierung der deutschen Forschung sei erstklassig, die Ergebnisse aber seien nur zweitklassig.

Klagen über Geldmangel sind zumal von den Naturwissenschaftlern auch kaum zu hören. Der Göttinger Laser-Physiker Fritz Peter Schäfer, der, inzwischen mit dem G. W. Leibniz-Preis geehrt, sicher nicht unter das Verdikt der Zweitklassigkeit fällt, fährt mit seinem tragbaren Computer im Winter auf die Malediven: »Ein bißchen schreiben, ein bißchen schnorcheln – wunderbar.«[2] Die große Schar der Namenlosen, auf die das Urteil gemünzt ist – irgendeiner muß ja gemeint sein –, machten und machen deshalb auch andere Gründe geltend: die Last der Selbstverwaltung, die Lehrbelastung, aufmüpfige Studenten und eine hirnrissige Verwaltung, deren Hauptaufgabe in der Forschungsverhinderung zu bestehen scheine.

Unmittelbar nach dem Machtwechsel in Bonn begann sich der neue Forschungsminister Riesenhuber dem Problem der Spitzenforschung zu widmen. Er teilte die Besorgnis um die deutsche Spitzenforschung und begann, im Sinne unserer Parabel, laut zu singen. »Zwischen den Hochschulen muß mehr Wettbewerb um wissenschaftliche Leistung stattfinden...«, ließ er den Kanzler in seiner Regierungserklärung 1983 sagen. Eigeninitiative, Stärkung der Eigenverantwortung, Verbesserung des Forschungsklimas, leistungsorientierte Differenzierung der Forschungsförderung, mehr personelle Flexibilität durch übertarifliche Bezahlung der Spitzenforscher, Forschungsprofessuren auf Zeit, Abbau der Bürokratisierung in der Wissenschaftsförderung, Freiräume bei der Verwendung von Drittmitteln, immer

wieder auch das Setzen auf Spitzentechnologien in der Biotechnologie, in der Materialforschung, in der Elektronik, in der Raumfahrt: so und ähnlich wurde Minister Riesenhuber nicht müde, seinen Forschern und der an Fortschritt und ›High-Tech‹-Segen zweifelnden Öffentlichkeit Mut zu machen.

Und nun geschah das Wunder, gerade rechtzeitig vor der Bundestagswahl: Georges Köhler erhält den Nobelpreis 1984 für Medizin, den elf Jahre lang kein Deutscher erhalten hatte; Klaus von Klitzing erhält den Nobelpreis 1985 für Physik, seit 22 Jahren der erste Physikpreis für einen Deutschen; und schon ein Jahr später werden Gerd Binnig (zusammen mit dem Schweizer Heinrich Rohrer) und Ernst Ruska mit dem Physik-Preis geehrt. Schon im März 1985 meldet das Deutsche Patentamt in München, daß die deutsche Forschung ihr Tief überwunden habe und die erfinderische Leistungsfähigkeit wieder Tritt fasse; und im Mai verkündet das Battelle-Institut in Frankfurt, »daß die Gefahr der Abkoppelung der Bundesrepublik von der weltweiten Forschungsentwicklung gebannt sei«.[3] Im April 1986 wird das G. W. Leibniz-Programm der DFG aufgelegt, ebenfalls eine Schöpfung Riesenhubers und seines Ministeriums; vorsichtig und sorgsam in die Wissenschaftslandschaft eingebettet, von der DFG administriert, soll es ›Spitzenforschung‹ fördern, damit »Superhirne ... unbeschwert Nobelpreise anpeilen« können, in »märchenhafter Freiheit«.[4] Heinz Riesenhuber kann erklären: »Deutsche Forschung ist wieder Spitze.«[5] Alle haben jetzt wieder Mut, blicken optimistisch in die Zukunft und fragen sich vielleicht sogar, was denn nun wirklich war.

Die Frage, würde sie gestellt werden, wäre nur allzu berechtigt. Mit ziemlicher Gewißheit läßt sich nämlich sagen, daß, wenn die deutsche Wissenschaft 1980 wirklich Mittelmaß war, sie nicht sechs Jahre später schon wieder Spitze sein konnte, und wenn sie 1986 wirklich Spitze war, muß auch das Lamento von damals Zweckpessimismus oder selbstgemachte Angst gewesen sein. Tatsächlich widersprach der allgemeinen Schwarzmalerei auch die einzige nicht in die kollektive Angsterzeugung rückgekoppelte Einschätzung: in einer Erhebung des Allensbacher Instituts für Demoskopie hatten 40 Prozent der Hochschullehrer behauptet, an ihren Instituten werde international führende Forschung betrieben, »ein etwas rätselhaftes Ergebnis«, wie ex-DFG-Präsident Maier-Leibnitz treffend befand.[6]

2. *Weltniveau in Perspektive – Nobelpreisnostalgie*

Das Gebot psychosozialer Hygiene und erfolgreichen Handelns, Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung nicht allzu weit voneinander abweichen zu lassen, gilt offenbar für Nationen in ähnlicher Weise wie für Individuen. Die Differenz ist: Geschickte Menschen wie z. B. Hochstapler manipulieren die Fremdeinschätzung. Geschickte Politiker manipulieren die Selbsteinschätzung ihres Volkes u. a. über die ihnen nützliche Darstellung seiner Fremdeinschätzung. In der Wissenschaftspolitik hat letzteres Verfahren gute Tradition. Im 19. Jahrhundert verwiesen die Engländer zur selben Zeit auf die organisatorischen Innovationen der Deutschen im Forschungsbereich, als diese die wissenschaftlichen Leistungen der Engländer beschworen. Das geschah auf beiden Seiten mit der Absicht, Staat und Öffentlichkeit für höhere Aufwendungen bzw. institutionelle Neuerungen in der Wissenschaft zu gewinnen. Amerikanische und russische Physiker übten sich in den fünfziger und sechziger Jahren in derselben Praxis, indem sie unter Verweis auf die vorgeblich höhere Leistung der Teilchenbeschleuniger im Land des ›Feindes‹ die Finanzierung ihrer eigenen Großinstrumente durchzusetzen suchten. In solchen Fällen ist also Tiefstapeln das probate Mittel. Der Mechanismus, das ist das Neue, gewinnt an Bedeutung, weil die Sensibilität durch Informationsüberflutung abgestumpft wurde. Die Folge ist Übersteuerung. In die Parabel übertragen: die Zyklen von Angst und Singen werden immer kürzer, Angst bzw. vermeintliche Bedrohung immer übermächtiger, das Singen immer lauter.

Versuchen wir also, Zweckpessimisten, Katastrophisten und ›issue‹-hungrige Medien ebenso wie parteiliche Hoch-Tiefstapler und parochiale akademische Frührentner von dem Streß der selbsterzeugten Zyklen von Mittelmaß-Defätismus und Spitzenforschungseuphorie zu entlasten: durch Abstand und Perspektive.

Die Nobelpreise eignen sich dazu besonders gut. Jedes Jahr werden in den relevanten naturwissenschaftlichen Disziplinen Physik, Chemie und Physiologie/Medizin (also ausschließlich Literatur, Frieden und Ökonomie) drei Preise vergeben, in der Regel an drei (!) Forscher, oft an jeweils zwei, also insgesamt sechs, in den seltensten Fällen an drei, also maximal neun Wissenschaftler. Die Spitzenforschung eines Landes würde demnach höchstens drei bis neun Wissenschaftler eines Landes umfassen, ein so fragwürdiges Maß, daß die amerikanische National Science Foundation seit 1976 gut beraten ist, darauf zu verzichten, sie als Maß der »relativen Position der Nationen in der Forschung« zu betrachten.[7] Weder ist die Klage über die geringe Zahl deutscher Nobelpreise seit 1944 – genauer gesagt seit 1933,

worauf noch zurückzukommen ist – ein Indiz für den Niedergang der deutschen Forschung, noch sind die Preise in jüngster Zeit ein Indikator dafür, daß sie wieder Spitze ist.

Das gilt nicht nur, weil zwischen der belohnten individuellen Spitzenleistung und dem nationalen Forschungsniveau keine direkte Beziehung besteht, sondern auch, weil zwischen Preisverleihung und belohnter Forschungsleistung höchst unterschiedliche Zeiträume liegen. Die Preise für Diels und Alder (Chemie 1950), für Born und Bothe (Physik 1954), für Wittig (Chemie 1979) und für Ruska (Physik 1986) galten Entdeckungen und Erfindungen, die mehr als zwanzig Jahre zurücklagen.[8] Zuckermann hat die Zeitintervalle zwischen der belohnten Forschung und der Preisverleihung für die Zeit von 1951 bis 1972 auf 14 Jahre in Physik und Medizin und 19 Jahre in der Chemie angesetzt, bei zunehmender Tendenz.[9] So ist es kein Wunder zwar, aber ein eher komisches Manöver, wenn Baden-Württembergs Späth sich mit Bayern um von Klitzing rangelt, während sich weder in Berlin noch anderswo ein Politiker fand, der sich Ruskas Preis zuschreiben wollte. (Um die Peinlichkeiten der Vereinnahmung von Nobelpreisen durch Landesfürsten konstruktiv zu wenden – nachher haben sie es schon immer gewußt, vorher gab es nur C 3-Stellen –, wäre daran zu denken, einen Verdienstorden für die Früherkennung und -förderung zukünftiger Nobelpreisträger zu verleihen, nach erfolgter Ehrung in Stockholm.)

Diverse andere Umstände der Vorschlags- und Entscheidungsprozesse im Fall der Nobelpreise, auf die hier nicht eingegangen werden kann, sowie die Problematik von Wissenschaftspreisen allgemein deuten darauf hin, daß mit den Nobelpreisträgern zwar eine Leistungselite identifiziert werden kann, daß sie aber nur einen kleinen Ausschnitt aus der Leistungselite eines nationalen Wissenschaftssystems darstellen, und daß es sich bei ihnen überdies oft um die Elite von gestern handelt, an die nicht mehr sinnvoll wissenschaftspolitische Entscheidungen für morgen geknüpft werden können.[10]

Die Betrachtung der Nobelpreise eröffnet, ungeachtet der Beschränkungen ihrer Aussagefähigkeit, aber noch eine andere Perspektive. Die in den vergangenen Jahren grassierende Enttäuschung über die geringe Zahl von Preisen für deutsche Forscher orientierte sich an der Großzeit der deutschen Wissenschaft, die sich seit 1901 auch in einer absoluten Vormachtstellung bei den Nobelpreisen niederschlug. Dabei wird vergessen, daß diese Vormachtstellung in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zugleich auch unwiderruflich die Endphase der Vorherrschaft einer europäischen Nation in der Wissenschaft war. Deutschland als die ›verspätete Nation‹ hatte nach England und Frankreich die Führung übernommen, um sie so-

dann an die USA abzugeben. Entgegen der gern verbreiteten Legende, die Nationalsozialisten hätten den Niedergang der deutschen Wissenschaft auf dem Gewissen, hat sich die Stafettenübergabe an die Amerikaner bereits zu Beginn der zwanziger Jahre angekündigt. Orientiert man sich beim Nobelpreis sowohl an der Zahl der Vorschlagsberechtigten als auch an der der vorgeschlagenen Wissenschaftler, also an dem quantitativ umfangreicheren ›Vorfeld‹ der eigentlichen Preisentscheidungen, so steigt zwar die Zahl der Deutschen während der ersten drei Jahrzehnte noch weit stärker als die irgendeiner anderen Nation, aber aus der Rückschau fällt der stetige Anstieg der Amerikaner auf, die schon Ende der zwanziger Jahre alle anderen europäischen Nationen mit Ausnahme Frankreichs hinter sich gelassen haben.[11] Selbst wenn die Nazis die jüdischen und aus anderen Gründen mißliebigen Wissenschaftler nicht vertrieben hätten, wären die USA zur führenden Wissenschaftsnation geworden, nur ein bißchen später. Wenn die deutsche Wissenschaft sich heute an der der USA mißt, versucht sie in der falschen Liga zu spielen.

3. ›Arteigene‹ Wissenschaft – ein vergessener Bewertungsmaßstab für Spitzenforschung

Manche Entschuldigungen für vermeintliches Mittelmaß ebenso wie offene oder implizierte Ansprüche der Wiedererlangung nationaler Größe werden mit dem Hinweis auf das Schicksal der deutschen Wissenschaft im Dritten Reich begründet.

Der Hinweis auf die NS-Zeit zur Entschuldigung für den gegenwärtigen Zweitligastatus ist gesondert zu bewerten. Er hat einen richtigen und einen moralischen Kern. Zu letzterem zuerst: Über die bekannte freiwillige Selbstgleichschaltung der deutschen Universitäten und das Bekenntnis von 700 Professoren zu Adolf Hitler und dem Nationalsozialismus hinaus hat jede neue Untersuchung über das Schicksal einer wissenschaftlichen Disziplin, die in den letzten Jahren durchgeführt worden ist, das gleiche Ergebnis erbracht: Psychologie, Psychoanalyse, Psychiatrie, Soziologie, Anthropologie, Humangenetik, Medizin, Ingenieurswissenschaften und mit Einschränkungen sogar die Physik gingen alle bereitwillig den Pakt mit den neuen Machthabern ein, proklamierten sich als ›deutsche‹ Wissenschaften, als ›arteigen‹, und litten keineswegs unter Knebelung und Unterdrückung. Einige Gebiete begannen gerade in dieser Zeit besonders zu florieren, die meisten arrangierten sich schnell mit den verlockenden politischen ›Anwendungsmöglichkeiten‹ und der Chance professioneller Wirksamkeit.[12] In

einigen Fällen bedeutete das sogar die Verwicklung der Wissenschaftler in die Verbrechen des Regimes.
Seither ist die Frage oft gestellt worden, wie es zu einem derartigen moralischen Verfall gerade der deutschen, vom Idealismus geprägten Wissenschaft hatte kommen können. Dabei ist heute kaum noch bewußt, daß die neuerdings vor allem im Zusammenhang mit der Gentechnologie so hochaktuelle Diskussion um die politische Verantwortlichkeit der Wissenschaft(ler) durch die Erfahrungen im Dritten Reich in besonders prägnanter Weise schon gestellt war und unmittelbar nach 1945 auch von deutschen Wissenschaftlern beantwortet wurde. In der Auseinandersetzung um die zukünftige Form der Organisation der Forschungsförderung zog Nobelpreisträger Werner Heisenberg die Konsequenz aus der NS-Zeit mit einem Plädoyer für eine politisch bewußtere Wissenschaft. Politisches Bewußtsein hatte formal betrachtet jedoch eine doppelte Bedeutung. Heisenberg unterlag den restaurativen Kräften, die den Weg zurück in strikte Trennung von Politik und Wissenschaft wählten. Jetzt, vierzig Jahre später, wird das damals getroffene Arrangement allmählich durch die unter dem Druck der Herausforderungen erzeugte ›innere‹ Politisierung in neue Formen überführt.
Daß die moralisch-politische Verfassung der Wissenschaft eines Landes von der Frage ihrer Qualität nicht ganz zu trennen ist, läßt sich an der Beziehung zu dem ›richtigen Kern‹ illustrieren. Die teils geduldete, teils begrüßte, aber nur in wenigen Fällen aktiv bekämpfte Vertreibung von Wissenschaftlern nach dem April 1933 sowie die ›freiwilligen‹ Emigrationen betrafen, je nach Schätzung, 800 bis 1100 Professoren und etwa 1300 außerplanmäßige Professoren und Assistenten, das waren ungefähr 20-25 Prozent des Lehr- und Forschungspersonals. Die Entlassungen trafen Universitäten und Disziplinen in sehr unterschiedlicher Weise: die Universitäten Berlin und Frankfurt verloren 32 Prozent ihres Lehrkörpers, München dagegen nur 8 Prozent – angesichts des Ansehens der vertriebenen Wissenschaftler ein Indikator für Qualität und Weltoffenheit bis dahin. Wenn man in Rechnung stellt, daß unter den Geschaßten acht ausgezeichnete und elf zukünftige Nobelpreisträger waren, außerdem Namen wie Lise Meitner, Leo Szilard, Edward Teller, Richard Courant, Sigmund Freud, Erich Fromm, Kurt Lewin, Ernst Cassirer, Karl Popper und viele ähnlich prominente Gelehrte, dann hatte sich das politische und – im Rahmen seiner Mitwirkung – auch das wissenschaftliche Mittelmaß seiner Spitze entledigt.
Es hat über vierzig Jahre gedauert, bis die deutsche Wissenschaft den Mut fand, sich der Folgen der Vertreibung und Selbstverstümmelung zu vergewissern (geplant in einem DFG-Schwerpunkt zur Wissenschaftsemigra-

tion). Dieser Zeitraum, der bei der sonst gezeigten Sorge um Früherkennung und Folgenabschätzung recht lang erscheint, indiziert ein noch wenig beachtetes Faktum: abgesehen von den katastrophalen direkten Auswirkungen, auf die sich die Aufmerksamkeit bislang immer fixierte, hat die ›Arisierung‹ der deutschen Wissenschaft langfristige Folgewirkungen gehabt, die noch gar nicht genau identifiziert sind. Das verspätete Interesse an den Wirkungen ist insofern selbst ein Indiz für diese, als sich daran ermessen läßt, über welch langen Zeitraum hinweg die Entscheidungen von 1933, verkörpert in Gelehrten, in Positionen, das Thema zum Tabu gemacht haben. Deren Urteilsvermögen hinsichtlich der Überlegenheit ›arischer‹ Wissenschaftler ist jedoch von dem hinsichtlich der Qualität ›arteigener‹ Wissenschaft nicht zu trennen. Anders gesagt: die 1933 selbstzugefügten Verluste betrafen nicht nur die derzeitige Gelehrtengeneration, sondern haben zu einer langfristigen Provinzialisierung der deutschen Wissenschaft geführt. Von Einzelfällen wissen wir, daß der Anschluß an die internationale Entwicklung erst Mitte der sechziger Jahre wieder eingeleitet, nicht etwa schon erreicht wurde, d. h. zwanzig Jahre nach Kriegsende und genau zu dem Zeitpunkt, als die Alterskohorte (Geburtsjahrgänge ca. 1895-1905), die nach 1933 in die ›freigewordenen‹ Positionen eingerückt war und politisch vom NS-Regime profitiert hatte, von der Bühne der aktiven Forschung abtrat.

Es wird sich lohnen, die erstaunliche Kontinuität zu rekonstruieren, die wahrscheinlich noch bis in die Schülergeneration dieser Gruppe hineinwirkte und eben deshalb die Selbstkritik als Kritik an den ›Vätern‹ inopportun erscheinen ließ. Es ist deshalb auch keineswegs ein Zufall, daß gerade jetzt, nämlich von den ›Enkeln‹, die systematische Aufarbeitung der Disziplinen›geschichten‹ für die NS-Zeit Konjunktur hat. Der Historikerstreit um die ›Einmaligkeit‹ der deutschen Untaten wird möglicherweise um eine neue Perspektive bereichert werden. Das 1000-jährige Reich, das läßt sich nämlich schon mit Sicherheit sagen, war ein einmaliges und noch weitgehend unausgewertetes Experiment zu der Frage, was geschieht, wenn man die Spitzenforschung per Gesetz aus einem Land eliminiert.

4. Elite und Masse – Produktivität und Wirkung

Da die mit Nobelpreisen vermessene Spitze nach allen sinnvollen Kriterien allzu schmal ausfällt, um in einem leistungsorientierten Forschungsklima als Maßstab dienen zu können, hat seit einiger Zeit eine repräsentativere Bewertungsmethode Eingang in die Diskussion gefunden: bibliometrische In-

dikatoren. Damit sind Produktivitäts- und Wirkungsmaße gemeint, die auf die wissenschaftliche Literatur gegründet werden, also Publikationszahlen und Zitierungen. Die systematische Erhebung der entsprechenden Maßzahlen wurde erst möglich durch eine amerikanische Erfindung aus den späten fünfziger Jahren, den Science Citation Index (SCI), eine ursprünglich als logische Fortführung der weit verbreiteten ›abstracting‹-Dienste geführte Liste wissenschaftlicher Artikel und der diese zitierenden Artikel. Zusammen mit einer Adressenliste der Autoren sowie einem Schlagwortregister erlaubt dieser Index jedem Wissenschaftler einen schnellen Zugriff auf Forschungsbereiche, die Literatur, das Literaturumfeld, die beteiligten Forscher und ihre Wirkungsstätten. Erfindung und Herstellung des Index sichern seinem Schöpfer, Eugene Garfield, ein Weltmonopol.

Findige Wissenschaftsforscher, allen voran der inzwischen verstorbene Yale-Professor Derek Price, hatten bald erkannt, daß sich der Index, der praktisch die gesamte relevante, d. h. in international anerkannten Zeitschriften erscheinende natur- und sozialwissenschaftliche Literatur erfaßt, als einzigartige Datenbasis für die Analyse der Produktivität und Wirkung von Forschung eignet. Seit etwa zwanzig Jahren hat sich die Entwicklung von Bewertungsmethoden auf der Grundlage des SCI (und des parallel angelegten Social Science Citation Index – SSCI) zu einem spezialisierten Forschungsbereich entwickelt, wobei auch hier die deutsche Wissenschaft erst in allerjüngster Zeit Anschluß findet.

Doch nun zu den Maßen selbst und den Möglichkeiten, mit ihnen Spitzenforschung ausfindig zu machen. Die Anzahl von Publikationen gilt bei vorsichtiger Handhabung als Maß der Aktivität, in der Regel als Produktivitätsmaß. Ein Rückschluß auf Qualität ist nicht statthaft, wenngleich es Beziehungen gibt. Es handelt sich um einen Indikator erster Näherung, der sich vor allem für höher aggregierte Aussagen eignet, also die vergleichende Bewertung disziplinärer Organisationen oder nationaler Wissenschaftssysteme und deren Kosten-Nutzen-Analyse.

Zunächst ist festzustellen, daß die deutsche Wissenschaft mit einer Publikationsrate von etwas über 6 Prozent am Weltwissenschaftsgeschehen beteiligt ist; damit rangiert sie hinter den USA und England gleichauf mit Japan auf dem dritten Platz und verliert diesen gerade an die Japaner, wenn nicht schon geschehen. Hier vollzieht sich eben das, was vordem im Verhältnis zu den USA geschah: Die Japaner erreichen dieselben Parameter wie die anderen westlichen Industrienationen, investieren relativ genausoviel und eher noch mehr, sie sind auch nicht auf das Kopieren westlicher Grundlagenerkenntnisse fixiert, wie zuweilen noch heute behauptet wird, infolgedessen schlägt ihre absolute Bevölkerungsgröße zu Buch, und die ist doppelt so

groß wie die der Bundesrepublik. Wie im Fall der Nobelpreise zeigt sich auch hier, daß die Deutschen noch immer zu den führenden fünf oder sechs Wissenschaftsnationen gehören, daß sich unter diesen aber ›normale Verhältnisse‹ einspielen.[13]

Etwas problematischer wird die Lage zumindest auf dieser Ebene der Betrachtung, wenn man nach der faktischen Wirkung der deutschen Forschung fragt, soweit sie in Zitationen erfaßt wird. Die Wirkung wird von vornherein auf den nationalen Publikationsanteil bezogen, also relativiert, da sich die Chance der Wirkung selbstverständlich entsprechend dem Anteil am Gesamtvolumen der Veröffentlichungen verhält. Hier nun zeigt sich, daß lediglich die Chemie und die Physik über dem Erwartungswert liegen, die Biologie gerade um den Erwartungswert herum schwankt, während Gebiete wie die Biomedizin und die Klinische Medizin, aber auch die Mathematik und die Ingenieurswissenschaften durchweg leicht unter dem Erwartungswert liegen. Selbst das ist jedoch kein Grund zur Panik. Eine genauere Analyse der Daten legt den Schluß nahe, daß die größte Chance, international Wirkung zu haben, dann gegeben ist, wenn man in englischer Sprache publiziert. Die Forscher der englischsprachigen Länder, also vor allem der USA und Großbritanniens, können dank diesem ›Heimvorteil‹ auf besonders hohe Zitationsraten stolz sein, die in der Regel auf ein weniger eindrucksvolles Normalmaß zurückgestutzt werden, wenn man die Zitate der Kollegen aus dem eigenen Land von denen aus dem Ausland trennt. Im Hinblick auf die Wirkung liegen die deutschen Wissenschaftler zwar weit hinter den amerikanischen und englischen, aber vor den bestenfalls durchschnittlichen Franzosen, Russen und Japanern. Allerdings legen die Japaner auch hier kräftig zu und werden ihre Position sicher weiter verbessern.[14]

Die angesichts derartiger Daten oft einsetzende Selbstberuhigung mit dem Argument, die Bevorzugung englischsprachiger Literatur im SCI/SSCI würde die deutsche Wissenschaft unterrepräsentieren, ist freilich entweder ungerechtfertigt oder aber die Entscheidung für nationalen, d. h. deutschen Provinzialismus. Denn entweder findet man sich mit der unabänderlichen Tatsache ab, daß die Zeiten wie noch 1926, als von den im *Journal of the American Chemical Society* zitierten Arbeiten 52 Prozent in deutscher (gegenüber 35 Prozent in englischer) Sprache waren, endgültig vorüber sind und man sich, wie ehedem die anderen, auf die Vorherrschaft der englischen Sprache einstellen muß.[15] Bei den meisten Naturwissenschaftlern ist das ohnehin längst kein Thema mehr, dann gilt aber auch die Entschuldigung nicht. Oder man insistiert, wie die Franzosen, auf der eigenen Sprache und riskiert damit die Isolation. Schon jetzt ist freilich ein relativer Rückgang

der englischen Sprache aufgrund der wachsenden Bedeutung anderer Sprachen (Spanisch, Japanisch, Russisch, Chinesisch) zu beobachten. Vielleicht wird also die Strategie der nationalen Kulturpolitik bei zukünftig stärker ausgeglichenen Gewichten in der Weltwissenschaftslandschaft doch noch einmal eine Chance erhalten. Gegenwärtig ist jedoch Englisch noch die Wissenschaftssprache, und Deutsch wird es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht wieder werden, und Schwäbisch oder Bayerisch mit Gewißheit gar nicht.

Wenn hinsichtlich der Einstufung der deutschen Forschung gegenüber unrealistischen Ansprüchen eine gewisse Beruhigung vermittelt werden konnte, so sollte die Beunruhigung durch interne Differenzierung, d. h. Vergleiche der Forschungsleistung zwischen verschiedenen Fächern, erzeugt werden. So fragwürdig die Aussagefähigkeit von Publikationsraten und Zitationen auch sein mag, lassen sie sich doch als ›Indikatoren erster Näherung‹ verwenden, die der Suche nach auffälligen Leistungen dienen. Sind auf diesem Weg besonders defizitäre Gebiete ausfindig gemacht, was aber vom Urteil der Betroffenen zumindest in Zweifel gezogen wird (s. o.), dann kann die Detailanalyse prüfen, ob dieses Urteil gerechtfertigt ist und wo die Gründe der Unterbewertung liegen. Diese Strategie wird noch verläßlicher, wenn die beiden Indikatoren miteinander verknüpft werden und auf diese Weise ein Maß der Forschungsperformanz bzw. -effizienz dabei herauskommt. Man mißt Zitationen pro Publikationen. Viele Zitationen für wenige Publikationen indizieren offenkundig eine effizientere Forschung als der umgekehrte Fall. Auf der Basis der Forschungen im Zeitraum 1973-1979 (aus methodischen Gründen läßt sich die Zeitreihe nicht sinnvoll weiterführen) kann aufgrund dieses Maßes (und zunächst nur dieses, nicht etwa allgemein) gesagt werden, daß die deutsche biomedizinische Technologie und die Biophysik ebenso wie die allgemeinen Ingenieurswissenschaften und die Großmolekülforschung ›hocheffiziente Forschungsgebiete‹ sind: bei relativ geringer Publikationsaktivität erlangen sie eine relativ hohe Zitationswirkung. Angewandte Chemie und Metallurgie, Festkörperforschung und Botanik sind als erfolgreiche Forschung zu bezeichnen: es wird viel publiziert, was offenbar auch Wirkung zeigt, indem es häufig zitiert wird. Im übrigen wird damit die traditionelle Stärke der deutschen Wissenschaft in diesen Gebieten bestätigt, was für die Daten selbst spricht.

Problematisch sieht die Situation dagegen in Gebieten aus, für die die Deutschen in letzter Zeit den Mund besonders voll genommen haben. In der Nukleartechnologie (»die deutschen Kernkraftwerke sind die sichersten der Welt«) steht der Produktivität keine entsprechende Anerkennung gegenüber, ein allerdings wegen der Schwankungsbreite der Daten nur mit Vor-

sicht zu interpretierendes Ergebnis. Die deutschen Radiologen und Nuklearmediziner sind nach ihren amerikanischen Kollegen die zweitfleißigsten in der Welt, insofern also Spitze, nur werden sie etwa im Vergleich mit ihren englischen Kollegen kaum beachtet. Die Vertreter der angewandten Mathematik, die gern für sich den Schutzraum einer Sonderrolle in der europäischen Mathematik in Anspruch nehmen, die außerhalb Europas nicht so stark rezipiert werde, vermögen mit dieser Behauptung nicht zu überzeugen: schwach rezipiert wird lediglich die deutsche angewandte Mathematik, nicht etwa die französische oder englische. Vorsicht scheint schließlich bei der Behandlung von Platt-Knick-Senk-Spreizfußleiden durch deutsche Orthopäden geboten: sie produzieren zwar außergewöhnlich emsig, aber offenbar nicht viel, das auch für ausländische Wissenschaftler von Bedeutung wäre.[16]

Wie betont, handelt es sich dabei nur um Hinweise auf Gebiete, in denen es sich lohnen könnte, weiter nach den Ursachen ihres Erfolgs oder Mißerfolgs zu forschen. Gegenüber den hier erwähnten gibt es selbstverständlich auch noch verfeinerte Methoden, die dies erfolgversprechend erscheinen lassen, entgegen dem sich hartnäckig haltenden Urteil, daß eine Bewertung der Wissenschaft eigentlich gar nicht möglich sei.

5. Die Angst des Wissenschaftlers vor der Bewertung

Wissenschaftspolitisch kann es realistischerweise kaum darum gehen, *die deutsche Wissenschaft* (wieder) zur Weltspitze zu machen, sondern allenfalls darum, in bestimmten, für relevant erachteten Gebieten einen guten Rangplatz, vielleicht sogar einmal die Führung, im übrigen aber eine günstige Kosten-Nutzen-Beziehung für die Forschung zu erreichen. Genau das ist denn auch der verbleibende harte Kern der politischen Maßnahmen, nachdem sich die Nebelschwaden der ›Spitzenforschungsdiskussion‹ gelichtet haben. Auf der Ebene der konkreten Maßnahmen kommt es jedoch zum Test: einerseits für die Bereitschaft der Wissenschaft, sich der unabhängigen Bewertung zu stellen, andererseits für die Bereitschaft der Politik, mit den Ergebnissen von Bewertungsprozessen und ihren methodischen Grenzen vernünftig, d. h. konstruktiv umzugehen. Die bislang vorliegenden Ergebnisse dieses Tests sind leider *auf beiden Seiten* wenig ermutigend.

Seitdem die Bewertung der Forschung auch bei uns Konjunktur hat und jede neue ›Hitliste‹ der Universitäten im *Manager-Magazin* (»Schlechte Noten für rote Unis«; »Neue Universitäten sehen alt aus«)[17] deren Verwaltungen in Schrecken versetzt, da sich mit ihnen seit dem Rückgang der

Studentenzahlen und der Haushaltskrise der Länder immer gleich die Drohung von Stellenkürzungen verbindet, sind auch die bibliometrischen Maße in die Diskussion gekommen. Die Reaktionen der Wissenschaftler auf sie sind beinahe ebenso interessant wie die Ergebnisse der Publikations- und Zitationszählungen.

Zwei Typen von Reaktionen lassen sich unterscheiden. Der weitaus häufigste ist die essentialistische Abwehr. Menschen, die es sonst zur professionellen Selbstverständlichkeit rechnen, die Welt analytisch zu zerlegen und zu quantifizieren, entdecken ausgerechnet in dem Augenblick das ›Wesen‹ der Dinge, wo es um die Bilanzierung ihrer Forschungsleistungen geht. Verwiesen wird auf das Übergewicht der erfaßten englischsprachigen Zeitschriften, auf die verzerrenden Zitierkartelle, denen sie selbst nicht angehören, auf die zahlreiche ›graue‹ Literatur, in der sich gerade die wichtigsten Ergebnisse verbergen, auf die Unterschiede im Publizier- und Zitierverhalten zwischen den Fächern usw. Alle diese Argumente sind tausendfach wiederholt und im Ablauf vorhersehbar. Die zweite, seltenere Reaktion ist die Instrumentalisierung: Es gibt bereits eine Schicht von Wissenschaftlern, die ihr Veröffentlichungs- und Zitierverhalten tatsächlich auf den SCI/SSCI hin orientiert hat und sich davon Vorteile verspricht. Vor allem in den USA hat sich in der Physik die Praxis des »smallest publishable unit« eingestellt, die Zerlegung eines Forschungsergebnisses in möglichst kleine Einheiten, die jede für sich genommen eine gesonderte Veröffentlichung ergeben und die persönliche Statistik verbessern.

Beide Reaktionsformen sagen viel über das Verhalten von Wissenschaftlern. Diejenigen, die sich in Publikationszahlen und Zitationshäufigkeiten nicht angemessen repräsentiert finden und dies hinter dem Argument verstecken, die Zahlen träfen nicht das Wesen der Wissenschaft, den ›eigentlichen‹ Wert der einzelnen Arbeit, sind damit ebenso im Recht, wie sie an der Sache, nämlich der Funktion von Indikatoren, vorbei argumentieren. Nicht irgendeine ›Eigentlichkeit‹ der Forschung wird gemessen, sondern nur der in der Literatur abgebildete und aggregierte Prozeß der Wissensproduktion und -wirkung, im Grunde also nur die Muster, an deren Zustandekommen sie selbst beteiligt sind. Es geht auch nicht um die Erfassung der seltenen Fälle verkannter Genies – als ob die Spitzenforschung in den allenthalben unerkannten Gregor Mendels zu identifizieren wäre –, sondern um die in der Wissenschaft zum jeweiligen Augenblick selbst wahrgenommenen Spitzen. Selbst Wissenschaftsminister können ja nicht realistisch hoffen, klüger zu sein als die Wissenschaft selbst.

Diejenigen, die versuchen, durch Instrumentalisierung die Nase vorn zu haben, unterstellen oder hoffen, daß dies nur wenige mit ihnen tun, ande-

renfalls sich alle Anstrengungen gegenseitig aufheben würden, und daß das Maß überhaupt zur individuellen Bewertung genutzt wird. Diese Hoffnung ist weitgehend vergeblich. Angesichts der Fehlermöglichkeiten der einzelnen Daten sind solche Anwendungen selten und fast immer verantwortungslos.[18]

Die Reaktionsweisen zeigen, daß allein die Perspektive einer Forschungsbewertung ›von außen‹, d. h. unabhängig von den Selbststeuerungs- und Selbstbewertungsmechanismen der Wissenschaft, wirkt wie ein Marder im Hühnerstall. Der Aufschreckungseffekt ist möglicherweise nicht weniger produktiv als die Motivierung durch Nobelpreise und ähnliche Ehrungen.[19]

Der Wissenschaftsrat hat, wohl unter dem Eindruck der Haushaltskrise von Bund und Ländern wie auch des schärfer werdenden Legitimationsdrucks auf die Universitäten, zum Wettbewerb zwischen den Hochschulen aufgerufen, insoweit damit die Qualität von Forschung und Lehre zu erhöhen, die Flexibilität in der Anpassung an neue Aufgaben und die Effizienz im Einsatz der Mittel zu steigern sei.[20] Wettbewerb aber, darauf weist der Wissenschaftsrat zu Recht hin, setzt neben der für die deutschen Universitäten nur begrenzt gegebenen Handlungsfreiheit auch Transparenz voraus, d. h. Wissen darüber, was der jeweils andere (Institution oder Person) leistet, und den Willen und die Möglichkeit zum Vergleich. Hinzu kommt als weitere Voraussetzung die Existenz von Bewertungsmaßstäben und von plausiblen Prämierungsmechanismen.[21]

Der Analyse des Wissenschaftsrats hinsichtlich der strukturellen Grenzen des Hochschulsystems für einen derartigen Wettbewerb ist nichts hinzuzufügen, ebensowenig wie der Warnung vor der Verwendung und Überbewertung einzelner Indikatoren. Dennoch steht zu fürchten, daß die Empfehlungen nur überaus zögerlich oder gar nicht verwirklicht werden, weil Wissenschaft bzw. Hochschulen und Staat oder Länder sich in eine Art ›Innovationsverhinderungsfalle‹ begeben haben. Sie besteht in einem wechselseitigen Mißtrauen, das jede Bewegung zu bestrafen droht.

Von England kommt die Kunde, die die hierzulande bestehenden Ängste seitens der Wissenschaft vor der Erstellung von Ranglisten unter den Universitäten nur noch verstärken und legitimieren muß, daß nämlich diese Ranglisten der Regierung dazu dienen, kurzerhand Universitäten oder zumindest ganze Studiengänge zu streichen und auch die Mittelzuweisungen empfindlich zu kürzen. Mit derart rabiaten Konsequenzen eingeführte und überdies geheimgehaltene Bewertungsmaßstäbe – auf Diskussionen über deren Verläßlichkeit läßt sich das entscheidende University Grants Committee (UGC) offenbar gar nicht mehr ein: »in 80 Prozent der Fälle lagen

wir richtig, zehn Prozent sind umstritten, und in zehn Prozent könnten wir falsch liegen« – müssen die Bereitschaft zur vergleichenden Bewertung auf Null senken.[22]

Das NRW-Wissenschaftsministerium ist dem englischen Vorbild mit unbekannter Zielsetzung gefolgt, als es eine ›Hitliste‹ der Landesuniversitäten gemäß ihrer eingeworbenen Drittmittel pro Wissenschaftler im Forschungsbericht NRW 1984 veröffentlichte, ohne sich um methodisch und sachlich notwendige Differenzierungen der Ausgangssituation von Universitäten und ihrer spezifischen Fächerstruktur zu kümmern. Wird statt der summarischen Drittmittelquote des Ministeriums ein die Fächerstruktur berücksichtigender Drittmittelindikator gebildet, kommt sogar ein plausibles und nachvollziehbares Ergebnis heraus: mit Ausnahme von Münster liegen die alten Universitäten an der Spitze, gefolgt von einer Gruppe der neueren Universitäten mit ihren engeren institutionellen Grenzen aufgrund nicht vollendeten Aufbaus. In der letzten Gruppen finden sich die Gesamthochschulen, was auf deren stukturell unterschiedliche Forschungsbedingungen zurückzuführen ist. Die Differenzen innerhalb der Gruppen lassen es nicht zuletzt wegen der zeitlichen Schwankungen fragwürdig erscheinen, den Rangplätzen einzelner Hochschulen noch irgendeine Bedeutung zuzumessen. Darüber hinaus sind eingeworbene Drittmittel noch kein verläßlicher Indikator für Spitzenforschung, zumindest nicht für Produktivität. Universitäten wie Bonn und Köln weisen im Fach Physik eine siebenfach bzw. zweieinhalbfach höhere Drittmittelquote als Bielefeld auf, in der Produktivität liegen sie dagegen kaum höher. Fazit: jede Veröffentlichung von Physikern in Bonn und Köln wird mit dem mehrfachen dessen finanziert, was für sie in Ostwestfalen aufgewandt wird.[23] Da nach aller ausgelösten Unruhe aus der ›Drittmittel-Hitliste‹ keine Entscheidungen gefolgert wurden, fragt man sich, wozu die unsinnige Arbeit überhaupt unternommen wurde.

Eine ähnliche Sorglosigkeit gegenüber den Methoden bei gleichzeitig verschämtem Schweigen hinsichtlich der mit ihnen verfolgten Ziele legte kürzlich auch der Bund Freiheit der Wissenschaft auf seinem 7. Bildungspolitischen Forum an den Tag. Der geladene Provost der Universität von Chicago, Professor Norman Bradburg, wies darauf hin, daß die Übertragung eines Elements aus einem komplexen System (= Ranking aus dem amerikanischen Universitätssystem) wahrscheinlich eine Vielzahl weiterer Veränderungen und Folgewirkungen auslösen werde, daß also die Einführung eines ›Ranking‹-Verfahrens wie das Öffnen der Büchse der Pandora sein könne. Diese differenzierte Argumentation hinderte den BFW nicht daran, der Presse schon vorab zu erklären, die Unterschiede im Hochschulsystem der

USA und der Bundesrepublik stünden einer Übertragbarkeit des ›Ranking‹-Verfahrens nicht prinzipiell im Wege. Gemeint war, so ein Beobachter in Bonn, daß sie der Einführung der vom BFW favorisierten Privatuniversitäten nicht im Wege stehen.

Mit welcher Vorsicht zahlenhungrige Politiker und Verwaltungsbeamte Universitätshitlisten zur Grundlage ihrer Entscheidungen machen sollten, zeigt am krassesten der Vergleich zwischen einer Produktivitätsanalyse der deutschen Hochschulen von 1975 (im Auftrag des damaligen Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft) und der Enquete zur Lage der Forschung an den Universitäten von 1976/77. In der ersten Untersuchung landete die Universität Hohenheim auf dem letzten Platz, in der letzteren auf dem ersten Rang. Daniel und Fisch war das Phänomen eine genauere Untersuchung wert. Lösung des Rätsels: die Spitzenstellung Hohenheims beruhte auf der Leistung eines einzigen Professors.[24] Fällt er aus dem Sample heraus, fällt die Universität mit.

Beispiele dieser Art lassen sich nahezu beliebig vermehren, und weil das so ist, führen sie auf der Gegenseite dazu, daß die Wissenschaftler die Vielfalt der in Betracht zu ziehenden Umstände dazu benutzen, jede Bewertung überhaupt für unmöglich zu erklären, mit der Folge, eben gerade das ›Hau-Ruck-Verhalten‹ auf seiten der Wissenschaftsverwaltungen zu stützen, um dessen Differenzierung es ginge. Die rigorose Ablehnung jeder Bewertung oder ihre faktische Verhinderung dadurch, daß die Ausnahmen multipliziert werden, muß den Verdacht bestärken, daß seitens der Wissenschaft bzw. der Hochschulen die Bereitschaft zur Rechenschaftslegung nicht vorhanden ist. Das auf diese Weise nahegelegte Extremverhalten auf beiden Seiten kann nur die schlechtesten Lösungen hervorbringen: totale Ablehnung jeder Bewertung auf der einen, Regulierung und Mittelzuteilung aufgrund absurder Indikatoren oder vage informierter Einschätzungen auf der anderen Seite.

6. Welche Basis für welche Spitze?

Anstelle eines harmonischen Schlußplädoyers für mehr Mut zur Offenheit bei den Wissenschaftlern und mehr Vorsicht im Umgang mit Maßzahlen bei den Politikern soll hier eine Frage stehen. Diese Frage stellte kürzlich die Zeitschrift *Scientometrics* den Mitgliedern ihres Herausgebergremiums. Nach dem vielfach bestätigten und für alle Wissenschaftsgebiete gültigen sog. Lotkaschen Gesetz der wissenschaftlichen Produktivität ist die Anzahl der Wissenschaftler, die n Aufsätze publizieren, proportional zu $1/n^2$. Auf

100 Autoren eines bestimmten Forschungsgebiets, die in einem bestimmten Zeitraum einen Aufsatz produzieren, kommen 25 Autoren mit zwei, 11 mit drei usw.[25] In der von D. Price formulierten Ableitung, dem ›Quadratwurzelgesetz des Elitismus‹, wird es prägnant: In jeder Population N gibt es eine effektive Elite, die der Quadratwurzel aus N entspricht und die etwa die Hälfte aller wissenschaftlichen Produkte der Population hervorbringt.[26] Ist es nicht wissenschaftspolitisch möglich und gerechtfertigt, so die Frage von *Scientometrics*, die große Menge derer, die nicht zu dieser Elite gehören und nichts oder nur sehr wenig produzieren, einfach zu entlassen? Es muß hinzugefügt werden, daß diese verlockende Möglichkeit einer schlagartigen Herstellung von »Spitzen«-Forschung, wenn vielleicht auch nicht beamtenrechtlich, so doch durch die Identifikation der ›Elite‹ mit Hilfe der Datenbasis des SCI/SSCI, zumindest informationstechnisch ohne weiteres realisierbar wäre. Nach reiflicher Überlegung, versteht sich.

Anmerkungen

1 Vortrag v. R. Lüst, 3. 11. 1982. An dieser Stelle ist anzumerken, daß es als ein Indiz der Qualität der deutschen Forschung, insbesondere der Biologie und der Psychologie, gelten kann, wenn sie den politischen Versuchungen weitgehend widerstanden hat, das Klima für die biologistischen Intelligenzthesen auszunutzen, mit denen die USA geschlagen sind.
2 Zit. in: H. Güntheroth, P. Sandmeyer, *Deutschland, Deine Forscher*, Hamburg 1987, S. 19.
3 Vgl. *SZ*, 28. 3. 85 und 7. 5. 85.
4 *Mannheimer Morgen*, 29. 4. 86; u. H. Markl in der Präsentation.
5 Zit. in Güntheroth/Sandmeyer, S. 9.
6 Zit. in *Manager-Magazin*, 12, 1981, S. 30.
7 Vgl. National Science Board, *Science Indicators 1974*.
8 Vgl. G. Küppers, P. Weingart, »Die deutsche Wissenschaft im Spiegel der Nobelpreise«, in: *Deutschland – Porträt einer Nation*, Bd. 5, S. 273-275.
9 H. Zuckermann, *Scientific Elite. Nobel Laureates in the United States*, New York/London 1977, S. 218.
10 Vgl. zur Problematik der Nobelpreise als Wissenschaftsindikator P. Weingart, M. Winterhager, *Die Vermessung der Forschung*, Frankfurt 1984, Kap. V.
11 Vgl. G. Küppers, P. Weingart, N. Ulitzka, »Die Nobelpreise in Physik und Chemie 1901-1929, Materialien zum Nominierungsprozeß«, *Report Wissenschaftsforschung* 23, Bielefeld 1982, S. 106-107.
12 Vgl. u. a. A. D. Beyerchen, *Wissenschaftler unter Hitler, Physiker im Dritten Reich*, Frankfurt, Berlin, Wien 1980; H. Mehrtens, S. Richter (Hg.), *Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie*, Frankfurt 1979; U. Geuter, *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*, Frankfurt 1984; G. Cocks, *Psychotherapy in the Third Reich: the Göring Institute*, New York, Oxford 1985. Demnächst erscheint von diesem Autor zusammen mit K. Bayertz und J. Kroll eine Geschichte der Rassenhygiene und Eugenik.

13 Zahlen gelten für die Zeitreihe 1973-1981 bei fixiertem Zeitschriftenset. Datenquelle CHI. Vgl P. Weingart, R. Sehringer, M. Winterhager, *Die deutsche Grundlagenforschung im internationalen Vergleich*, BMFT-Projekt SWF 00120, Bielefeld 1987.

14 Vgl. Weingart, Sehringer, Winterhager, a. a. O., S. 44 f.

15 Zahlen aus H. D. Daniel, R. Fisch, »Forschungsproduktivität«, MittHV, 4, 1985, S. 185.

16 Daten in Weingart, Sehringer, Winterhager, *Die deutsche Grundlagenforschung im internationalen Vergleich*, a. a. O., S. 58 ff.

17 MM 4, 1978; MM 9, 1985.

18 Zu einer ausführlichen Diskussion der Anwendungsmöglichkeiten und -grenzen der bibliometrischen Indikatoren, die hier nicht behandelt werden können, vgl. Weingart/Winterhager, a. a. O.

19 Der bislang spektakulärste, wenngleich nicht produktive Fall von Aufschreckung war die Androhung einer Klage gegen die Zeitschrift *Research Policy* durch den Direktor des englischen Radioastronomie-Instituts Jodrell Bank, Sir Bernard Lovell, nachdem eine vergleichende Studie das relativ schlechte Abschneiden des Instituts ergeben hatte; vgl. *Science*, Vol. 20, 29. 4. 1983, S. 482-83.

20 Wissenschaftsrat, *Empfehlungen zum Wettbewerb im deutschen Hochschulsystem*, Köln 1985.

21 Vgl. ebda. S. 7 f.

22 Vgl. »Am Rande des Bankrotts«, *DUZ*, 3, 1987, S. 19-22.

23 P. Weingart, R. Sehringer, M. Winterhager, »Die Bewertung der Hochschulforschung mit dem ›Drittmittel-Indikator‹ – Kritik eines neuen Meßverfahrens anläßlich des Forschungsberichts NRW 1984«, Internes Ms., Bielefeld 1985.

24 Vgl. Daniel, Fisch, a. a. O., S. 187.

25 A. J. Lotka, »The frequency distribution of scientific productivity«, *Journal of the Washington Academy of Sciences*, 1926, 16, S. 317-323.

26 D. de S. Price, »A general theory of bibliometric and other cumulative advantage processes«, *Journal of the American Society for Information Science*, 27, 1976, S. 292-306.

Kursbuch

Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik

»Ein Fahrplan durch die Wirren der Gegenwart ist das Kursbuch auch nach zwanzig Jahren noch. Keine andere Zeitschrift erkennt so genau Probleme und Veränderungen der modernen Gesellschaft.« (Frankfurter Rundschau, 28.3.1987)

Die Themen der kommenden Hefte:

Die Medien

Kursbuch 90 / November 1987

Wir, die lieben, die sehr verehrten Damen und Herren Leser, Hörer, Zuschauer – wir empfangen. Und damit hat sich's auch schon. Das ist unfruchtbar. Deshalb soll endlich einmal der Versuch gemacht werden, das in einer Woche Empfangene auch auszutragen, zu wickeln und zu kitzeln. Und dann zu schauen: was haben wir da eigentlich empfangen von unseren trefflichen Medien?

Wasser

Kursbuch 91 / März 1988

»Das Beste ist das Wasser« (Pindar). »Wasser tut's freilich nicht« (Luther). »Ohne Wasser ist kein Heil« (Goethe). »Das Wasser hat keine Balken« (Volksmund). Deshalb fällt so manches hinein, z.B. der letzte Sommer. Woanders aber lechzt man nach jedem Tropfen. Da hilft es gar nichts, daß der Mensch zu 67 Prozent aus Wasser besteht und daß keine andere chemische Verbindung auf der Erde so häufig vorkommt wie eben H_2O. Aber unser Wasser ist auch nicht mehr das, was es einmal war. Ist es überhaupt noch zu retten?

Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken. Im Jahresabonnement zu **DM 34** für vier Hefte plus Portoanteil.

Mein Abonnement gilt ab einschl. Nr.:

Zusätzlich zu meinem Abo bestelle ich folgende Hefte zum Abopreis:

Ich bestelle folgende **Kursbücher** zum Einzelpreis:

Unterschrift des Bestellers:

Mir ist bekannt, daß diese Bestellung erst wirksam wird, wenn ich sie nicht innerhalb einer Woche (Datum des Poststempels) gegenüber dem Rotbuch Verlag widerrufe.

Datum/Unterschrift:

Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch** wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; freie Mitarbeit: Hans Magnus Enzensberger; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von jeweils 192 Seiten. Einzeln kostet das **Kursbuch** DM 10.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, zahlen Sie pro Heft statt DM 10 nur DM 8.50. Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler. Ist Ihr Buchhändler unwillig oder keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß Sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (pro Jahr DM 34 plus Portoanteil).

Übrigens: Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

Lieferbare Kursbücher

89: Blüh im Glanze
88: Gesundheit
87: Trennungen
86: Esoterik
85: GAU – Die Havarie der Expertenkultur
84: Sprachlose Intelligenz?
83: Streit um SDI
82: Die Therapie-Gesellschaft
81: Die andere Hälfte Europas
80: Begabung und Erziehung
79: Der gute Geschmack
78: Lust an der Theorie
77: Politik machen
76: Mütter
75: Computerkultur
74: Zumutungen an die Grünen
73: Konservativismus
71: Zur Lage der Nation
70: Macht
69: Unsere Wirtschaft
68: Furcht und Zittern
67: Militär
66: Die erfaßte Gesellschaft
65: Revolte 81
64: Das Wetter
63: Spielregeln
62: Vielvölkerstaat Bundesrepublik
61: Sicher in die 80er Jahre
60: Moral
59: Bilderbuch
58: Karrieren
57: Der Mythos des Internationalismus
56: Unser Rechtsstaat
55: Sekten
54: Jugend
53: Lust an der Zukunft
52: Zweifel an der Zukunft
51: Leben gegen Gewalt

Name _____

Straße _____

Ort _____

☐ Außerdem bitte ich Sie, mir Ihren Almanach »Das kleine Rotbuch« kostenlos zuzuschicken.

Bitte als Postkarte frankieren

Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98

1000 Berlin 30

Manfred Seiler
Die Wende zum Guten

Rede des Generalsekretärs zum zehnjährigen Bestehen der Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie*

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler, werte Frau Kohl, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, sehr geehrter Herr Entwicklungshilfeminister, sehr geehrter Herr Innenminister, verehrte Frau Stoiber, sehr geehrter Herr Kultusminister, liebe Frau Zehetmair, sehr geehrter Herr Präsident der Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie, werte Frau Everding, sehr geehrter Herr Generalintendant, liebe, werte Frau Gönnenwein, sehr verehrte Gäste, meine Damen und Herren:
Zehn Jahre gibt es sie nun, die Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie. Seit zehn Jahren wirkt sie im In- und Ausland, widmen sich ihre Mitarbeiter dem Auftrag der Kulturentwicklung, einer der schönsten Aufgaben, die einem Menschen zugewiesen werden kann. Aber – und ich hoffe, Sie mißverstehen das nicht als eine provokante Störung unseres Beisammenseins – ist das wirklich ein Grund zum Feiern? Ich denke, daß es uns, daß es diese Akademie seit zehn Jahren gibt, sollte nur der Anlaß dieses Festaktes sein. Keine Angst, ich kokettiere nicht mit falscher Bescheidenheit. Oder wie das Karl Kraus einmal so treffend ausgedrückt hat: »Machen Sie sich doch nicht so klein. So groß sind Sie gar nicht.«
Ich meine, der Anlaß sollte uns vom eigentlichen Grund nicht abbringen: Kurz innezuhalten, nachzudenken über unseren Auftrag, über unsere Aufgabe, wo wir sie erfüllt haben, wo wir sie hätten besser erfüllen können. Uns also nicht dafür zu beweihräuchern, daß es uns gibt, sondern uns ins Bewußtsein zu rufen, warum es uns gibt.
Wir sind zu einem Zeitpunkt mit dem Plan, eine Akademie zu gründen, aufgetreten, als es um die Kultur in diesem Land nicht gut stand. Kaum besser war das Erscheinungsbild dieser Kultur. Asketisch, esoterisch, hermetisch, elitär und in keiner Weise repräsentativ. Eine Kultur, die sich abzusondern begann von den Menschen, für die sie da zu sein hat, eine Kultur für eine kaum noch wahrnehmbare Minderheit, die sich selbst an-

* *(Mit einigen allzu privaten Erinnerungen von ihm, die durch ein Versehen seiner Sekretärin in das hier abgedruckte Manuskript kamen)*

zuöden begann. Eine Kultur, die orientierungslos geworden war, die keine Ziele formulierte, keine Anhaltspunkte mehr bot. Eine Kultur, die verschämt ihre Herkunft, ihre nationale Identität verleugnete und ihre Bestimmung nur noch negativ begründen konnte.
Unser Anliegen aber war es, Kultur positiv zu begründen, initiativ tätig zu werden, um ein Kulturleben zu ermöglichen, das diesen Namen wirklich verdient. Kultur, die gelebt wird, die aus dem gesellschaftlichen Leben kommt und in dieses Leben strahlt. Kultur, die offen ist für jedermann...

Tumultartige Szenen in der Planungskommission. Die Angelegenheit wurde wie eine Geheimsache gehandelt, damit der politische Gegner und vor allem die Medien nicht zu früh Wind davon bekamen. Deshalb tagte die Planungskommission an einem langen Wochenende in Graubünden. Deshalb auch war der Personenkreis der Planungskommission ziemlich begrenzt. Stoiber war dabei, Zimmermann, Mayer-Vorfelder, die Laurien, Feller vom BR, Lobkowicz, Sawallisch, Zehetmair, von Löwenstein, Dieter Thomas Heck, Pfarrer Sommerauer, Mühlfenzl.
Die Idee war von Tandler gekommen. D. h. eigentlich hatte er nur eine hingeworfene Äußerung des damaligen Ministerpräsidenten Strauß aufgegriffen, der sich wieder einmal über das Goethe-Institut während eines fröhlichen Beisammenseins im ›Schwarzwälder‹ geärgert hatte.
»Denen müßte man einfach das Wasser abgraben.«
Aber wie?
»Eine andere Institution müßte her. Das Geld treibt man schon auf. Der Jonny Klein könnte das machen.«
So war das Kind geboren. Wie es auszuschauen hätte, darum sollte sich eben die Planungskommission kümmern. Doch zunächst stritt man nur herum, wer denn der Präsident werden sollte. Stoiber nannte Wiesheu. Mayer-Vorfelder plädierte für Breitschwerdt, den scheidenden Mercedes-Chef, Lobkowicz plädierte für sich selbst, ebenso Dieter Thomas Heck, Zehetmair dachte an den Philosophen Dingsda (»Kruzitürken, jetzt fällt mir dem sein Name nicht ein«), Laurien glaubte, Boehnisch sei der richtige Mann usw. Es war ein unglaubliches Geplärr.
Ich hatte schließlich den Einfall, Tandler anzurufen, und ihm die Situation zu schildern. Ich schlug vor, Tandler solle doch Stoiber anrufen, ohne ihm zu sagen, daß ich ihn angerufen hätte, und Stoiber fragen, wie die Sache läuft, und dann so nebenbei erwähnen, die Position des Präsidenten sei natürlich nur eine ehrenamtliche. Tandler ging auf den Vorschlag ein, rief Stoiber an, und Stoiber platzte in die immer lauter brüllende Runde mit der Meldung, die Position des Präsidenten sei ehrenamtlich. Schweigen. Langes

Schweigen. Lange Gesichter. Nur Dieter Thomas Heck meinte, davon sei er ausgegangen, und plädierte immer noch für sich (vielleicht durchschaute er auch nur den Trick). Zimmermann winkte ab: »Lassen wir das.« Damit war die Personaldiskussion vom Tisch.

Die Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie vertrat und vertritt einen Kulturbegriff der Nähe, der Offenheit, nicht der Ferne, der Hermetik. Betreten der Kulturlandschaft verboten, das gilt bei uns nicht. Die Reichhaltigkeit dieser Kulturlandschaft war für uns immer Grundlage unserer Arbeit. Eine Reichhaltigkeit, die viele nicht anerkennen wollen, weil sie Ausdruck eines differenzierten gesellschaftlichen Lebens ist. Schon bei unserer Gründungssitzung war es unser Anliegen, von einem möglichst weitgespannten Kulturbegriff auszugehen, der auch Interessen berücksichtigt, Initiativen, die die Feuilletons unserer Medien leider übergehen. Mit diesem Kulturbegriff, der das Bleibende in der ständigen Erneuerung betont, begaben wir uns ganz bewußt in Opposition zum Nihilismus der damaligen Zeit mit seinem Schlachtruf: »Alles, was ist, bleibt nicht. Alles, was bleibt, ist nichts.« Kultur war und ist Ausdruck von Leben. Eine gute Kultur gedeiht in einem guten Leben. Danken wir unserem HErrn und Schöpfer, aber auch der Weitsichtigkeit unserer Regierung, die uns dieses gute Leben beschert haben. Geradezu eine Verpflichtung aber war es uns, gewissermaßen ein Teil unseres christlich-abendländischen Auftrags, davon etwas abzugeben. Eine Wende zum Guten.
So gesehen war es naheliegend, daß die Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie dem Entwicklungshilfeministerium angegliedert wurde. Hans Klein, der damalige Minister, war von dem Vorschlag sofort begeistert. Peter Gauweiler, sein Nachfolger, hat daran nie gerüttelt. Kulturentwicklung meinte aber auch, im Inland unterstützend in die Kultur einzugreifen. Deshalb gibt es auch einige Akademien in der Bundesrepublik Deutschland. Deshalb wurden uns alle Förderungsmaßnahmen des Bundes unterstellt, wie die Filmförderung oder der Deutsche Literaturfonds. Damit wir unsere Aufgabe, Künstler zu unterstützen, gezielt wahrnehmen konnten. Gerade das nämlich unterscheidet uns von allen anderen Kultur-Institutionen, wie zum Beispiel dem Goethe-Institut. Wir wollten Kultur nicht nur repräsentativ darstellen, wir wollten sie fördern und formen.

Zweites Problem: die Namensgebung. Der größte deutsche Dichter war ja leider schon verbraten. Deshalb kam auch Schiller nicht in Frage: erkennbar zweite Wahl. Persönlichkeiten aus der Politik schieden von vornherein aus. Entweder sie waren Preußen oder Bayern. Oder keins von beidem.

Thomas-Mann-Akademie? Wir fragten bei Golo Mann an. Er fand die Idee gut.
Eine Kommission wurde gebildet. Mayer-Vorfelder war für Thomas Mann. Zehetmair befand: »Zu nah. Historisch zu nah.« Auch Lang befürchtete, da käme diese ganze Bewältigungsscheiße wieder hoch. »Historisch sollte es schon ein bißchen weiter weg sein.« Riesenhuber hatte den vorzüglichen Gedanken, es müsse ja keine Persönlichkeit aus dem literarischen Bereich sein. Immanuel Kant? Für Zimmermann zu elitär. Ansonsten nicht schlecht. Richard Wagner?
»Das Geschrei hör ich jetzt schon.« Zimmermann schüttelte skeptisch den Kopf. (Für Richard Strauß galt natürlich dasselbe.) Wild nannte Beethoven. Lange war Beethoven der Favorit. Bis Laurien, die zuerst für Brentano gestimmt hatte (was von Klein abgelehnt wurde: »Keine Bindung an politische Persönlichkeiten.« Davon ging er nicht ab, auch dann nicht, als Laurien korrigierte, sie meine den Romantiker Clemens Brentano, und die »Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl« zur Lektüre empfahl) – bis also Laurien den Einfall hatte:
»Hoffmann von Fallersleben.«
»Wer?« fragte Zimmermann.
»Sie kennen Fallersleben nicht?« Selbst Klein war entrüstet.
»Das sind seine üblichen Scherze.« Lang winkte ab.
»Wirklich nicht. Bei allem, was mir heilig ist.«
»Na ja, dann«, sagte Mayer-Vorfelder und sang die dritte Strophe des Deutschlandliedes.
Irgend jemand plädierte noch für Walther von der Vogelweide (wegen der gewünschten historischen Distanz). Man nickte anerkennend. Bis Tandler auf den heiklen Punkt kam: »Vogelweide-Akademie. Wie hört sich das denn an?«
Es blieb bei Hoffmann von Fallersleben.

Wer handelt, tätig ist, sich engagiert, muß mit Kritik rechnen. Wir haben Kritik immer ernst genommen. Schließlich ist niemand gegen Irrtümer gefeit. Wehren allerdings mußten wir uns gegen den Vorwurf, wir würden eine politische Schönfärberei betreiben und einen Niveauverfall durch populistische Aktionen, durch die Förderung von Populärkultur in Kauf nehmen. Ich erinnere mich noch gut an das Geschrei, als wir in unserem Institut in Pretoria die Ausstellung »Stetigkeit und Wandel. Der bayerische Bierkrug über drei Jahrhunderte« eröffneten. Wir würden die Apartheidpolitik in Südafrika unterstützen und ein schönfärberisches Bild unseres Heimatlandes vorstellen, in dem Probleme, Mißtöne usw. nicht auftauchten.

Ein seltsamer Vorwurf, einerseits gelten wir als apolitisch, andererseits als zu politisch. In der Tat sehen wir es nicht als unsere Aufgabe an, Künstler zu motivieren, zur Politik irgendeines Gastlandes Stellung zu beziehen. Und was den Vorwurf der Schönfärberei betrifft, da unterschätzt man unser Selbstbewußtsein gewaltig. Wir sind nämlich nicht der Ansicht, daß unser Land so häßlich ist, daß es eine Schönfärberei nötig hätte. Probleme gibt es überall, und wir wollen auch nicht, daß sie verschwiegen werden. Potemkinsche Dörfer vorzuzeigen, wie man uns vorwirft, ist die Erfindung und die Praxis einer Ideologie, die nun wahrhaftig nicht die unsere ist.

Ich denke, die Anfeindungen, denen wir und unsere Arbeit ausgesetzt waren, haben im wesentlichen damit zu tun, daß wir einen anderen, einen realistischen, volksnahen Kunstbegriff vertraten. Eine Ästhetik, in der Qualität das ausschlaggebende Kriterium war und nicht irgendwelche ideologischen Inhalte. Sieht man sich die dominierenden Ästhetiken unseres Jahrhunderts an, die das abweisende, hermetische Kunstwerk hervorgebracht haben, so fällt auf, daß das Kunstwerk darin nur noch als Idee vorkommt, als Idee in einem bestimmten Kontext, der negiert wird. Am berühmten Beispiel der leeren Leinwand, die der Künstler in eine Ausstellung hängt, läßt sich das trefflich demonstrieren. Gelobt wird von der Kritik dann in der Regel »das irritierende Moment«, das dieser Kunstakt im Betrachter auslöst, weil er die Erwartung des Betrachters, Bilder zu sehen, erschüttert, weil er den Rahmen, in dem Kunst sich darstellt, kritisiert. Bejubelt aber wird im Grunde nichts anderes als die Selbstaufhebung, die Selbstauslöschung der Kunst, die Verweigerung. Der Künstler verweigert sich der Kunst, indem er sichtbar keine macht, indem er die Leinwand unbemalt ausstellt. Natürlich kann man das einmal machen. Daraus jedoch eine Ästhetik zu formulieren, scheint uns der falsche Weg zu sein. Weil nichts anderes dabei herauskommen kann als ein Kunstbegriff der oberflächlichen Überraschung bzw. der Verärgerung des Publikums, die zum Fetisch erklärt wird. Das Überraschungsmoment wird gewissermaßen zum Normalfall, zur Konvention, die sich in gar nichts unterscheidet von der Konventionalität des Kunstbetriebs, die sie ja eigentlich kritisieren möchte. Die Kunst verarmt zur ständigen Produktion von Ideen im Sinne von überraschenden Gags, in der die Ausführung zur puren Nebensache verkommt. Ich erinnere mich noch an ein sog. Kunstwerk während der Documenta vor einigen Jahren. Da hatte ein Maler die Heizkörper blau angestrichen, um damit, wie ein Kunstprofessor erläuterte, die Nähe der Kunst zur Arbeit, zur Handarbeit, zu betonen. Er habe das, so der Kunstprofessor, mit einem Pinselstrich getan, der verblüffend an den van Goghs erinnerte. Ich frage

mich, warum hat der Künstler die Nähe zur Handarbeit nicht dadurch betont, daß er ein Bild gemalt hat, ein Bild von höchster handwerklicher Perfektion. Vielleicht konnte er das nicht, ich weiß es nicht. Das aber wäre genau die Tätigkeit gewesen, in der er die Nähe des Künstlers zum Handwerker hätte zeigen können, und gleichzeitig, warum ein Anstreicher, ein Handwerker, kein Künstler ist. Ideen entziehen sich nämlich im Grunde jedem ästhetischen Urteil. Nur die Ausführung läßt sich ästhetisch bewerten. Wir haben immer daran festgehalten, daß der handwerkliche Aspekt der Kunst der einzige Weg ist, sich Zugang zu ihr zu verschaffen. Natürlich brachte uns das Hohn und Spott der sog. Avantgardisten ein. Doch wir hatten dafür die Möglichkeit, den Begriff der Qualität wieder zur Grundlage des Kunsturteils zu machen. Auch in diesem Sinn also eine Wende zum Guten.

Nicht alles ist allein deshalb schon schlecht, weil es allgemein anerkannt und eingeführt ist. Immerhin hat uns der Qualitätsbegriff davor bewahrt, in jeder Hinsicht einseitig zu werden. Er ist die Grundlage für unsere offenen, toleranten Kunst- und Kulturvorstellungen.

Nach Jahren der Anfeindung scheint sich nun eine Annäherung abzuzeichnen. Mehr und mehr beginnt sich auf der linken Seite unseres politischen Spektrums eine differenziertere Vorstellung von individueller und künstlerischer Freiheit durchzusetzen. Vorbei sind die Zeiten, in denen man Freiheit ausschließlich in der Gegnerschaft zur Gesellschaft, zum Rechtsstaat und seinen Institutionen, von denen eine die Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie ist, begreift. Freiheit, das ist das Produkt dieser Gesellschaft, dieses Rechtsstaates. Auch die künstlerische Freiheit. Sie mag sich an den Bedingungen, die sie ermöglichen, reiben, ernsthaft bezweifeln oder ablehnen kann sie sie eigentlich nicht. Wir stehen dieser geistigen Entwicklung durchaus aufgeschlossen gegenüber, wenngleich wir nicht bereit sind, von bestimmten Prämissen abzuweichen. Wir respektieren die Moral, die religiösen Empfindungen der Bevölkerungen sowohl in unseren Gastländern als auch in unserem Heimatland. Wir haben keine Scheu vor Schwierigkeiten, beispielsweise in der Menschenrechtsfrage, doch der Skandal ist nach unserer Einschätzung nicht das Kriterium schlechthin für den ästhetischen Wert eines Kunstwerks.

Frau Kelly eingeladen, weil irgendein Bleuel sich angemeldet hat. Vom VS. (Am besten, alles in einem Aufwasch.) Er kam mit einer gewissen Hempel-Soos (kannte ich bis dahin nicht). Bevor ich etwas sagen konnte, sagte sie, wie überrascht sie sei, daß ich überhaupt mit ihr reden würde.
»Warum denn nicht?«

»Mit einer Ratte und Schmeißfliege.«
Wer das behauptet habe.
»Ihr Ministerpräsident.«
»Ich kann mir nicht vorstellen, daß er damit Sie gemeint hat. Das wüßte ich.«
»Ich bin eine Ratte und eine Schmeißfliege.« Sie blieb dabei.
Bleuel wollte die Kriterien wissen, nach denen Autoren eingeladen würden.
»Bekanntheitsgrad und Qualität«, sagte ich.
»Und der Frauenanteil?« Die Kelly war für Quotierung. Fifty, fifty. Und schlug die Freiburger Initiative »Wir stricken für Äthiopien« vor. »Alles Frauen.«
»Die Masche kenn' ich«, erwiderte Zehetmair und war dagegen. Gegen die Rinser aber hatte er nichts einzuwenden.
»Und zum Beispiel Wallraff?« hakte Bleuel nach.
»Journalisten sind nicht vorgesehen«, sagte Zehetmair.
»Es ist noch nichts entschieden«, sagte ich.
»Ich bin eine Ratte und eine Schmeißfliege«, sagte Hempel-Soos.
Bleuel äußerte die Befürchtung, daß Autoren grundsätzlich ins Abseits gedrängt werden sollten, denen es vor allem um ein realistisches Abbild unserer Gesellschaft geht und weniger um die Befriedigung irgendwelcher abgehobener Kunstbedürfnisse. Er nannte Max von der Grün als Beispiel.
»Darum geht es uns auch«, sagte ich und ging auf Max von der Grün nicht ein. Die Kelly sagte, die Grünen würden den Aspekt der Lebensnähe, wie er von uns formuliert wurde, sehr begrüßen. Sie nannte mir den Namen eines biologisch-organisch-dynamischen Bauern aus dem Chiemgau, der Gedichte im Geiste Steiners schreibe.
»Eine Bäuerin haben sie nicht?« fragte ich (wegen der Quotierung). Sie überlegte: »Jetzt fällt mir nur die Wimschneider ein.«
»Ich bin eine Ratte und eine Schmeißfliege«, sagte Hempel-Soos.
Der Kelly fiel ein, sie kenne eine Frau im Taunus, die würde sehr schöne Seiden-Applikationen machen. »Das wär doch was.«
»Warum nicht?« sagte ich und erwähnte unsere Bereitschaft, solche Dinge prinzipiell stärker zu berücksichtigen.
»In der Politik nennt man die Dinge meistens anders, als sie heißen«, sagte Bleuel.
»Nur in der Politik?« fragte ich.
Die Kelly erwähnte eine Studie von zwei Frauen, die den Zusammenhang von Mondphase und weiblichem Menstruationszyklus untersucht hätten.
»Journalisten sind nicht vorgesehen«, sagte Zehetmair. Die Kelly wußte

allerdings auch eine Frau, die darüber ein kosmisches Schauspiel verfaßt habe.
»Sowas schon eher«, sagte ich.
»Ich bin eine Ratte und eine Schmeißfliege«, sagte Hempel-Soos.
Ich sagte, wenn sie ihre Ratte und Schmeißfliege endlich vergessen könnte, käme sie für eine Lesung in Sydney in Frage.
»Ich bin . . .« Bleuel legte beruhigend seine Hand auf ihren Arm und sagte: »Wir müssen uns Räume freihalten für offene Diskurse.«
»Ich wollte ja nur sagen, ich bin einverstanden«, sagte Hempel-Soos und erkundigte sich nach dem Honorar.

Ein nicht unwesentlicher Teil der uns zur Verfügung stehenden Mittel kommt ausschließlich den engagierten Künstlern, Autoren und Referenten zugute. Wir von der Hoffmann-von-Fallersleben-Akademie waren und sind gegen die Stilisierung des »armen«, des materiell darbenden Künstlers und haben es immer als eine Ehre begriffen, wenn sich Persönlichkeiten aus Kunst und Kultur bereit erklärten, sich für uns zur Verfügung zu stellen. Deshalb und weil wir unsere Anerkennung für die Arbeit des Künstlers zeigen wollten, die eine harte, eine ernste Arbeit ist, wenn sie eine Arbeit ist, haben wir dafür gesorgt, daß die Honorarausschüttung an die engagierten Persönlichkeiten nicht hoch genug sein kann. Im Entwicklungshilfeministerium konnten wir immer mit breitem Verständnis rechnen, wenn wir um mehr Geld baten, um die Künstler und unsere Aktivitäten zu bezahlen. Angemessen zu bezahlen und lieber mehr als angemessen zu bezahlen. Das hat uns natürlich den Vorwurf eingebracht, wir würden die Künstler kaufen, um irgendwelche politischen Ziele, die nicht die der Künstler seien, zu propagieren, und dies mit Steuergeldern. Was für ein billiger Vorwurf. Natürlich haben wir Ziele, auch politische, vor allem kulturpolitische Ziele. Ohne Ziele hätte eine Akademie wie diese ja überhaupt keine Existenzberechtigung. Ich gebe auch gerne zu, daß unsere kulturpolitischen Ziele nicht in jedem Fall deckungsgleich mit den Vorstellungen der Künstler waren, die wir engagierten. Doch weil eines unserer Ziele verständnisvolle Toleranz heißt, wenngleich nicht fatalistische Permissivität, Toleranz also gegenüber fremden Kulturen, Kulturkreisen, Lebensarten, versteht es sich von selbst, daß wir auch Künstler einluden, von denen wir wußten, daß sie andere Zielsetzungen haben als wir. Hätten wir anders verfahren sollen? Ich denke nicht. Im Vorwurf, wir würden Künstler kaufen, äußert sich nur die Ratlosigkeit unserer Gegner. Einerseits werfen sie uns Engstirnigkeit vor, parteipolitische Gebundenheit, andererseits wundern sie sich, daß wir eben doch nicht so engstirnig sind, wie uns unterstellt wurde. So haben wir beispiels-

weise als Referenten Herrn Bazon Brock eingeladen, der in New York einen Vortrag hielt über das Thema »Was ist, wenn nichts ist. Ein Versuch der Rettung der Moderne«; oder Joachim Kaiser mit seinem Referat »Mein Ich und mein Mozart«, mit dem er in allen Kontinenten dieser unserer Erde gastierte. Wir haben die Bühnenbildentwürfe von Jean-Pierre Ponnelle in Nairobi gezeigt, die Filme von Peter Beauvais in Buenos Aires. Luise Rinser las in unserem Institut in Lima und Franz Xaver Kroetz in Tokio. René Kollo sang Schubert-Lieder in Kalkutta und Katja Ebstein Tucholsky-Chansons in Windhuk. Ich denke, allein diese kleine Auswahl widerspricht dem Vorwurf der Engstirnigkeit, der politischen Einseitigkeit.

Natürlich, alles ist nicht möglich. Es gibt Grenzen. Organisatorische, finanzielle, meinetwegen auch politische. Und es gibt Grenzen des Erträglichen. Wenn ich sage, ein Künstler soll gut bezahlt werden, dann heißt das noch lange nicht, daß wir uns als eine Art Selbstbedienungsladen verstehen. Wir beobachten die vielfältig strukturierte Kulturlandschaft der Bundesrepublik Deutschland sehr genau. Wir bilden uns unsere Meinungen darüber. Wir kommen zu Einschätzungen. Nicht jeder ist ja schon deshalb ein Künstler, nur weil er sich Künstler nennt. Knapp neben der Meisterschaft versteckt sich eben immer auch die Scharlatanerie.

Das Beste ist für uns gerade gut genug. Das ist unser Leitspruch. Und er gilt für alle Bereiche des künstlerischen Ausdrucks. Für die Volksmusik ebenso wie für elektronische Experimente, für die Landschaftsmalerei wie für die Collage. Für das Chanson wie für das hermetische Gedicht. Was wurde uns nicht alles vorgeworfen, nur weil wir diesen oder jenen Schriftsteller, Filmregisseur, Maler oder Bildhauer nicht eingeladen haben. Wir warten eben ab. Das Gute bleibt, das Mäßige und Mittelmäßige gerät in Vergessenheit. Wer erinnert sich noch an die Aufregung um Herbert Achternbusch. Und heute? Heute liest bei uns der leise Rainer Kunze. Wer kennt noch die vielen Schönberg-Epigonen? Aribert Reimann ist es, der heute das Musiktheater mit tonalem Leben füllt. Und die zahlreichen Adornianer? Joachim Kaiser hat sie überlebt. Vieles auch wirkt im Stillen, weil es nicht soviel Geschrei um sich macht. Herbert Rosendorfer oder Irina Korschunow, deren Bücher zu Millionen verkauft werden, was für die meisten unserer Kunstrichter ja immer noch ein Manko ist, die ihre Feuilletonseiten mit Tiefsinn über irgendeinen Lyriker füllen, den kein Mensch kennt, kein Mensch liest, der die Leser seiner Bücher per Handschlag begrüßen kann. Otto Schenks Inszenierungen, die wir alle auf Video aufgezeichnet haben und demnächst in Addis Abeba vorführen werden. Kurt Wilhelm, dessen »Brandner Kaspar« aus dem zeitgenössischen Volkstheater nicht mehr wegzudenken ist und der mit unserer Unterstützung von einem Seminar der

Universität Albuquerque ins Amerikanische – genauer ins Idiom der Südstaaten – übersetzt und von der Studentenbühne aufgeführt wird. Nur das wirklich Bedeutende hat bei uns eine Chance. Franz Xaver Kroetz und Rolf Hochhuth sind aus der Gegenwartsdramatik nicht mehr wegzudenken. Dennoch kann man sie kontrovers diskutieren, ja, man muß es, wenn man das Werk anerkennen will. Andere, um die es eine Zeitlang viel Wirbel gab, hielten dieser Form der Anerkennung eben nicht stand. Wim Wenders ist sicher ein großer Filmregisseur, deshalb bekam er eine Retrospektive in Los Angeles. Für die meisten unserer Filmregisseure wäre dieser Schuh wohl um einige Nummern zu groß gewesen.

Die konservative Szene war entsetzt, als wir unseren ersten Programmentwurf vorstellten. Kroetz war dabei, Achternbusch auch.
»Was der Kroetz im Residenztheater gemacht hat, ist eine Sauerei«, schimpfte Lang. »So einer käme mir niemals in die gute Stube.«
»Aber das Residenztheater ist ja nicht Ihre gute Stube.«
»Es ist die gute Stube des bayerischen Staates, wia ma halt so sagt. Und ich bin der bayerische Staat, wia ma halt so sagt.«
Ich erklärte ihm, daß wir keine Märtyrer schaffen dürfen. Um den Kroetz komme man nicht herum. Um den Achternbusch auch nicht. Nur für die anderen wird die Latte der Förderungsgelder höher gehängt. Damit nichts mehr nachkommt.
»Ausdünnen?« Das fand er in Ordnung.
»Bringen wir den Negern Goethe. Ich bringe das schon hin«, sagte Maxl Graf, der ewig junge Liebhaber (mittlerweile um die fünfzig) aus dem Komödienstadel.
»Warum immer Goethe?« fragte Piontek, der gerade einen neuen Gedichtband herausgebracht hatte.
»Genau«, bestätigte Zehetmair.
Es gebe ja auch bayerische Gegenwartsdramatik, sagte Peter Fischer, Regisseur und Autor des Komödienstadel, so ewig wie Maxl Grafs Jugendlichkeit als Liebhaber, und plädierte dafür, ein Übersetzerhonorar auszuschreiben, um den Komödienstadl ins Amerikanische zu übersetzen. »In Texas kommt das sicher an.«
»Wenn schon, denn schon«, meinte Kurt Wilhelm (»Brandner Kaspar«), und alle ahnten, was gemeint war.
Zehetmair erwähnte, schon die FAZ habe was von ihm gebracht, worauf Piontek sich erinnerte, daß er in der SZ neulich ganz groß ...
»Ich lese nur den Münchner Merkur«, sagte Kurt Wilhelm.
»Dallas oder Houston ist nicht mehr das, was es einmal war«, sagte Holthu-

sen, er kenne sich da aus, er habe Lehrerfahrung in Amerika gesammelt. Im übrigen stelle er sich gerne zur Verfügung, eine Dependance der Fallersleben-Akademie dort zu übernehmen.
Bienek unterstützte das und erwähnte, bayerische Kultur sei immer von Preußen geprägt worden. Er erinnerte an den Münchner Dichterkreis um Heyse und Geibel. Heute sei das wieder so: »Mit Holthusen und mir.« Und flüsterte Holthusen zu: »Die Bayern waren von jeher Idioten. Daran hat sich nichts geändert. Kroetz, Achternbusch ...« Er winkte ab. »Rio allerdings könnte mich reizen.«
Krämer-Badoni sagte, das konservative Element, das betont werden müsse, sei kein durchweg bayerisches. Und Eichholz meinte, wesentliche Aufgabe einer Akademie sei das Referat. Kunst sagt nichts aus, der Kritiker sagt, was die Kunst naturgemäß verschweigt, was Piontek so nicht akzeptieren wollte. Er habe seinerzeit Frau Strauß einen Gedichtband von sich geschickt, und sie habe sich bedankt mit den Worten: »Ihre Sprache ist so klar. Man versteht alles.« Was der Lohmeir mit den Worten kommentierte, das sei nur eine Form königlicher Höflichkeit gewesen. Man zeigt sich dankbar, auch wenn gar kein Grund besteht. »Deshalb bin ich immer noch Monarchist.« Er bot sich an, ein Jahr in aller Welt Vorträge zu halten über Ludwig II. »Damit die wissen, daß es bei uns noch Leute gibt, die ihren Kini verehren. So einen Kini habt's es no nia ghabt.«

Ich glaube, ein wenig können wir auf unsere Arbeit stolz sein. Zum Hochmut allerdings besteht kein Anlaß. Wir haben eine Aufgabe übernommen und sie nicht schlecht erfüllt. Deshalb, weil es eine Ehre ist, zitiert zu werden, eine noch größere Ehre aber – ich spreche da sicher in Ihrem Sinne, Herr Bundeskanzler –, falsch zitiert zu werden, deshalb noch einmal Karl Kraus. Unsere Variante lautet: Machen Sie sich nicht so groß, so klein sind Sie doch gar nicht.

Mai 1997

NEU IM
EUROPAVERLAG

Heinz R. Unger

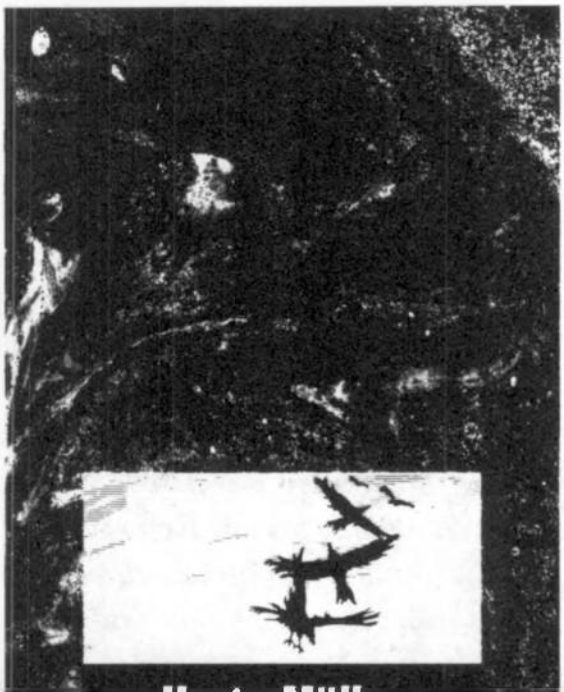
Die Republik des Vergessens

Drei Stücke: »Unten durch«, »Zwölfeläuten«, »Hoch hinaus«

240 Seiten, öS 198,–, DM 29,80

Österreich 1945. Noch hat die »neue Zeit« nicht begonnen, und schon setzt Verdrängung ein. Neue Illusionen entstehen, wohin haben sie geführt?
Beim Lesen von Theaterstücken wird Phantasie angeregt, und es zeigt sich die literarische Qualität. Heinz Unger gelingt es, in realistisch-poetisch-witziger Sprache und eindringlichen Bildern zum Lachen und zum Nachdenken anzuregen. Ein Problem ist so lange nicht alt, als es noch nicht gelöst wurde, und hierzulande bleibt eben vieles immer ärger.

»Laßt uns streiten über: was wahr ist. Aber keine Debatten über die Lüge.«
Heinz R. Unger



Herta Müller
Barfüßiger Februar

PROSA ROTBUCH VERLAG

»Was Herta Müller aus der rumäniendeutschen Literatur heraushebt und in die Reihe der besten deutschsprachigen Autorinnen versetzt, ist nicht allein ihre Fähigkeit, das grauenvolle Landleben der Banatschwaben zu erfassen. Es ist nicht allein ihre erstaunliche Sprachkraft — dichtes, jargonfreies, »reines« Deutsch kommt uns da entgegen, das in ihrer Autorengeneration fast einmalig ist.«

Der Spiegel

136 Seiten, gebunden, DM 22.-

ROTBUCH VERLAG

Joseph von Westphalen
Lob der Bescheidenheit

Geld stinkt. Natürlich stinkt es. Mit Fleiß, Geschick und Schläue zusammengerafft, ist es bekanntlich anderen abgeluchst. Diese kriminelle Erwerbsform scheint zunehmend unabänderlich, man kann schon fast nichts mehr dagegen sagen. Aber es schadet nicht, sich wenigstens einmal wieder daran zu erinnern. Das sauberste Geld ist immer noch der Lotteriegewinn, denn der wird von der Glücksgier anderer bezahlt.

Der Gestank des Geldes entsteht aber nicht so sehr beim Verdienen, sondern vor allem beim Umgang mit dem Geld und seiner Verwahrung. Man will es zwar haben, aber man will kein Gewinnler sein. Und man will es nicht hergeben. Es gibt keine Freude über den angehäuften Reichtum, sondern nur eine säuerliche Klammheimlichkeit. Reichtum, das betonen die Reichen aus einem schamlos offenen Reinigungsbedürfnis heraus, sei in erster Linie peinlich: Das ganze Leben sei nur noch Anlage, klagen sie; sie stünden unter dem Diktat von Alarmanlagenberatern und Vermögensanlagenberatern.

Ganz anders der klassische Lottokönig. Er hat keine anderen Sorgen, als den erträumten, unverhofft hereingebrochenen Zaster angemessen zu verpulvern. Der Ablauf ist aus den Boulevardzeitungen bekannt: ein paar durchzechte Nächte, ein paar falsche Freunde, eine falsche Geliebte, eine gute Tat, und weg ist die halbe Million. Und doch haben sich die sechs Wochen gelohnt. Der Lottokönig hat sich wahrhaft königlich verhalten. Er hat sein Geld verschleudert wie ein Souverän. Diese Bildzeitungsfigur ausgerechnet zeigt, wo heute der große Mangel liegt: in der prachtvollen Verschwendung. Nirgends ist das großfürstliche Gelächter zu hören, mit dem das Geld zum Fenster hinausgeschmissen wird. Nur der meist asoziale Lottokönig verhält sich wie einst der nicht weniger asoziale Monarch, der alle Warnungen seiner Finanzberater in den Wind schlug. Indem der Verschwender sein Geld nicht zur Bank trägt und also nicht arbeiten läßt, richtet er damit wenigstens keinen Schaden an.

Vom Lottokönig abgesehen herrscht in der Bundesrepublik eine große Unsicherheit, wie das Geld am besten auszugeben sei. Durch den normalen

Konsum allein ist das verfügbare Geld bei immer mehr Leuten schon gar nicht mehr wegzuputzen. Gut, die Ferien des Angestellten sind nach wie vor etwas teurer als das von der Gewerkschaft erstreikte Urlaubsgeld, und die Weihnachtsgeschenke verschlingen mehr als das 13. Monatsgehalt. Dann aber sieht es mit dem Geldausgeben schlecht aus. Wer nicht zu Luxusnutten geht, wer keine Schwäche für extrem teure Kleider hat, oder wer seinen schnorrenden Kindern nicht jeden Wunsch erfüllen will, der kann sich für horrende Monatsbeiträge bis zu den Zähnen versichern lassen. Und tatsächlich liegt in der Bundesrepublik die Anzahl der abgeschlossenen Lebensversicherungen höher als die der Gesamtbevölkerung. Doch was hier verschwenderisch als Ausgabe verbucht wird, ist ja nicht aus dem Finanzkreislauf verschwunden; es kommt irgendwann nur um so heftiger auf die braven Einzahler oder deren Hinterbliebene als Geldmasse zurück und muß nun wiederum verwendet werden. Ist die vermietete Eigentumszweitwohnung schon vorhanden, die ja auch wieder das Einkommen nur vermehrt, statt es endlich abzuschmelzen, kommt das teure Auto an die Reihe. Verglichen mit der schwer verschleißbaren Immobilie, erweist sich das kostspielige Auto mit seiner sehr begrenzten Lebensdauer als fast leichtsinnige Anschaffung. Für diesen jammervollsten aller Fetische hat man Zigtausende von Mark hingegeben und genießt nun die scheinbare Unvernunft, mit der man sich das unsinnig luxuriöse Gefährt leistet, das einen natürlich gar nicht so viel kostet. Denn aus steuerlichen Gründen ist der Kauf des teuren Autos bekanntlich eine Abschreibungsnotwendigkeit. Kritikern der neuen Wahnsinnslimousine hält man wehleidig entgegen, daß man vom Steuerberater zum Kauf des gewaltigen Schlittens geradezu gezwungen worden sei. So hat man mit dem Luxus das Alibi. Die Unvernunft ist gleichzeitig vernünftig. Von kunstvoller Verschwendung kann keine Rede sein, keinerlei Leichtigkeit ist mit dem Fahren des neuen BMW- oder Mercedes-Spitzenmodells verbunden; im Gegenteil, diese Autos mit ihren verbesserten Knautschzonen sind nur ein weiterer Ausdruck des allgemeinen Sicherheitsdenkens. Mit ihnen kann man, wie CSU-Wiesheu vor einiger Zeit auf der Autobahn vorführte, andere, kleinere Autos und deren Insassen zu Brei fahren, ohne das eigene Leben zu gefährden.

Der Kauf solcher Autos entspringt dem reinen Spießerdenken. Ihre Beschaffenheit nicht weniger. Was könnte man sich für 100 000 Mark für eine prachtvolle Karosse besorgen, wenn es schon sein muß! Aber nein, je teurer, desto anthraziter und unauffälliger. Nur noch der Kenner weiß, daß so ein Schlitten, der sich kaum wesentlich von einem sehr viel billigeren unterscheidet, ein Vermögen kostet. Dahinter steckt Verklemmtheit und natürlich kein Snobismus, zu dem der Wohlstandsdeutsche von heute weniger

denn je in der Lage ist. Er könnte ja den Glanz seines überflüssigen Reichtums mühelos trüben, indem er verrostete Schrottautos fährt. Zweifellos eine etwas kindische Geste, aber immerhin hätte sie noch Spuren von Liebenswürdigkeit. Statt dessen leistet er sich als Zweitwagen einen Golf-Kabrio und kommt sich keck dabei vor.

Die schweren BMW- und Mercedes-Limousinen sind nun nicht, wofür sie ausgegeben werden: Spitzenwerte des Made in Germany. Sie sind vielmehr Zeichen für das bundesdeutsche Dilemma: ihre Pracht ist ebenso falsch wie ihre Bescheidenheit. Weder das eine noch das andere sind sie wirklich. Ein Blick nach London macht das deutlich. Dort begegnet einem an jeder Straßenecke ein Rolls Royce. Ein Rolls Royce ist natürlich ein in seiner unsinnigen Prächtigkeit völlig lächerliches Auto und für die heutigen Verkehrsbedingungen ganz ungeeignet. Es ist ein Symbol für Reichtum und auch für die Blödheit von Reichtum. Der Rolls Royce-Besitzer bekundet öffentlich mit einer fast hilflosen Ehrlichkeit seinen Reichtum. Gleichzeitig sitzt er winzig und tatsächlich irgendwie bescheiden in dem riesigen Fahrzeug, verloren wie der Prinz, mit dem niemand spielen will. Kein Passant käme auf die Idee, ihm seinen Reichtum zu mißgönnen oder ihm den Teufel an den Hals zu wünschen, so wie jeder friedfertige Bundesdeutsche die aggressiv über die Autobahn rasenden 100 000-Mark-Autos an den nächsten Baum wünscht. Zur englischen Mischung von Pracht und Bescheidenheit sind die Bundesdeutschen tatsächlich nicht in der Lage. Und sie ist auch nicht käuflich oder importierbar: in der Bundesrepublik ist das Fahren eines Rolls Royce nichts als affig, oder es ist der mißlungene Versuch, die Affigkeit zu überwinden.

Ähnliche Probleme stellen sich dem betuchten Deutschen, wenn es ums Wohnen geht. Richtiger: nicht dem betuchten Deutschen stellt sich das Problem, denn die Betuchtheit hat ihn ja längst entsensibilisiert, vielmehr sehen ihn die Kritiker des neudeutschen Reichtums bei der Wahl von Haus oder Wohnung in die nächste Falle tappen. Er hat nämlich das Geld, einem heruntergekommenen Grafen das Schlößchen abzukaufen oder wenigstens eine herrschaftliche Bürger-Villa in angenehmster Stadtrandlange zu erwerben. Aber entweder traut er sich nicht, oder er überwindet sich – und wirkt prompt deplaziert. Während in Italien schwule Modeschöpfer oder polygame Dichter mit aller Selbstverständlichkeit einen Palazzo bewohnen können, hat ein feudaler Wohnsitz auf bundesdeutschem Boden etwas Zwielichtiges. Mit diffusem Grinsen flüstern sich die Insider ins Ohr, welches Schloß neuerdings von welchem Künstler bewohnt wird, und dieser muß schon sehr selbstbewußt sein, wenn er die ungeheuerliche Tatsache nicht lieber verschwiegen haben will. Mancher zieht es vor, in einer unauffälligen

Neubau-Luxuswohnung vor sich hin zu schmachten, als sich dem Risiko auszusetzen, für übergeschnappt gehalten zu werden.
Die scheinbar sauberste, für das Image unschädliche und daher im Augenblick beliebteste Art, überflüssiges Geld abzustoßen, ist das Nobelessengehen. Es hat den Anschein von wahrer Großzügigkeit, man verrät Genußfähigkeit und Sinnenfreude. Die Umwandlung von Geld in prächtige Speisen hinterläßt keinerlei verräterische Spuren, nichts Bleibendes, was prahlerisch auf die Verschwendung deutet. Selbst der Schiß am nächsten Tag nach einem Abendessen für pro Kopf 300 Mark unterscheidet sich in der Regel nicht wesentlich von dem, was nach einem Kantinenessen in die Kloschüssel plumpst. Dennoch fallen jedem empfindlichen Beobachter grundlegende Unterschiede zwischen den bundesdeutschen und etwa den französischen Tafelfreuden auf. Verkrampft oder in krampfhafter Gelöstheit erscheinen die deutschen Gäste im ausgezeichneten Lokal; sie geben sich nicht hin, es sieht aus, als übten sie fein essen. Die einen essen gezähmt und scheu, die anderen lassen sich gehen. Das Genießen wirkt zwanghaft. Kerzen flackern in blöder Feierlichkeit, und keiner wagt sie auszublasen. Die einen sind hilflos den Obern ausgeliefert, die anderen glauben, nur mit Arroganz der arroganten Bedienung standhalten zu können. Es gibt Fronten. Das Zahlen ist Machtkampf und Mutprobe. Wer lädt ein, wer kriegt die Rechnung zum Absetzen? Spätestens beim Nachtisch steht diese Frage jedem bundesdeutschen Möchtegernfeinschmecker ins Gesicht geschrieben.
Das Essen als urdeutsche Bewährungsprobe der Küche: ist der Koch seinem Ruf gewachsen, sind diese kleinen bunten Häufchen auf den großen Tellern ihr Geld wert, das ist hier die Frage. Man prüft mehr, als man genießt, weil man es im Grunde nicht verkraften kann, ein paar hundert Mark auszugeben, obwohl man woanders doch mit 80 Mark einwandfrei und auch sehr lecker hingekommen wäre. Jetzt, wo man wirklich einmal verschwenderisch war, wird man schon wieder halbherzig. Für das Geld hätte man ja einen neuen CD-Plattenspieler kaufen können! Den aber kann man nicht absetzen. So bleibt als Trost, daß man dieses Essen, das zwar gut war, aber niemals seinen irren Preis wert, wenigstens absetzen kann. In Frankreich werden für ähnliche Summen ähnliche Essen verzehrt, doch wieviel unprätentiöser und ohne Mißtrauen; beiläufig wandern die Bissen in den Mund, achtlos kleckert der Wein übers Tischtuch, Gast und Ober bilden eine Gemeinschaft und sind keine Gegner.
Die Ausbrüche der bundesdeutschen Verschwendung wirken in ihrer Kümmerlichkeit und ihrer Verkrampfung so, als wolle man der selbstauferlegten Bescheidenheit trotzig entkommen. Es wäre billig, in dieser seltsamen Überkompensation einen Zug des deutschen Nationalcharakters zu sehen.

Eher ist das gestörte Verhältnis zu Pracht und Bescheidenheit als Folgeerscheinung der bundesdeutschen Steuergesetze zu interpretieren, die jede versuchte Prachtentfaltung von vornherein in Frage stellen. Denn solange das Entfalten von Pracht steuerlich absetzbar ist, fehlt das Wesen des Prächtigen: die wahrhaft verschwenderische Geste. Mit der Bitte um einen Beleg nach einem Essen verliert jede Einladung sofort an Glanz. Es wurden nicht rasante 300 Mark für den Gast locker gemacht, sondern nur die Hälfte. Es ist ein Trauerspiel. Großzügig hat der freie Architekt die alte Freundin ins sündhaft teure Restaurant geladen, und nun sieht sie ihn spöttisch an, weil er die Rechnung verlangt. Wenn er noch nicht völlig blau ist, wird er ihr zulallen, was ihm sein Steuerberater eingebläut hat: jede Mark, die man aus Lässigkeit an Steuern nicht spart, kommt diesem Schweinestaat und diesen Kriegswichsern zugute!

Das nunmehr flüchtig diagnostizierte Verhältnis des wohlhabenden Bundesbürgers zu Pracht und Bescheidenheit ist natürlich auch im Zusammenhang mit der deutschen Geschichte zu sehen. Nachdem dieses Volk von 1933 bis 1945 in ziemlich geschlossenem Größenwahn die Weltherrschaft angepeilt und Berge von Leichen hinterlassen hatte, mußte es tatsächlich ein Gebot des verbliebenen oder des neu gebildeten Anstands sein, den deutschen Kopf, der auch in den fünfziger Jahren noch verdächtig nazihaft geschoren war, nicht frech und prahlerisch emporzurecken. Dabei ist es einerlei, ob die gehemmte Prachtentfaltung Folge eines schlechten historischen Gewissens ist. Zumindest können von heute aus die bundesdeutschen Verrenkungen von falscher Pracht und falscher Bescheidenheit nur vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte gesehen werden. Und hier ist mit einer gewissen Schadenfreude zu beobachten, wie man sich nach der Phase der nationalsozialistischen Großmannssucht verdruckst die Entfaltung von Pracht verkneift, zu der man in seiner Spießigkeit auch gar nicht in der Lage wäre. Es ist natürlich auch in anderen Industrienationen oft fragwürdig, wie Geld in Pracht verwandelt wird; die Deutschen aber müssen es sich wegen ihrer selbstverschuldeten Geschichte gefallen lassen, daß ihre stümperhaften Versuche oder ihre Zurückhaltung besonders argwöhnisch beobachtet und besonders boshaft kommentiert werden.

Die Unbefangenheit schamlosen Prahlens kann sich heute nur noch ein zu Geld gekommenes Entwicklungsland erlauben, dessen diktatorischer Präsident geschickt Gelder von den verschiedensten Weltmächten abzapft, um sich dann Präsidentenpaläste und das berühmte goldene Besteck zuzulegen. Zu solchen hemmungslosen Entgleisungen ist ansonsten nur die Bayerische Landesregierung fähig, die gegen den Widerstand von Bürgerinitiativen und Denkmalschützern die Ostseite des Münchner Hofgartens trotzig mit dem

Protzbau einer neuen Bayerischen Staatskanzlei zuriegeln will. Ein Kraftakt, der beweist, daß es in den Schädeln von Edmund Stoiber und Franz Josef Strauß nicht anders aussieht als im Inneren der Köpfe von Ferdinand Marcos oder Idi Amin: weil sie zu einer wirklichen Prachtentfaltung ästhetisch nicht in der Lage sind, kommt dabei nichts anderes heraus als das Bauwerk gewordene Trommeln des Gorillas auf seine Brust.

Solchen Unsinn können sich allenfalls Ölscheichs leisten, die auch tatsächlich für eine Islamische Weltkonferenz, die man ebensogut in Zelten abhalten könnte, für Hunderte von Millionen Dollar riesige Gebäude mit gigantischen Konferenzräumen errichten lassen. Jedem Konferenzteilnehmer ist eine geräumige Suite zugedacht. Die Einrichtung der Räume wurde auf Wunsch der gastgebenden Scheichs dem Mobiliar der französischen Könige abgeschaut.

So kommt es, daß nun, nach dem Zuschlag der solventen Scheichs, die ehrwürdigen »Vereinigten Werkstätten«, die immer noch die besten Jugendstilmöbel im laufenden Programm haben, achselzuckend all die vergoldeten künstlichen Barockscheußlichkeiten fertigen, die auch noch mit orientalischen Stoffen bezogen werden müssen. Hier handelt es sich um eine groteske Prachtentfaltung von beachtlichem komischen Format. Wozu all die vielen Millionen Petro-Dollars auf Schweizer Banken lassen! So entstehen idiotische Gebäude mit idiotischen Möbeln, in denen sich irgendwelche hochgestellten Moslems wohl fühlen sollen und vermutlich auch wohl fühlen werden. Es entsteht *nicht*, wie einst unter den Nazis – ja doch – oder jetzt in München unter der Federführung Stoibers, eine Herrschaftsarchitektur mit Mahnmalcharakter, eine steinerne Dauerdemonstration, die dem Volk die Macht des Staats unübersehbar vor Augen halten soll. So gesehen ist jener Ausbund orientalischer Prachtentfaltung als gigantischer Witz durchaus vertretbar; in all seiner Gräßlichkeit hat er doch großartige Züge.

Die Prachtentfaltung, so lehrt dieses Beispiel, ist nur vertretbar, wenn sie Selbstzweck ist. Der Charme der scheußlichen Schlösser des Bayernkönigs Ludwig II. liegt allein darin, daß der Kini nichts anderes damit wollte, als seine kindischen Träume zu verwirklichen. Und das Volk, das nicht immer das dümmste ist, nahm ihm die aberwitzige Plünderung der Staatskasse nicht einmal übel. Dieser Verrückte wollte seine Untertanen wenigstens nicht betrügen.

Es ist eine bis zur Unsäglichkeit bekannte Tatsache, daß in Bonn, in sämtlichen Landeshauptstädten und in allen Unternehmensspitzen weit über 90 Prozent deformierte Gestalten sitzen, ohne Witz und Format, denen allenfalls Manager-Magazine in affirmativen Porträts eine gewisse Bedeutung

abzugewinnen vermögen. Also können auch all deren Banketts, deren Einrichtungen und Gebäude kein Format haben. Und wenn durch Zufall ein Bauwerk von Format existiert, kann man sicher sein, daß es von den Polit-Industriespießern verhunzt wird. So fanden in Bonn bis vor etwa zehn Jahren größere diplomatische Empfänge in der sogenannten Redoute statt. Das Schnörkelschlößchen strahlte damals den Glanz eines ehrwürdigen Hotels aus. Die vertrauenerweckenden Räume taugten für Diplomatenbesuche aller Art. Die Angehörigen des auswärtigen Dienstes und ihre Gäste hatten in diesen Räumen, die gut nach altem Parkett rochen, in der Bonner Neubauwüste ein Terrain, das zumindest noch Spuren einer weltläufigen Pracht vermittelte. Aber die damalige SPD-Regierung war in ihrer Spießigkeit der Kohl-Regierung schon ebenbürtig. Auch unter Brandt und Schmidt war man nicht nur nicht zur Prachtentfaltung fähig, man war nicht einmal in der Lage, wahre, bescheidene Pracht zu erkennen und zu erhalten. Also wurde die völlig intakte Redoute renoviert. Statt des Parketts, jener soliden Basis aller delikaten politischen Verhandlungen, kam ein Marmorboden in die Räume, statt der einfachen, gelungenen Lampen kamen protzige Phantasieleuchter, statt der Tapeten Spiegel an die Wände: die alte, wirkliche Pracht wurde durch die falsche Pracht eines Frisiersalons ersetzt.

Prachtvoll, soviel steht fest, kann heute in der Bundesrepublik bei dem katastrophalen Stand der zeitgenössischen Architektur nicht mehr das Errichten neuer Gebäude sein und auch nicht das Auflebenlassen alter Repräsentationsformen. Prachtvoll und zugleich bescheiden ist das Erhalten schöner alter Gebäude in ihrer Hinfälligkeit, so wie etwa die alte Pinakothek in München nach dem Krieg von dem Architekten Döllgast als prachtvolles klassizistisches Bauwerk erkannt, in ihrer Versehrtheit zusammengeflickt und als intakte Ruine erhalten wurde; das Erhalten von Ruinen ist sinnvoller als das Errichten von Häusern der deutschen Geschichte, mit denen man mangels eigener Größe sich an der vergangenen laben will. Prachtvoll ist nicht das äffische Einhalten politischer Zeremonien, sondern das souveräne Ignorieren überkommener Protokolle. Insofern ist auch Weizsäcker, den manche angesichts des formlosen Kanzlers für eine repräsentable Gestalt halten, alles andere als prachtvoll, sondern ein sauertöpfischer Ausführer alberner Rituale.

Prachtvoll ist nie die Ordnung, sondern das Sich-über-die-Ordnung-Hinwegsetzen: das Plündern der Konten allen Warnrufen zum Trotz, das sofortige Abschaffen von militärischen Ehrungen bei Staatsbesuchen, das Kündigen politischer Bündnisse, das Boykottieren von Konzernen. Wahre Pracht hatte immer etwas mit dem Ruin zu tun. Indem man das Geld zum Fenster hinauswarf, zeigte man Größe, denn man zeigte Schwäche und

Besessenheit. Wo immer heute Pracht entfaltet werden soll, und das trifft tröstlicherweise nicht nur für die Bundesrepublik zu, geschieht das nicht verschwenderisch, sondern kalkuliert. Wo immer Geld ausgegeben wird, muß es sich lohnen. Fern ist der großartige Gedanke, sich mit seinen Verschwendungen zu ruinieren. Jedes Geldausgeben ist heute ein Investieren. Wenn der Bertelsmann Verlag 500 Gäste in das beste Hotel am Platz zu einem Buffet einlädt, dann ist das nur eine PR-Veranstaltung. Man kann noch so gut essen und trinken als deren Gast, man wird es immer mißmutig und undankbar tun, weil mit dem flambierten Prachtbraten nichts als die Geneigtheit der Gäste dem Unternehmen gegenüber erkauft werden soll. Daher schützt man sich mit Mäkeligkeit. Im fortwährenden Lästern über das gute Essen versuchen sich die Gäste gegenseitig ihrer Unbestechlichkeit zu versichern.

Echte Pracht führt auf die Dauer zum Niedergang. Zumindest Anflüge von Verrücktheit und Verschwendungssucht kann man von einer ordentlichen Prachtentfaltung erwarten. Heute aber sind die Prachentfalter die blühendensten Zweige der Wirtschaft, und deren Presse- und PR-Abteilungen haben nichts anderes im Sinn als die Vermehrung von Blüte und Frucht. Zu diesem Zweck drängen sie sich als Sponsoren und Mäzene ungeniert in alle Falten der Kultur.

Vielleicht ist Pracht nur als abgestorbene erträglich. Die monströsen Pyramiden, die viel zu großen Schlösser des Barock sind immerhin auch Zeugnisse eines unvertretbaren Größenwahns. Die Türme der Deutschen Bank in Frankfurt, das BMW-Hochhaus in München, die Bertelsmann-Buffets zeigen, daß Pracht neu definiert werden muß, wenn sie etwas Großartiges bleiben soll. Der alte Prachtbegriff ist endgültig von der Wirtschaft versaut worden. So billig, daß sie mit Geld erkauft und entfaltet werden könnte, darf die Pracht nicht sein. Ganz andere Dinge müssen reichlich zur Verschwendung kommen.

Betrachtet man die jammervolle Scheinblüte unseres Wirtschafts- und Finanzwesens und die farblosen Regierungs- und Oppositionspolitiker in Bonn, dann wäre ein prachtvolles Gewitter herbeizuwünschen, ein Wolkenbruch, der mit einer wahrhaft verschwenderischen Masse von donnernden Reden und Schriften die Köpfe der Kleiderpuppen wüsche, die schlimmsten hinwegschwemmte und dem peinlichen politischen Zustand ein Ende bereitete.

Ehrenerklärung:
Asmus Petersens Aufsatz »Uns trennen Welten« in *Kursbuch 87* (»Trennungen«), S. 103 ff., beginnt mit einer unwahren Darstellung. Der dort erwähnte Erste Trompeter der Bamberger Symphoniker ist eine Kunstfigur und keineswegs identisch mit Herrn Horst Werner, der seit 23 Jahren als Erster Trompeter der Bamberger Symphoniker wirkt.
Autor, Redaktion und Verlag bedauern diesen fahrlässigen Umgang mit der dichterischen Freiheit und entschuldigen sich bei Herrn Werner für alle Unbill, die ihm dadurch entstanden sein mag.

Stefan Welzk, geb. 1942, Physiker, Philosoph, Ökonom, arbeitet an der Universität Konstanz im Auftrag der Stiftung Volkswagenwerk über konzernfinanzierte Investitionen und Wirtschaftskrise. Sein Buch *Boom ohne Arbeitsplätze* erschien im Herbst 1986 bei Kiepenheuer & Witsch, Köln.

Lothar Baier, geb. 1942, lebt als freier Autor in Frankfurt am Main. Zuletzt erschien von ihm *Un allemand né de la dernière guerre – essai à l'usage des Francais* (Editions Complexe).

Claus Leggewie, geb. 1950, ist Hochschullehrer an der Universität Göttingen und Publizist.

Michael Sontheimer, geb. 1955, Journalist und Publizist, lebt seit 19 Jahren in Berlin. Seit 1985 ist er Redakteur der *Zeit* in Hamburg.

Eckart Britsch, geb. 1952, ist Soziologe; arbeitet z. Zt. an der Stanford University, Kalifornien; lebt in Berlin.

Cora Stephan, geb. 1951, Publizistin, lebt in Frankfurt am Main und im Vogelsberg.

Bernhard Windisch, geb. 1948; aus der DDR (Jena) emigriert; lebt in Nürnberg und Erlangen. Seine erzählerischen Arbeiten sind weitgehend unentdeckt.

Peter Weingart, geb. 1941, ist Professor für Wissenschaftssoziologie an der Universität Bielefeld.

Manfred Seiler, geb. 1952, lebt in Bachern (Bayern) als freier Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm *Die Gottesanbeterin* (Piper Verlag 1987).

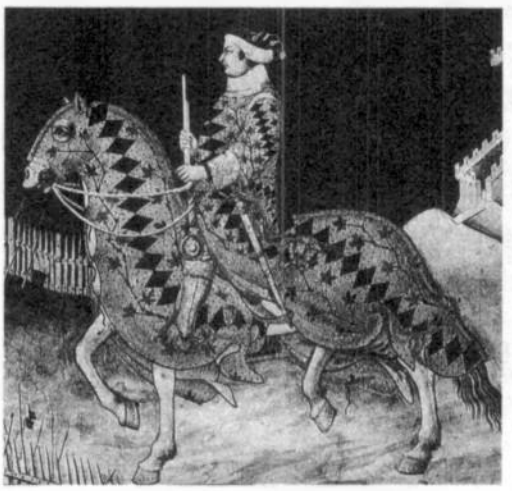
Joseph von Westphalen, geb. 1945, lebt in München. Zuletzt erschien von ihm: *Warum ich trotzdem Seitensprünge mache. 25 neue Entrüstungen* (Haffmanns Verlag 1987).

Kursbuch 90 **Die Medien** November 1987

Kursbuch 91 **Wasser** März 1988

Vorschauen enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 176 und 177

»Un salto di qualità!«
ITALIENISCHE KUNST



EINE NEUE SICHT AUF IHRE GESCHICHTE

Diese gemeinsame Arbeit italienischer Kunsthistoriker – Luciano Bellosi, Enrico Castelnuovo, Alessandro Conti, Massimo Ferretti, Carlo Ginzburg, Giovanni Previtali, Giovanni Romano, Salvatore Settis, Bruno Toscano und Federico Zeri – ist ein beispielhaftes Unternehmen moderner Geschichtsschreibung.
Zum erstenmal richtet sich die Aufmerksamkeit auf die großen Zusammenhänge zwischen den Künstlern und der Gesellschaft, zwischen Zentrum und Peripherie, Erfindung und Auftrag, Absicht und Wirkung, Stil und Ökonomie.

Vorwort zur deutschen Ausgabe von Willibald Sauerländer

Zwei Bände im Schuber. Großformat. Englische Broschur. Fadenheftung.
384 und 480 Seiten mit über 500 Abbildungen.
Subskriptionspreis DM 128.– (bis 31.1.1988, danach DM 148.–)

Die Subskription hat begonnen:
Gehen Sie einfach zu Ihrem Buchhändler!

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Günter Lambertz

Demokratie oder Eliteherrschaft?

Sind die Bürger nur Statisten?

la fleur

Günter Lambertz,
Demokratie oder Eliteherrschaft?
Sind die Bürger nur Statisten?,
168 Seiten, DM 17,80

„Dieses amüsant geschriebene, aber äußerst ernste Buch zeigt, wie ein trockener Stoff launisch aufbereitet werden kann, auch wenn der Verfasser dabei den Säbel bevorzugt. Trocken sind nun einmal Demokratie- und Elitetheorien, wenn man sie aufstellt und nicht nur kritisiert. Warum aber nicht auch einmal ein salopper Ton zu einem hervorgehobenen Thema? ...
Ein anregendes Buch, voller Wissen, mit Understatement vorgetragen."
(Heinz Rausch / Süddeutsche Zeitung)

la fleur-Verlag
Friedrich-Ebert-Straße 38
4150 Krefeld

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie und Sozialismus

Herausgeber:
Walter Dirks · Eugen Kogon
Heinz Kühn · Johannes Rau
Heinz O. Vetter
Hans-Jochen Vogel
Herbert Wehner

Schwerpunktthemen aus dem Jahre 1987:

Spanien – Kultur, Gesellschaft, Politik

●

Kulturpolitik

●

Bröckelt Reagan?

●

Erosion in den großen Städten

●

Sowjetunion – Politische und kulturelle Revolution

●

Gleichstellung von Frau und Mann und die politische Realität

DIE NEUE GESELLSCHAFT/
FRANKFURTER HEFTE
erscheint monatlich, kostet
im Jahresabonnement DM 66,–
zuzüglich Versandkosten.

Abonnements und Probehefte:
DIE NEUE GESELLSCHAFT/
FRANKFURTER HEFTE
Postfach 20 13 52
5300 Bonn 2

Geschichtswerkstatt Berlin (Hrsg.)
Die Nation als Ausstellungsstück
Planungen, Kritik und Utopien zu den Museumsgründungen in Bonn und Berlin
160 S.; DM 16,80

M. Hirsch / N. Paech / G. Stuby (Hrsg.)
Politik als Verbrechen
40 Jahre »Nürnberger Prozesse«
256 S.; DM 24,80

Projektgruppe für die »vergessenen« Opfer des NS-Regimes in Hamburg (Hrsg.)
Verachtet, verfolgt, vernichtet
254 S.; DM 29,80

Fritz Bringmann / Hartmut Roder
Neuengamme —
Verdrängt — Vergessen — Bewältigt?
Die zweite Geschichte des Konzentrationslagers Neuengamme 1945—1985
144 S.; DM 12,—

VSA-Verlag
Stresemannstr. 384a
2000 Hamburg 50
Tel. 040/89 40 69

Gestern und Heute

Prospekt anfordern!

VSA

Elke Suhr
Zwei Wege — ein
Tucholsky, Ossietzky u.
Die Weltbühne

120 Seiten, illustriert, DM 18,—

Ausgehend von dem bislang unveröffentlichten Briefwechsel zwischen den beiden Herausgebern der Weltbühne, schildert Elke Suhr deren spannende Auseinandersetzung, die sich um die nach wie vor aktuelle Frage dreht, wie weit von einem Publizisten in politisch schwierigen Zeiten kompromißlose Offenheit gefordert ist — auch wenn dabei die Existenz seines Blattes in Gefahr gerät.

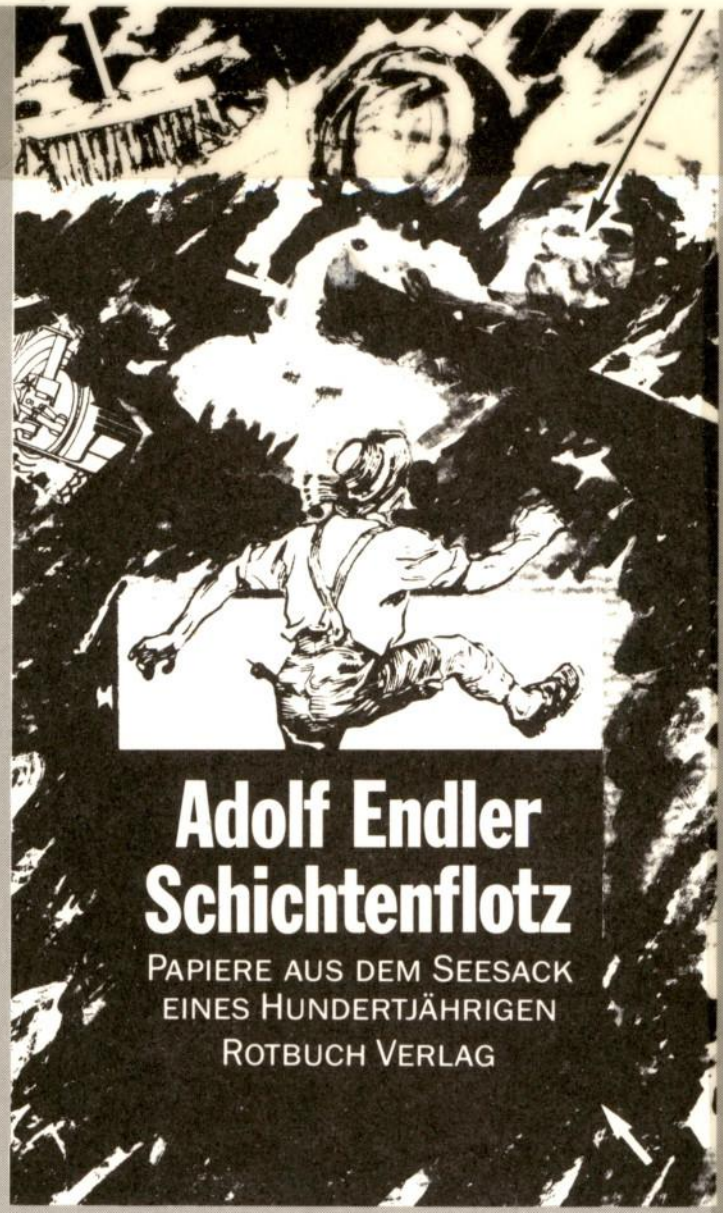
Weismann Verlag
Georgenstr. 123 8000 München 40

Sozialgeschichte

Udo Achten/Matthias Reichelt/Reinhard Schultz
Mein Vaterland ist international
Internationale Geschichte des 1. Mai
In dieser Reichhaltigkeit noch nie veröffentlichtes Bildmaterial aus den 5 Erdteilen und Berichte aus über 40 Ländern belegen ein Stück Geschichte und Gegenwart der internationalen Arbeiterbewegung
336 Seiten, Großformat 22x28 cm, 600 Abbildungen, 32 Farbseiten
Paperback 38,- DM **Leinen 56,- DM**

ASSO Verlag
Josefplatz 3
4200 Oberhausen Ruf (0208) 80 23 56
Bitte Prospekt anfordern!

87-444



Die Prosa des in Leipzig lebenden Schriftstellers Adolf Endler zeigt den Arno Schmidt der heutigen DDR-Literatur in seinem Element: der Subversion. Nicht kritische Analysen, humanistischer Protest, der echte statt des realen Sozialismus sind sein Thema, sondern Sprach-Spiele, surrealistische Vorstellungen und Umwege, direkte und abseitige. »Alles ist Pop, alles ist Sozialistischer Realismus, es kommt lediglich darauf an, von wo aus du es siehst.«
Ludwig Harig zu Endlers Prosa

264 Seiten, gebunden, DM 38.-

ROTBUCH VERLAG

Zwischenbilanz

Friedrich Christian Delius. Mogadischu Fensterplatz.
Roman. 288 Seiten. Gebunden. DM 29,80

Ein Held der inneren Sicherheit. Roman.
dnb 153 / DM 14,- und als rororo 5469 / DM 7,80

Hans Joachim Schädlich. Ostwestberlin. Prosa.
190 Seiten. Kartoniert. DM 26,-

Tallhover. 288 Seiten. Gebunden. DM 38,-

Gisela Elsner. Das Windei. Roman.
320 Seiten. Gebunden. DM 36,-

Carola Stern. In den Netzen der Erinnerung.
Lebensgeschichten zweier Menschen. 256 Seiten.
Gebunden. DM 28,-

Johano Strasser. Der Klang der Fanfare. Roman.
448 Seiten. Gebunden. DM 38,-

Barbara Beuys. Vergeßt uns nicht. Menschen im
Widerstand 1933-1945. 704 Seiten. Gebunden. DM 42,-

Rowohlt